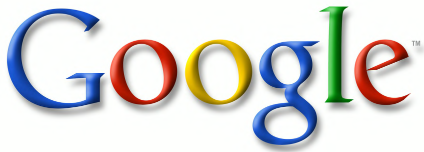
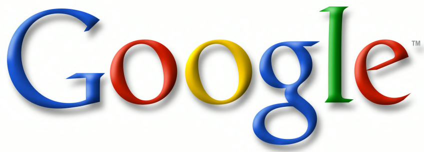



Google





Heilsbotschaft.



(Mann)
Z1;

2

Heilsbotschaft.

Predigten

von

W. J. Mann,

Pastor der Evangelisch-Lutherischen Zions-Kirche

zu

Philadelphia, Pa.

Herausgegeben zum Besten

des

Waisenhauses und der Altenheimath der Evang.-Luther. Kirche, in Germantown, bei Philadelphia.

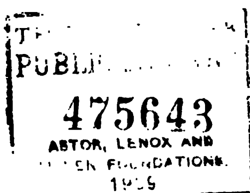
Philadelphia:

Im Verlage des Waisenhauses.

Zu haben bei

J. E. File, 238 Nord 3. Str. und Pastor F. Wischan, 726 Nord 7. Str.

1881.



Vorwort.

Keiner, der ordentlicher Weise in's heilige Amt berufen ist, braucht sich darüber zu entschuldigen, daß er das Evangelium predigt. Vielmehr, wenn Gott der Herr Zeit, Kraft und Gelegenheit gibt, kann er sich nicht entschuldigen, wenn er das Evangelium nicht predigt. 1. Kor. 9, 16.

Aber Eines ist, das Evangelium predigen, ein Anderes, Predigten drucken lassen. Natürlich braucht es auch dabei keine Entschuldigung, wenn reiche Gaben und allgemeinere Anerkennung dahinterstehen. Bei mir, der ich etliche Predigten hiermit im Druck ausgehen lasse, ist davon gar nicht die Rede. Ich kann weder von besondern Gaben noch von dem, was man in der Welt großen Erfolg nennt, reden. Ueberdies ist meine Sprache bisweilen herb und derb und natürlich — freikirchlich. So gerne ich, seitdem mir über der Herrlichkeit der Gnade Gottes in Christo Auge und Herz aufzugehen anfingen, vom Evangelium und seiner Kraft zeuge und Christum den Gekreuzigten predige, so bin ich mir dabei doch recht wohl bewußt, mich über das Gewöhnliche in gar keiner Weise, weder nach Inhalt noch nach Form, zu erheben, vielmehr hinter dem, was ich selbst gerne wollte, unendlich *weit zurückzubleiben.* Matth. 6, 27.

Ich diene schon mehr als dreißig Jahre derselben Gemeinde und bin schon so lange mit vielen werthen Amtsbrüdern und andern Glaubensgenossen verbunden, von welchen mich manche schon oft um ein bleibenderes Andenken meiner amtlichen Wirksamkeit gebeten haben. Vielleicht unvorsichtig gebe ich ihrem Wunsche nach. Mögen sie um so mehr nachsichtig aufnehmen, was ich zu bieten vermag und auch durch diese Zeugnisse nur zu Ihm gewiesen werden, der unser Aller Meister und Herr ist.

W. J. M.

Philadelphia, im Mai 1881.

Inhalt.

Seite.

1.—**Am dritten Advent.** Matth. 11, 2—10. Kann's mit uns besser werden? 1875. 9

2.—**Am Sonntag nach Christtag.** Luc. 2, 33—40; dazu 25—32. Das erbauliche Beispiel des Simeon. 1876. 21

3.—**Am zweiten Sonntag nach Epiphanien.** Joh. 2, 1—11. Warum glauben wir an Christus? 1873. 39

4.—**Am dritten Sonntag nach Epiphanien.** Matth. 8, 1—13. Text: Römer 4, 3. Wie geschieht's, daß der Glaube zur Gerechtigkeit gerechnet wird? 1879. 55

5.—**Am Sonntag Septuagesimä.** Matth. 20, 1—16. Danke Gott, wenn du auf den rechten Weg gebracht wirst. 1877. . . 71

6.—**Am nämlichen Sonntag.** Matth. 20, 1—16. Verdienst oder Gnade? 1880. 85

7.—**Am Sonntag Sexagesimä.** Luc. 8, 4—15. Das Wort Gottes — der Samen. 1878. 98

8.—**Am dritten Sonntag in den Fasten.** Luc. 11, 14—28. Text: Matth. 16, 22. Durch Verleugnung. 1881. 115

9.—**Am ersten Sonntag nach Ostern.** Joh. 20, 19—31. Der unerwartete, aber willkommene Besuch. 1881. 127

10.—**Am fünften Sonntag nach Ostern.** Joh. 16, 23—30. Text: Luc. 11, 1. Lehre uns beten! 1879. 139

11.—**Am 11. Sonntag nach Trinitatis.** Luc. 18, 9—14. Warum geht man in die Kirche? 1876. 152

12.—**Am 13. Sonntag nach Trinitatis.** Luc. 10, 23—77. Was gehört dazu? 1876. 164

13.—**Am 16. Sonntag nach Trinitatis.** Luc. 7, 11—17. Tod und Leben. 1876. 177

14.—**Am nämlichen Sonntag.** Luc. 7, 11—17. Die Predigt in Wort und That am Stadtthor zu Nain. 1878. 191

15.—**Am 18. Sonntag nach Trinitatis.** Matth. 22, 34–46. Gottes Forderung und Gottes Gabe. 1876. 206
16.—**Am 19. Sonntag nach Trinitatis.** Matth. 9, 1—8. Zusammengehörigkeit von Sündenvergebung und Erneuerung. 1876. 219
17.—**Reformations-Fest.** Psalm 78, 1—4. Das Segensgedächtniß der Reformation. 1876. 232
18.—**Reformations-Fest.** 5. Mos. 32, 7. An was der Tag uns erinnert. 1877. 249
19.—**Am 21. Sonntag nach Trinitatis.** Joh. 4, 47—54. Am Glauben liegt's. 1876. 268
20.—**Am 24. Sonntag nach Trinitatis.** Matth. 9, 18—26. Text: Phil. 1, 23. Todesgedanken des Apostels Paulus. 1876. 281

Am dritten Sonntag des Advents.

(Matth. 11, 2—10.)

Da aber Johannes im Gefängniß die Werke Christi hörete, sandte er seiner Jünger zwei und ließ ihm sagen: Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Andern warten? Jesus antwortete, und sprach zu ihnen: Gehet hin, und saget Johanni wieder, was ihr sehet und höret; Die Blinden sehen, und die Lahmen gehen, die Aussätzigen werden rein, und die Tauben hören, die Todten stehen auf, und den Armen wird das Evangelium gepredigt. Und selig ist, der sich nicht an mir ärgert. Da die hingingen, fing Jesus an zu reden zu dem Volk von Johannes: Was seid ihr hinausgegangen in die Wüste zu sehen? Wolltet ihr ein Rohr sehen, das der Wind hin und her wehet? Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Menschen in weichen Kleidern sehen? Siehe, die da weiche Kleider tragen, sind in der Könige Häusern. Oder was seid ihr hinausgegangen zu sehen? Wolltet ihr einen Propheten sehen? Ja, ich sage euch, der auch mehr ist, denn ein Prophet. Denn dieser ist's, von dem geschrieben stehet: Siehe: Ich sende meinen Engel vor dir her, der deinen Weg vor dir bereiten soll.

Vor acht Tagen hat uns das Wort des Herrn mit großem Ernste darauf hingewiesen, daß Alles um uns her anders werden wird. Der Herr, der einst auf Erden in Knechtsgestalt wandelte und der darum auch heute noch von gar Vielen verachtet ist, wird wieder kommen, und zwar in Herrlichkeit, ein Richter der Lebendigen und der Todten. Das sagt er uns selbst, Er, der treue und wahrhaftige Zeuge. Seine Worte sind bisher noch alle zugetroffen. Dies Wort wird auch zutreffen. Da wird ihn Keiner mehr verachten können.

Dann werden die Mauern dieses Weltbaues, die uns so fest erscheinen, wanken. Zeichen werden geschehen auf der Erde, an Sonne, Mond und Sternen. Schrecken und Beben wird fallen über Die, so auf Erden wohnen. Den Seinigen aber sagt der Herr, daß sie dann nur getrost ihre Häupter erheben sollen; denn dann kommen die Stunden ihrer Erlösung. Sie werden frei werden von diesem jetzigen Mithineingebundensein in Sünde und Weh und Tod. Das in ihnen begonnene, aber hier nie ganz vollendete Werk des neuen Lebens kommt dann zur Vollendung. Es wird dann erscheinen, was die Kinder Gottes sind. Das ganze Reich Gottes, das in diese Welt, die im Argen liegt, jetzt hineingemischt sich findet, wird von ihr los werden und seine Vollendung kommt. Die Creatur, die sich mit uns sehnt nach Erlösung vom Dienst der Eitelkeit, der sie jetzt unterworfen ist, wird auch erlöset werden. Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde, in welchen Gerechtigkeit wohnet.

Das sind überaus herrliche Verheißungen. Das sind köstliche Aussichten. Etwas so Schönes hat Moses nicht gesehen, als er von des Gebirges Spitze hernieder schaute auf das Land, durch das der Jordan strömt und das mit Milch und Honig floß.

Nun erinnert aber der Herr auch zugleich mit gar ernster Mahnung daran, daß es gilt, sich für jenen Tag bereit zu halten. Einst und Jetzt liegen nur äußerlich auseinander. Innerlich gehören sie zusammen. Was wir im Frühling ausstreuen, wird uns im Herbst zur Ernte. Jetzt muß das neue göttliche Leben bei uns beginnen, wenn wir an jenem Tage stehen und nicht in den Abgrund geworfen werden sollen vor des Menschen Sohn. Soll er dann uns als die Seinen erkennen und bekennen, so müssen wir ihn jetzt als den Unseren, unseren Herrn und Heiland, in Wort und That auch erkennen und bekennen. Wir erwarten doch nicht, daß dann auf einmal Alles mit uns und um uns her besser und gar herrlich werden soll, wenn es nicht hier und jetzt angefangen hat, in uns, mit uns, bei uns besser zu werden. Das Reich Gottes kommt nicht mit äußerlichen Geberden. Aber es kommt, es hebt an, es ist zuerst in uns. Jetzt laßt uns denn einer Frage uns zukehren, die uns unser heutiges Evangelium nahe legt. Die Frage heißt:

Kann's mit uns besser werden?

Es wird doch Niemand sagen wollen, daß die Frage nicht am Platze sei. Es wird Niemand sagen wollen, daß es nicht besser werden sollte. Wir heißen uns ein Christenvolk. Niemand aber wird behaupten wollen, daß wir unserem Christennamen gar große Ehre machen. Dagegen würde jedes Zeitungsblatt an jedem Tage im ganzen Lande als Zeuge auftreten. Denn man kann ja keines aufheben, ohne daß man von viel bösen gottlosen Thaten zu lesen bekommt. Und wenn die Mauern und die Straßen den Mund aufthäten, von dem zu reden, was von Uebelthaten hinter den Mauern und auf den breiten Lasterstraßen geschieht und wovon man nie zu lesen bekommt, wie müßten uns die Ohren gellen! Die Klagen, die man überall zu vernehmen hat im öffentlichen Leben, in der Geschäftswelt, aus den Gerichtshöfen, aus allen Städten, Dörfern und Häusern, sie alle sind Zeugniß genug, daß es besser werden sollte. Und das gilt nicht nur von uns, sondern überall auf der ganzen weiten Erde.

Klagen sind freilich wohlfeil. Es ist mit dem Klagen auch gar noch nicht geholfen. Aber das Zugeständniß vom wirklich vorhandenen Elend der Sünde, das ist viel werth. Und doch wehren sich die bethörten Menschen wider jedes Elend und Uebel mit Händen und Füßen, nur nicht wider das Elend alles Elendes, das Uebel aller Uebel, die Sünde. Aber es bleibt dabei, die Frage: Kann's denn besser werden? ist die große Frage, gleich groß für dich und mich und für die ganze Menschheit; gleich groß und wichtig für den Besten, wie für den Schlechtesten.

Der Jammer ist, daß wir diese Frage nicht genug in's Auge fassen. Sehet aber im heutigen Evangelium einen Mann, dem sie schwer, sehr schwer auf dem Herzen lag. Der Mann ist Johannes der Täufer. In seiner Frage: Bist Du, der da kommen soll, oder sollen wir eines Anderen warten? liegt gerade die Frage: Kommt's jetzt besser? Kommt jetzt, kommt in Dir und mit Dir das Heil?

Johannes lag damals im Gefängniß. Uebles hatte er Nichts gethan. Aber die Wahrheit hatte er geredet. Damit hat sich schon

mancher Prediger Feinde gemacht. So auch Johannes. Er dachte: „Soll ich aus Furcht vor Menschenkindern des Geistes Trieb in mir verhindern und nicht bei so viel Heuchelschein ein treuer Zeuge Gottes sein?“ Darum hat er Pharisäer, Sadducäer, Zöllner, Kriegsknechte, Alle gewarnt vor dem Zorne Gottes. Besonders aber einem Hohen hatte er gesagt: „Es ist nicht recht, daß Du Deines Bruders Weib zur Frau habest.“ Er hatte damit nur die helle Wahrheit gesagt. Freilich dem Herodes war dabei ein Schlag in's Gesicht gegeben. Darum mußte Johannes im Gefängniß liegen und zuletzt gar sein Haupt unter's Beil legen.

Aber denket nun nicht, daß Johannes um seiner selbst willen jene Frage durch seinen Jünger an den Herrn gesandt habe. Sein eigenes Leben und Leid lag ihm nicht hart an. Aber er sah die Dinge, wie es in der Welt stand, an mit ernstem Blicke. Sein eigenes Volk lag unter heidnischem Szepter. Weil es den ewigen Gott, den schon ein Abraham predigte (1. Mos. 21, 33), nicht hatte seinen Herrn sein lassen, war es unter den heidnischen römischen Kaiser gekommen. Das war ein böser Nachbar und Herr. Und ein Herodes, Pilatus und mehr solche Leute regierten nun in Israel. Das war eine böse Regierung. Und das arme Volk war übel geplagt und noch übler berathen. Da waren die Sadducäer, diese Menschen des Unglaubens und des fleischlichen Genußlebens. Da waren die Pharisäer mit ihrer steifen, seelenlosen Selbstgerechtigkeit und herrschsüchtigen Lieblosigkeit. Da waren die Zöllner mit ihrem Leben in Ungerechtigkeit. Da war das arme Volk, Schafe, die keinen Hirten hatten. Längst hörte man keine kräftige, erfrischende Predigt mehr. Das Wort Gottes wurde von der Schulweisheit in Beschlag genommen. Die alten Brunnen frischen Wassers waren verschüttet. Der Zustand war trostlos. Und stand's so in Israel, was war draußen unter der Heidenwelt zu erwarten?

Diesen Jammer seines Volkes und der Welt sah Johannes mit hellen Augen. Und der Jammer ging ihm durch's Herz. Aber die Verheißungen, den Vätern gegeben, standen ihm fest. Er wußte, daß „ein Jahr des Heils, eine angenehme Zeit vom Herrn“ kommen *sollte*. Er war nicht trostlos. Ja, er wußte schon, Wer der war, der *„mitten unter sie getreten* war, den sie nicht kannten.“ Er kannte

ihn. Er wollte, daß sie Alle ihn kennen. Darum sendet er auch jetzt seine Jünger zu ihm. Sie sollten's vom Herrn selber vernehmen. Um seine Jünger, um alle Andere, um die Welt ist's ihm zu thun.

Da wollen wir denn auch hier lernen von diesem Manne, dem der Heiland in unserem Evangelium ein so herrliches Zeugniß ausstellt, und von dem er sagt, er sei der Engel, der vorausgesandt sei, ihm den Weg zu bereiten. Wie muß nun Johannes das Elend der Welt sich zu Herzen gehen lassen und sich recht sehnen lernen nach der Offenbarung des Heils von oben! Johannes wußte wohl genug, daß er selbst das Heil nicht bringen konnte. Aber wie blickte er so fest, so erwartungsvoll nach dem, von dem er wußte, daß Er und nur Er es bringe; daß durch Ihn allein es besser werde auf Erden!

Keine wichtigere Frage noch heute, als die: Kann's besser werden? Das ist in der That die Frage Aller, die Frage der ganzen Menschenwelt. Leider, daß bei Weitem die Meisten das gar nicht einsehen. Es ist ihnen so ziemlich einerlei, wie es in der Welt hergeht, wenn nur sie gute Tage haben. Sie bekümmern sich um ihre tägliche Sorge, um ihr Geschäft, um ihren Gelderwerb, Gewinn und Verlust, um Essen und Trinken, um ihre Familien, um vergnügte Stunden, um Ansehen und Einfluß. Aber die Frage: Wird's mit uns besser? Kann's nicht besser werden? die liegt ihnen fern ab. Sie können schwatzen über alles Mögliche, sie hören gerne Neuigkeiten, sie beschäftigen sich mit der Politik und den Parteisorgen, sie freien und lassen sich freien. Aber für die große Frage der Menschheit haben sie kein Ohr und keine Zunge. Sie stimmen mit ein in das Rühmen unseres Fortschrittes und sind voll des Stolzes, der im Zeitgeist unserer Tage seine hohlen Blasen treibt. Aber so viel sie nebenher tagtäglich über die Unredlichkeit, Schlauheit, Frechheit, Bosheit der Menschen zu klagen haben, die Frage: ob es und wie es besser werden könne, mit der lassen sie sich nicht ein. Sie wissen, daß sie mit der Sünde und durch die Sünde selbst viel zu leiden haben. Aber daß sie am Feldzug des Reiches Gottes gegen die Macht der Sünde und des Satans hellen Antheil nehmen würden, nein, dazu bekommt man sie nicht; dazu rümpfen sie vornehm die Nase. *Die Sünde anerkennen* als den Feind, der der Todfeind

alles wahren Lebensglückes, alles wahren Fortschrittes, aller wahren Volkswohlfahrt ist, dazu fehlen ihnen die Augen. Vor ein paar Tagen sah ich einen Mann am hellen Tage betrunken auf der Straße taumeln. Der Mann war gut gekleidet und trug einen Korb am Arme. Um ihn her stand ein Haufen von Menschen, die mit ihm ihren Scherz trieben und lachten — was ist da zu lachen? Der Mann entwürdigte sich selbst und riß seinen guten Namen in den Koth — was ist da zu lachen? Wenn er zu Hause gebracht wird, bringt er Schande und Schmerz über seine Frau — was ist da zu lachen? Wenn seine Kinder ihn in diesem Zustande sehen, wie steht ihr Vater da vor ihnen — was ist da zu lachen? Wenn der unglückliche Mensch in seinem Laster beharrt, so gibt er nicht nur ein schändliches Beispiel und ruinirt sein Familienleben, sondern er selbst geht an Leib und Seele zu Grunde — was ist da zu lachen?

O der jammervolle Leichtsinn, der über die Sünde das einemal lacht und das anderemal vielleicht aus Selbstsucht sich über sie ärgert, aber an der Frage: „Soll's so bleiben? Kann es denn nicht besser werden?" keinen Antheil nehmen will. Das ist der alte Kainsgeist, der noch durch die Welt geht und mit viel tausend Zungen sagt: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?"

Nun ist aber die Meinung nicht die, daß wir blos denken sollen an Andere und an die Welt um uns her, sondern wir wenden die Frage auch an auf uns selbst. Ich will Leuten, die vielleicht längst die Hoffnung aufgegeben haben, daß es mit ihnen noch besser werde, es an ihr Herz legen, daß sie hier ja nicht denken sollen, bei ihnen sei es für die Frage zu spät. Nein, nie zu spät in dieser Welt! Ich weiß gar Keinen, mit dem es nicht noch besser werden könnte. Ich wollte nur, sie würden erst einmal selber die Frage recht tief aus dem eignen Herzen herauskommen lassen: „Kann's besser werden?"

Und nun kommen wir auf die Antwort. — Johannes hat seine Frage gar nicht nur wie einen leeren Seufzer in die Welt geschickt. Nein, er hat seine Frage an Den gesandt, von dem er allein, aber mit Sicherheit die Antwort erwartete. Und die ist ihm und seinen Jüngern und uns und der Welt auch geworden. Für ihn hieß sie: „Nein, wartet ja nicht auf einen Anderen; es ist auch nicht der Mühe

werth; es ist Alles da, was ihr brauchet; nur wartet nicht länger, sondern kommt, greift zu und laßt euch helfen!" Und so heißt sie für uns auch, und heißt so auch heute noch, und gibt uns die überaus trostreiche Zusicherung: Ja, Gott sei Dank! es kann besser werden!

Johannes hat im Gefängniß von den Werken Christi gehört. Und gerade auf diese seine Werke weiset der Herr in seiner Antwort hin. Er sagt den Jüngern des Johannes, sie sollen ihrem Meister nur berichten, was sie selber sehen und hören. Und gewiß, was Jemand wirkt, thut, leistet, das ist das beste, sicherste Zeugniß über ihn. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Wenn ich mir nun vergegenwärtige, was Christus in der Welt gewirkt hat, welche Werke er gethan, da muß ich sagen, daß ihm doch unter Allen Keiner nur auch weit entfernt kann verglichen werden. Ich muß da gleich auch seine Worte zu seinen Werken und Thaten rechnen. Seine Worte thun's ja; damit gibt er den Blinden das Auge, macht den Lahmen gehen, heilt die Aussätzigen, läßt die Tauben hören, die Todten auferstehen, gibt den Armen selige Botschaft von Gottes Erbarmen. Und auch wo er lehrt und zum Volke redet oder mit Einzelnen spricht, wie sind seine Worte so frisch und Alles so wahr und so anschaulich, doch so schlicht und einfach, und was er sagt, so gar nicht gesucht und weit hergeholt; Jeder kann davon lernen, und so einfach sie sind, so kräftig, tief, vielsagend sind sie. Sie sind einst in einer kleinen Ecke der Welt geredet worden, dort im heiligen Lande. Aber jetzt werden sie nach bald zweitausend Jahren gepredigt in allen Welttheilen. Sie wurden einst gesprochen in der Sprache Judäa's, Samaria's und Galiläa's. Jetzt werden sie gepredigt und gelesen in Hunderten von Sprachen. Sie waren für jene Seelen in jener Zeit so voll von Lehre und Erkenntniß, und so sind sie eben so voll von Geist und Leben für unsere Zeit und ihre Kinder.

Es ist gar nicht auszusprechen, was der Herr mit seinen Worten in der Welt angeregt, bewegt, bewirkt hat. Die Weisen dieser Welt reden und schreiben viel und lassen uns dicke Bücher zurück. Wer fragt denn nach etlichen Jahrzehnten noch viel darnach? Vielleicht

etliche Gelehrte vom Fach. Die Motten aber verzehren die Bücher. Unser Herr Jesus Christus redet so, daß es in's Herz und in's Gewissen, in den innersten Kern, aus dem das Leben fließt, hineingesprochen ist. Vom Verstand, mit dem die Weltweisheit zu thun hat, lebt der Mensch nicht. Da bewegt sich Alles doch nur auf der Oberfläche. Aber dort drinnen in der Tiefe des Herzens, wo Gewissen und Wille bei einander wohnen, dort ist der wichtigste Theil am Menschen; dort steht er zwischen zwei gewaltigen Mächten — Licht und Finsterniß, Geist und Fleisch, Gnade und Sünde, Leben und Tod. Dort braucht's eine Entscheidung, und das ist die allerwichtigste. Und die trennet oder verbindet auch die Menschen mehr als alles Andere. Darum dort hinein redet der Herr. Und so, wie er es thut, kann's kein Anderer.

Wer wollte es ermessen, was unser Heiland gewirkt hat, um ein Beispiel anzuführen, mit dem Gleichniß vom Verlorenen Sohne? Kann man etwas Einfacheres erzählen? Aber kann auch Jemand die Menschenherzen und Menschenwege wahrer und die erbarmungsvolle Liebe Gottes ergreifender und herzgewinnender uns vormalen, als der Herr es da gethan hat? Die Ewigkeit wird's offenbaren, wie vielen Verirrten und Verlorenen das Bild des verlorenen, in der Züchtigung in sich schlagenden, dann reumüthig und demüthig umkehrenden Sohnes ein Ruf zu ihrer Umkehr auf den Weg des Lebens geworden ist. Und die Ewigkeit wird's auch aufdecken, wie viele Seelen gezogen worden sind von diesen Worten von der freien, den Bußfertigen so gerne wieder aufnehmenden und ihm vergebenden und ihn über Bitten und Verstehen segnenden Liebe Gottes, und wie Viele durch sie gewonnen worden sind, ein Herz zu Gott zu fassen und zu ihm zu kommen.

Oder wer will's sagen, wie viele Seelen erleuchtet und erbaut und geistlich belebt worden sind durch jenes Wort, das der Heiland in dem stillen Hause dort zu Bethanien gesprochen: Martha, Martha, du hast viele Sorge und Mühe. Eins aber ist noth; Maria hat das gute Theil erwählt; das soll nicht von ihr genommen werden.

Nun, ich greife hier aus dem reichen Schatze der lieben vier Evan-

gelien nur ein paar köstliche Perlen heraus. Wie viel Anderes wäre da zu nennen! Wollte man da fortfahren, man würde kein Ende finden. Wahrlich, es ist kein Wunder, daß Petrus gesagt hat: „Wohin sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens." Mit der Kraft der Ewigkeit, der ewigen Wahrheit und des Lebens haben sie auch gewirkt, diese wunderbaren Worte des Herrn. Sie sind der Sauerteig, der eindringt in's Mehl, in die Masse der Menschheit, und überall sie anregt und belebt. Was wäre aus der Welt geworden, wären jene Saatkörner nicht in dieß Ackerfeld gefallen?

In der That — das Evangelium von Christo ist doch das Beste, oder vielmehr das einzig wahrhaft Gute, Heilsame, Lebenerweckende, Helfende, Heilende, Tröstende, das wir haben. Alles Andere ist daneben nur Spreu, kraftlos, gehaltlos, preisgegeben den Winden und dem Wechsel. Damit mag man sich eine Weile abgeben. Dann lebt sich's aus. In der Noth der Seele, in wahrer Lebensnoth, im Kampf mit der Sünde, da hält's nicht vor. Aber durch's Evangelium von Christo kann's besser werden und ist es besser geworden bei Tausenden und in der Welt. O daß die Leute nur auch kommen wollten zu Christus, sich helfen zu lassen! Der Fehler ist, sie kennen ihn nicht, und darum trauen sie ihm nicht und bleiben ihm ferne. Es geht uns mit ihm, wie es uns manchmal in unserem Umgang mit den Menschen geht. Wir sind mit Vorurtheilen gegen sie erfüllt, wir weichen Diesem und Jenem geflissentlich aus. Aber da werden wir ihnen einmal nahe gebracht, da machen wir die Entdeckung, daß sie ganz anders sind, viel mehr verstehen und wissen, viel freundlicher und liebevoller uns entgegenkommen, als wir je gedacht hätten, und wir bitten ihnen unser Unrecht im Stillen ab. Ich weiß, Vielen, sehr Vielen würde es gerade so ergehen mit dem Herrn Christus, wenn sie ihm näher kommen würden. Er kann ihnen viel mehr geben, als sie je gedacht hätten, und sie würden finden, daß hinter all der Einfachheit seiner Worte „Schätze der Weisheit und der Erkenntniß verborgen" liegen. Sie würden finden, daß Christus in der That der Mann ist, der die Welt besser machen kann. Und den sollte man nicht lieb haben?

Ich weiß *wohl*, daß man in der Welt immer am Verbessern ist.

Alle Revolutionen wollen Verbesserungen sein. Heute geht ja der Ruf nach Veränderung aller bestehenden herkömmlichen Staatseinrichtungen, Kircheneinrichtungen, Lebenseinrichtungen, Hauseinrichtungen als das Feldgeschrei der Zeit durch die Welt. Ueberall ist die Rede vom Fortschritt, und es sieht bald aus, als ob der Verstand erst mit unserem Jahrhundert in die Welt gekommen wäre. Und natürlich — all' das Neue, all' die Vorschläge und Pläne für Veränderung wollen doch lauter Verbesserung sein. Ich will alles Gute und Brauchbare in seinem Rechte belassen. Ich bin auch weit entfernt, zu denken, das Sitzenbleiben auf dem Alten sei schon an sich eine Tugend. Ich folge willig der Schrift, die da sagt: Prüfet Alles und das Gute behaltet! Aber das weiß ich, daß die Vielgeschäftigkeit unserer Tage, das Rütteln am Alten, das Umgestaltenwollen von außen her das Heil noch lange nicht bringt. Man will von außen her die menschliche Gesellschaft, das bürgerliche Leben, den Unterschied von Reich und Arm, gar auch das Leben in der Ehe umgestalten. Nun — wer denken mag, daß man mit neuen Ordnungen solcher Art dem Menschen zum Heil und zur Zufriedenheit helfen könne, der wird sich furchtbar täuschen. Leget den Kranken von einer Seite seines Bettleins auf die andere. Für ein paar Augenblicke meint er, es thue ihm wohl. Ja, aber krank bleibt er darum doch. Das macht ihn noch lange nicht gesund. Es gilt von unserer Zeit das Wort des Propheten: Es ist umsonst, daß du viel arzeneiest, du wirst doch nicht heil! (Jer. 46, 11.)

Soll's wirklich besser werden, da muß eine neue, frische, gesunde Lebenskraft einziehen und durch den ganzen Menschen dringen. Und das muß in jedem Einzelnen anfangen. Viel zu viel wird in unserer Zeit immer nur geredet vom Ganzen, vom Volk, von der Gesellschaft. Was der Herr Christus thut, das fängt bei jedem Einzelnen an, und von dort aus wirkt es auf's Ganze. Und das ist der rechte, einzig vernünftige Weg. Neue Kräfte müssen in die Seele einziehen. Kräfte aber können wir Menschen nicht schaffen. Leben können wir Niemand geben. Er aber kann es. Das liegt auch eben deutlich *genug in* der Antwort, die der Herr dem Johannes sandte. Er, der *dem Blinden das Auge gibt,* dem Lahmen die Kraft zum Gehen, der

den Aussätzigen rein, den Tauben hören, den Todten lebendig macht, Er ist ein Herr über Tod und Leben. Er steht nicht unter, sondern über diesen Kräften der Natur. Und darum thut er solche Zeichen und Wunder am Leibeswesen der Menschen, damit wir wissen mögen, mit Wem wir es zu thun haben. Er ist es, und Er allein, der auch andere, höhere Gaben, Kräfte des Geistes, des geistlichen Lebens den Menschen geben kann. Er kann helfen und heilen. Und ohne ihn ist uns nicht geholfen. Niemand kann die Werke thun, die Er thut.

Und in der That — diese Hilfe nach innen, von innen heraus, dieses Einsenken von neuen Lebenskräften, diese Lebensstiftung zu geistlicher Stärke und Gesundheit, das thut uns noth. Ehe das Auge gesund und hell und die Sehkraft richtig und sicher ist, da wird mich mein Blick täuschen. Ich werde Kieselsteine für Diamanten, Glas für Perlen, was glänzt gleich für Gold halten, und mich zuletzt schrecklich betrogen sehen. Am rechten klaren Blick fehlt es. Darum nehmen die Leute das Gift der Sünde für Zucker und werfen das Brod des Lebens weg. Darum lassen sie sich blenden vom Zauberschein des eiteln, vergänglichen Wesens und das Aechte, Wahrhaftige, Unvergängliche verkennen sie. Sie müssen es erfahren: Ist dein Auge licht, so ist der ganze Leib, der ganze Mensch hell, und sieht den Pfad des Lebens und erkennt, was ihm zum Frieden dient; ist aber dein Auge ein Schalk, täuscht dich dein Blick, siehst du falsch, dann ist der ganze Leib finster und tappt im Irrthum, im Dunkeln und leidet Schaden. „Gib uns Augen, die 'was taugen, rühre uns're Augen an; denn das ist die größte Plage, wenn am Tage man das Licht nicht sehen kann!" Die Blinden sehen. Dann ist uns geholfen, wenn wir helle Augen der Erkenntniß haben und in Gottes Licht das Licht sehen, sehen was ewigen Werth hat und darum werth ist, daß man alles Andere dafür hingibt.

Kräfte brauchen wir; denn wir sollen überwinden, was Gott und dem Geist entgegensteht. Wir sollen den Willen Gottes thun, der ein guter, gnädiger, vollkommener Wille ist. Anders wird es nie besser mit uns und der Welt werden. Dem ist aber das Fleisch entgegen. Darum braucht es Kräfte. Der Lahme mag alle seine Glieder haben. Dort fehlt es ihm gar nicht. Es ist auch nicht der

Mühe werth, daß du ihm zeigest, wie man geht. Das weiß er ganz wohl vorher. Dort fehlt es ihm gar nicht. Aber an der Kraft in den Gliedern fehlt's. Diese Kraft ist die Freiheit, sich bewegen zu können, wie man will. Ehe sie da ist, da heißt es eben: „Ich habe Lust am Gesetz nach dem inwendigen Menschen; Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht; ich armer Mensch! Wer wird mich erlösen vom Leibe dieses Todes?" Darum die Lahmen gehen, weil Lebenskraft in sie eingezogen ist. Die kann dir kein Arzt, keine irdische Arzenei und Nahrung, die kann dir dein eigener Wille nicht geben, und wäre er noch so stark. Die kommt von oben. Die gibt nur der Herr.

So thöricht kann doch Niemand sein, daß er sich die Menschen nicht besser wünschte. Es macht sich ja die Verkehrtheit und Verderbniß der menschlichen Natur überall geltend. Wäre das der rechte gesunde Zustand, so würden wir nicht darüber klagen. Nun aber bricht das Gift dieser Krankheit des inneren Menschen überall aus, und zwar häßlich und schrecklich genug. Wir Menschen müssen uns ja vor einander fürchten. Keiner kann vorneweg dem Andern trauen. Und obendrein müssen wir uns hüten, daß wir von Anderen nicht angesteckt werden und Schlechtes von ihnen lernen und annehmen. Und geht es ihnen nicht auch also uns gegenüber? Gift, Gift ist überall, und an dem Giftstoff im Leib der Menschheit leiden wir Alle unsäglich, und die Sünde zerstört und verheert und verderbt und macht unselig und der Tod ist drin. Salbe von außen her hilft da nicht. Der Giftstoff muß hinaus. Er muß von einer höheren Kraft überwältigt, sein Bann gebrochen, er muß ausgestoßen werden. Die Aussätzigen werden rein! Christus ist der Arzt der Kranken. Hilft Er uns, dann ist uns geholfen.

So lange Einer gar nicht hört, so lange ist auch die beste Musik an ihm verloren. Und sie ist auch verloren an ihm, wenn er für die Schönheit der Musik nicht einen empfänglichen Sinn, ein Ohr hat, das durch die Schönheit der Melodie und Harmonie ergriffen wird. Er mag sonst gut hören. Aber auch das recht hören und vernehmen will gelernt sein. Man kann „mit hörenden Ohren nicht hören." Das gilt nirgends mehr als im Reich Gottes, gegenüber dem, was es

da zu hören und zu vernehmen gibt. Den Namen Christus haben sie Alle schon gehört. Aber aus dem Namen heraus hören, was von ewiger Liebe, von Erbarmen, von Trost, von Wahrheit und Kraft in ihr eingeschlossen ist, das ist ein Anderes. Gottes Wort hören Tausende. Aber daß es ihnen durch's Ohr in's Herz, durch's Herz in all ihr Thun und Lassen dringt und dort über sie herrscht und Alles nach Gottes Willen lenkt, das ist ein Anderes. Die Leute hören nicht recht, weil sie sich nichts wollen sagen lassen. Es ist eine Gottesthat an einem Menschen geschehen, wenn er lernt, gern und recht die Botschaft des Heils hören, und in den Sinn des Evangeliums eingeht. Die Tauben hören. Da ist ein mächtiger Riegel durchbrochen, der hinderte, daß die Wahrheit aus Gott nicht eindringen und sich kräftig erweisen konnte.

Und wo nun das Alles zusammenkommt, wo Augen und Ohren und Glieder belebt sind, das Gift ausgetrieben, Alles neu angeregt und erweckt und gestärkt wird, wahrlich da ist der Tod überwunden und da beginnt wirklich ein neues Leben. Die Todten stehen auf. Wo ein Mensch aus dem bloßen Leben des Fleisches und der Welt und des Weltsinnes geistlich erweckt wird und nun am Reiche Gottes und an seinen geistlichen Gaben und Gütern lebendigen Antheil nimmt, anfängt ein Leben aus Gott zu führen, da ist ein Todter erstanden. Das eitle, ungeheiligte, sündige, ungeistliche Treiben der Weltkinder ist doch das rechte Leben nicht. Aber Christus ist gekommen, daß die da schlafen, seine Stimme, die Stimme, die Worte, die Botschaft des Sohnes Gottes hören. Und die sie recht hören, die stehen jetzt schon auf und lernen mit ihm in einem neuen Leben wandeln.

Reich ist nur Einer. Das ist Gott der Herr selber. Er ist reich über Alle, die ihn anrufen, und erbarmt sich aller seiner Geschöpfe. Ihm gibt Niemand Etwas. Er gibt aber Allen. Vor ihm sind sie Alle nur Bettler. Er hat auch allein alle Vollkommenheit, alle Heiligkeit, alle Gerechtigkeit. Wir mit unseren zahllosen Gebrechen stehen vor ihm Alle da als arme Sünder. Nun will er, daß wir uns auch als solche erkennen und darum den Kopf nicht hoch tragen, als wären wir Etwas aus uns selber. Aber wenn wir recht demüthig,

bußfertig, klein geworden, verlangend nach Gerechtigkeit, besorgt um unsere Seele vor ihn kommen, da sind wir die geistlich Armen, die der Heiland selig preiset und von denen er sagt, daß ihrer das Himmelreich ist. Und die sind auch herzlich dankbar für die gute Botschaft von der Gnade Gottes und der Vergebung der Sünden. Bei ihnen schlägt auch der Ruf zur Buße und die Predigt von Wiedergeburt und Bekehrung im Glauben an den Namen des Sohnes Gottes an. Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Gar einen bedeutungsvollen Wink fügt der Herr seiner Antwort an Johannes noch schließlich bei, wenn er sagt: Und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert. Man ärgert sich und nimmt wohl leicht Anstoß, wenn die Dinge anders sich finden, als man sie sich vorstellte; wenn es mit dem, was man vorhat, nicht so leicht und schnell geht, wie man dachte und wünschte; wenn es Einem überhaupt gegen den Sinn geht. Das kann uns Alles gerade bei Christus begegnen, wenn wir näher zu ihm hinkommen. Während er uns als der rechte Arzt und Helfer in seine Behandlung nimmt, uns das neue Leben und die wahre geistliche Gesundheit zu geben, da darf er uns doch nicht Alles gestatten, sondern muß uns abbrechen und verwehren; er darf uns auch nicht schmeicheln, sondern muß uns unsere Fehler und Gebrechen vorhalten, wie sie sind; er will sich auch nichts von der ganzen Welt dreinreden lassen, sondern will uns ganz haben und mit Niemand theilen. Das sind nun freilich Wege und Mittel, daran sich der natürliche Sinn gerne stößt. Aber — nur nicht vergessen, daß es sich dabei handelt um Tod oder Leben. Wem es darum zu thun ist, gesund zu werden, der wird mit dem Arzte nicht lange rechten wollen, sondern Vertrauen haben und die Welt schwatzen und lachen lassen. So müssen wir's mit Christo halten.

Nun ist gewiß, daß der Herr mit seiner Antwort an Johannes ganz klar und deutlich sagt: Wartet doch ja auf keinen Anderen, sondern kommet zu mir und nehmet mich an, und euch soll geholfen werden; es kann, es soll, es wird besser, es wird endlich ganz gut werden. Und was der Herr sagte, wies ja aus dem, was er that und wirkte und was er seither gewirkt hat an so vielen Tausenden, sich selber nach *als die lautere Wahrheit.*

Ja, in der That, wir haben nichts Besseres noch gefunden und wir werden nie etwas Besseres finden, als Er ist, und als Das ist, was er gibt. Er und sein Evangelium und sein Heil ist das einzig wahrhaft Gute, das wir haben. Da ist rettende, heilende, tröstende, erquickende, belebende Kraft drin. Da ist die ewige göttliche Liebe drin, die in unser todtes Leben hinein neues Leben pflanzt. Da ist die himmlische Weisheit drin, die weiß, wo es uns fehlt, und was wir bedürfen, und die von innen heraus die Heilung beginnt und auf den Grund des Uebels geht. All unser eigenes menschliches Verbessernwollen an der Welt und uns legt oben Schönpflästerchen auf und deckt den Schaden zu und ist leidiges Stückwerk und Flickwerk.

Es kann besser werden! Das ist die tröstlichste Wahrheit, die man in dieser Welt hören mag. Kommt einmal, liebe Leute, nur recht ehrlich und ernstlich zu Christus. Haltet doch eure Seelen nicht auf. Glücklich und zufrieden seid ihr ja doch nicht mitten drin im Elend der Sünde, die euch und den Eurigen in jedem Hause, in jedem Verhältniß des Lebens den Genuß des Lebens selbst verbittert und euch alle Tage neues Leid bereitet. Sehet ihr's nicht an so Vielen, mit denen der Weg eures Lebens euch zusammen führt, und saget ihr es nicht selbst von ihnen: O, wenn Der nur nicht so leichtsinnig, und der Andere nur nicht so zornig, und der Dritte nur nicht so vergnügungssüchtig, und der Vierte nur nicht so ehrgeizig, und der Fünfte nur nicht so unehrlich, und der Sechste nur kein solcher Sklave seiner Sinnlichkeit, und der Siebente nur kein solcher Spötter über alles Heilige wäre — wie viel besser wäre es! Gewiß — anders sollten sie werden, und anders sollten wir werden und auch unsere Fehler los werden, und wir wären alle miteinander glücklichere Leute.

Was hilft's aber, dabei stehen bleiben? Damit wird's nicht besser. Was hilft's, zu raisoniren und zu klagen über Land und Leute? Wird's denn von selber besser werden? Auch nicht. Also wollen wir ja nicht stehen bleiben beim Alten. Wir wollen einmal anfangen, dem Zeugniß, das wir von treuen Zeugen hören von Christo, recht zu glauben. Wir wollen uns von Johannes dem Täufer und von den lieben Evangelisten und Aposteln, wir wollen uns von allen gläubigen Seelen, denen in Christus die Sonne der Gerechtigkeit mit dem

Heil unter ihren Flügeln aufging und der helle Tag eines neuen Lebens anbrach, auch zum Herrn weisen lassen und zu Christus kommen und uns von ihm helfen lassen. Es kann besser werden. Es ist nur Ein Heil. Es ist nur Ein Heiland: Jesus Christus, gestern, heute und derselbe in alle Ewigkeit!

Amen.



Am Sonntag nach Christtag.

(Evang. des Sonntags: Lucas 2, 33—40. Beigefügt V. 25—32).

Und siehe, ein Mensch war zu Jerusalem, mit Namen Simeon; und derselbe Mensch war fromm und gottesfürchtig, und wartete auf den Trost Israels, und der heilige Geist war in ihm; Und ihm war eine Antwort geworden von dem heiligen Geist, er sollte den Tod nicht sehen, er hätte denn zuvor den Christ des Herrn gesehen. Und kam aus Anregen des Geistes in den Tempel. Und da die Eltern das Kind Jesus in den Tempel brachten, daß sie für ihn thäten, wie man pflegt nach dem Gesetz; da nahm er ihn auf seine Arme, und lobete Gott, und sprach: Herr, nun lässest du deinen Diener im Frieden fahren, wie du gesagt hast; Denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen, welchen du bereitet hast vor allen Völkern, ein Licht, zu erleuchten die Heiden, und zum Preis deines Volks Israel.

Und sein Vater und Mutter wunderten sich deß, das von ihm geredet ward. Und Simeon segnete sie, und sprach zu Maria, seiner Mutter: Siehe, dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, (und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen), auf daß vieler Herzen Gedanken offenbar werden. Und es war eine Prophetin, Hanna, eine Tochter Phanuels, *vom Geschlecht Asers*, die war wohl betaget, und hatte gelebt sieben

Jahre mit ihrem Manne, nach ihrer Jungfrauschaft. Und war nun eine Wittwe bei vier und achtzig Jahren, die kam nimmer vom Tempel, dienete Gott mit Fasten und Beten Tag und Nacht. Dieselbige trat auch hinzu zu derselbigen Stunde, und pries den Herrn, und redete von ihm zu Allen, die auf die Erlösung zu Jerusalem warteten. Und da sie es alles vollendet hatten nach dem Gesetz des Herrn, kehreten sie wieder in Galiläa, zu ihrer Stadt Nazareth. Aber das Kind wuchs, und ward stark im Geist, voller Weisheit; und Gottes Gnade war bei ihm.

„Ich will ihn sättigen mit langem Leben und will ihm zeigen mein Heil." So lesen wir im letzten Verse des 71. Psalm. Das sind Worte, die der Herr seinen Freunden und Liebhabern zuruft zu ihrer Ermunterung. Es sind Worte der Segensverheißung, den Frommen gegeben. Langes Leben war ja im Alten Testamente angesehen als ein Zeichen des besonderen göttlichen Segens. Dem vierten Gebot wird ausdrücklich beigefügt: „Auf daß dir's wohl gehe und du lange lebest auf Erden." Der alte Vater Jakob redet von seiner Lebenszeit und sagt, daß sie wenig und böse gewesen sei und nicht reiche an die Zeit seiner Väter. Und gewiß auch wir dürfen ein langes Leben ansehen als eine besondere Gnade von Gott. Man hört oft die Leute reden, als ob ein hohes Alter nothwendig lauter Schwachheit und Elend, eine bloße lange Krankheit sein müsse. Das ist aber gar nicht richtig. Man kann jung sein und sehr schwach, elend und gebrechlich, geplagt mit viel Leiden. Man kann alt sein und kaum Erfahrung von der Schwachheit des Alters machen. Gibt dir der liebe Gott langes Leben, sättiget er dich damit, sieh es an als eine besondere Gnade. Mache von deinen Jahren und Tagen guten Gebrauch. Es ist immer noch zu lernen. Man ist nie mit sich selber ganz fertig.

Gar schön ist aber, was auch noch dabei steht: „Ich will ihm zeigen mein Heil." Meine ewige Gotteshilfe will ich ihn sehen lassen; ich will an ihm Gnade und Barmherzigkeit thun und ihn erlösen von allem Uebel und ihm aushelfen zu meinem ewigen himmlischen Reich. Weder Sünde, noch Tod, noch Satan sollen ihm ein Leid anthun können. Ich will bei ihm sein, ich will ihn herausreißen,

ich will ihn zu Ehren setzen, ich will ihn endlich sättigen mit langem, ja mit ewiglichem Leben. — Das ist gar lieblich und ermunternd. Ei, nun sollten wir Fleiß thun, der Verheißung theilhaftig zu werden.

Und nun treten da in unserem Texte zwei Seelen vor uns, an welchen das gerade in Erfüllung gegangen ist in der lieblichsten Weise, nämlich Simeon und Hanna. Welches schöne Zeugniß legt der heilige Geist im Worte Gottes von ihnen ab! Simeon, obwohl uns die Zahl seiner Jahre nicht angegeben ist, muß schon hochbetagt gewesen sein. Und nun dürfen seine Augen noch den Heiland sehen. Von Hanna wird uns gesagt, daß sie eine Wittwe war von vierundachtzig Jahren. Aber wie munter finden wir sie da im Tempel, von dem sie nimmer kam mit Beten und Singen, und welche große Freude ist ihr noch widerfahren, daß sie das Christuskind sehen und alle die merkwürdigen Dinge und Umstände von seiner Geburt hören darf! Jetzt haben die beiden hochbetagten Seelen noch die große Freude und halten einen rechten Christtag. Wahrlich, der Herr „hat sie gesättigt mit langem Leben und hat ihnen gezeigt sein Heil.“

Nun wollen wir uns besonders wenden zu Simeon. Von ihm wird uns mehr gesagt. Es werden uns auch die denkwürdigen Worte mitgetheilt, die er bei jenem Anlaß geredet. So will ich euch denn vorhalten:

Das erbauliche Beispiel des Simeon.

Erbaulich ist uns das Beispiel und ganze Wesen Simeons vor Allem deshalb, weil er ein geistlicher Mensch war. Das Wesen, Treiben, Reden, Benehmen eines fleischlich gesinnten Menschen ist gewiß nicht erbaulich. Es ist vielmehr ärgerlich. Der Schwache kann dadurch leicht verführt, zum Bösen geneigt werden. Wer etwas Besseres in sich trägt und in göttlicher Erkenntniß und Leben gewurzelt ist, der wird dadurch abgestoßen. Das Beispiel aber, das ein Simeon uns gibt, ist gar ermunternd zum Guten. Man hat eine innere, heilige Freude daran. Es ist anziehend und gewinnend; es weckt in der Seele den Wunsch: Ach, daß ich auch also wäre!

Daß Simeon aber ein geistlicher Mensch war, dafür habe ich starken Beweis und Zeugniß. Es wird uns ja gesagt, daß der heilige Geist in ihm war. Das ist ganz genug. Dieser heilige Geist war nicht etwa bloß die Offenbarung wunderbarer Wahrheit und Erleuchtung in ihm, sondern die heiligende, sein Herz und Leben durchdringende Kraft. Ohne den heiligen Geist kann ohnehin Niemand ein geistlicher Mensch sein. Was von Fleisch geboren ist, das ist eben Fleisch. Da geht Dichten und Trachten eben nach unten. Das Fleisch will seinen Willen haben und setzt sich wider den Geist. Die Ichheit will aus ihrem eigenen ungöttlichen Wesen nicht heraus. Der bloße Naturtrieb will oben sein und sich nicht unterordnen. Der eigene Geist will herrschen. Für die Dinge des göttlichen Geistes ist er nicht da. Er findet daran keinen Geschmack. Er ist verstrickt in die Sinnlichkeit; die Selbstsucht und die Genußsucht ist ihm das Oberste. Sein ganzes Wesen ist wider Gott und das Göttliche und die ewige Wahrheit und die himmlische Liebe. Von diesen Dingen gewinnt er nichts, er versteht sie nicht und er nimmt davon nichts an. Ganz anders, wenn der heilige Geist in einem Menschen ist, wenn Gott durch denselben in ihm Wohnung gemacht hat. Da ist im Menschen ein Licht, das die Finsterniß vertreibt. Da hat er helle Augen der Erkenntniß und sieht die Dinge darauf an, was sie in Gottes Augen gelten mögen. Da hat der Geist die Oberherrschaft über das Fleisch, und darin ist der Mensch selig und frei, und das Fleisch und die Welt kann ihn nicht tyrannisiren, und er sucht sein Vergnügen nicht in der Sünde. „Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder." Dieser Geist von oben heiligt durch und durch. Er vergeistigt, verklärt das Naturwesen des Menschen. Er ist die einzige Kraft, durch welche ein Mensch auferstehen kann vom Schlaf und Tod der Sünde und mit Christo in einem neuen Leben wandeln.

Von Simeon wird uns aber auch ausdrücklich gesagt, daß er fromm und gottesfürchtig war. Das ist der allerbeste Beweis dafür, daß der heilige Geist in einem Menschen ist. Das ist die rechte Frucht des Geistes. Die bloßen guten Worte und Erkenntnisse allein thun es nicht. Man kann wohl damit den Schein der Gottseligkeit haben. *Ist man aber* nicht von Herzem im ganzen Wandel fromm

und in der Furcht Gottes, so hat man eben auch nur den Schein; die Kraft, das Wesen der Sache aber verleugnet man. Es ist aber, was das Evangelium da von Simeon bezeugt, gar ein herrliches Ehrenzeugniß für ihn. Wäre er in der Welt ein großer Mann gewesen, ein König wie Herodes, oder ein Kaiser wie Augustus, das hätte in den Augen der Welt viel gegolten. Vor Gottes Augen aber wäre das nichts gewesen. Aber „der Herr schauet vom Himmel auf die Menschenkinder, daß er sehe, ob Jemand klug sei und nach Gott frage." Vor Gott gilt keine andere Klugheit. Alles Fragen und Forschen nach irdischen Dingen hat vor ihm keinen Werth. Aber darnach fragt er, ob wir weise sind, bei Allem, was wir thun, auch vor Allem zu denken an ihn, den gerechten Vergelter; ob wir ihn auch vor Augen und im Herzen haben und uns hüten in heiliger Furcht, daß wir nicht Böses thun; ob wir auch denken wie Joseph: „Wie sollte ich denn nun ein so großes Uebel thun und wider Gott sündigen?" — Was ist es aber so gar lieblich nnd erbaulich, wenn wir von einem Hochbetagten und nun Heimgegangenen lesen: „Er war fromm und gottesfürchtig; er wandelte vor Gott in aufrichtiger Liebe zu allem Guten; er befleckte sich nicht mit Sünde und Schande; er hielt sich wacker gegen die arge und verführerische Welt, und er trug darum auch seine grauen Haare mit Ehren." Da will ich besonders die lieben jungen Leute ermahnt haben, daß sie doch nicht vergessen mögen, daß man auf dem rechten guten Weg bleiben muß, wenn man einen guten Namen behalten und mit Ehren alt und grau werden will. Auf dem guten Weg bleibt man aber nicht, ohne fromm und gottesfürchtig zu sein. „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang und meiden das Böse ist Verstand. Das ist eine feine Klugheit; wer darnach thut, deß Lob bleibet ewiglich." (Ps. 111, 10).

Nun rechne ich aber auch das zum geistlichen Wesen eines Menschen, daß er Lust und Liebe zum Worte Gottes hat. Ohne das ist ja eine rechte gesunde Frömmigkeit gar nicht zu denken. Das Wort Gottes ist das Brod des Lebens. Wenn ich Brod esse, so verwandelt sich das Brod bei mir in Fleisch und Blut und erhält mich so wunderbar bei Kräften. Wenn ich das Wort Gottes recht in mich aufnehme, so verwandelt sich die göttliche Wahrheit und Gnade in demselben

in geistliche Kraft und Leben bei mir. Das weiß ein geistlicher Mensch. Er hat die Kraft des göttlichen Wortes an sich selbst erfahren. Er weiß, wie viel Gutes dasselbe ihm gethan hat; wie es immer wieder erleuchtet, anregt, bald demüthigt, bald erhebt, immer belebt. Es erhält sein geistliches Leben. Darum hat er aber auch eine Freude daran. Es kommt bei ihm nichts auf wider die Bibel. Was wissen Leute von Gottes Wort, die selber seine Kraft noch gar nicht erfahren haben, und deren Haß und Verachtung desselben sicher gar kein gutes Zeugniß für sie selber ist? Ein geistlicher Mensch will auch nicht ohne die Predigt des Wortes Gottes sein. Er kann wohl auch zu Hause lesen und betrachten. Und das soll man auch alle Tage thun. Aber durch die lebendige Predigt kommt das Wort mit kräftigem Nachdruck an's Herz. Das haben wir schon oft erfahren. Und das dürfen wir inne werden auch hier bei Simeon. Sehet doch, wie die Worte, die er spricht, Zeugniß sind von seiner Liebe zu Gottes Wort, von seiner Erkenntniß desselben. Er legt dort ein lautes und schönes Zeugniß davon ab, wie werth ihm Gottes Wort ist. Er prediget es, er redet es, er bringt ja gar herrliche Stellen aus dem Alten Testamente, und es ist kein Wort, das er anwendet, das nicht eine Beziehung auf ein Alttestamentliches Wort hätte. Und darum machten seine gesalbten Worte auch einen tiefen Eindruck, und es heißt, daß des Jesuskindes Vater und Mutter „sich deß wunderten, was von ihm geredet war." Zuletzt heißt es noch: „Und seine Mutter behielt alle diese Worte in ihrem Herzen." Da gehört das, was Simeon geredet hatte, auch mit dazu. Wie erbaulich steht der alte Simeon mit seiner Kenntniß des Wortes Gottes und seiner Liebe zu demselben vor uns! Er mag Vieles aus seinem langen Leben vergessen haben. Gottes Wort und Wahrheit hat er nicht vergessen. Daran glaubte er von Herzen. Daran hielt er sich mit Vertrauen, und darum wartete er auch mit anderen frommen Seelen auf den Trost Israels. Er wußte, was Gott zusagt in seinem Worte, das thut er auch. Denn alle seine Verheißungen sind Ja und Amen in ihm.

Zu dem Wesen eines geistlichen Menschen gehört es auch, daß er einen *rechten, herzlichen* Antheil nimmt am Reiche Gottes.

Darum heißt uns auch unser Heiland beten: Dein Reich komme! Es wird mit uns, es wird mit Anderen, es wird mit der Welt nicht besser, als nur durch das Kommen des Reiches Gottes. Das Reich Gottes aber kommt, wo die Menschen durch den Glauben an den Sohn Gottes wiedergeboren werden in der Kraft des heiligen Geistes, daß sie „dem Worte Gottes durch Gottes Gnade glauben und göttlich leben, hier zeitlich und dort ewiglich.“ Wo man Gottes Wort recht glaubt und christlich, gottselig lebt, da ist und da kommt das Reich Gottes. Das ist aber eine Sache, die uns Alle angeht. Aber nur geistliche Menschen lassen es sich recht zu Herzen gehen. Sie wissen aus Erfahrung, daß dem Menschen nicht geholfen ist, bis er lernt, durch Gottes Gnade recht dem Worte Gottes glauben und trauen, und dann anfängt, göttlich zu denken und zu leben. Alles Andere ist Flickwerk von außen her. Das Reich Gottes curirt an uns mit dem Mittel des göttlichen Wortes unter Wirkung des heiligen Geistes von innen. Wer nun unter diesen heilsamen Einflüssen steht und ihren Segen erfahren darf, der wünscht auch Anderen und der weiten Welt dasselbe Heil; der freut sich über jeden Sieg des Reiches Christi über die Obrigkeit der Finsterniß; der betet ernstlich für das Kommen dieses Reiches und zweifelt gar nicht, daß es endlich triumphiren und herrlich vollendet werden wird. So hat auch Simeon gehofft und „gewartet auf den Trost Israels“ und sich gefreut, als er den sehen und auf den Händen tragen durfte, der da war „ein Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preise des Volkes Israel.“

Gar merkwürdig ist, was Simeon zu Maria, der Mutter des Kindleins, sagte. Er redete da in ganz prophetischem Geiste, als er sprach: „Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen Vieler in Israel, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird, (und es wird ein Schwert durch deine Seele dringen), auf daß Vieler Gedanken offenbar werden.“ Alle diese Worte sind in Erfüllung gegangen. Wir lernen aber daraus, daß Simeon als ein geistlicher Mensch geistlich richtete und auseinanderhielt, und daß er die Menschenherzen gut genug kannte. Er wußte wohl, daß Viele an diesem von Gott gesendeten Heiland sich ärgern und ihn verwerfen, damit aber nur noch *tiefer fallen werden.* Er sah schon im Geiste voraus den Haufen der

Feinde, die „diesem ‚Zeichen‘ widersprechen werden.“ Und welch’ ein Widersprechen hat der Heiland gerade im Volk Israel und von demselben erfahren müssen! Und wie ist das Schwert durch Maria’s Seele gedrungen! In dem Allen sehen wir die rechte, unbefangene Kenntniß der Welt und der Menschenherzen, die bei einem geistlichen Menschen nicht fehlen darf. Die Welt täuscht sich so gerne über sich selber, sie lobt und läßt sich loben. Die Weltkinder reden so gerne von der Vortrefflichkeit der Menschennatur, und es ist so recht Weltart, sich gegenseitig zu schmeicheln und sich angenehme Dinge in’s Gesicht zu sagen. Hinten herum redet man nachher freilich oft genug ganz anders. Und in der That trauen die Weltmenschen einander selber nicht und sind gegen einander stets auf der Hut. Da glauben sie, wie es scheint, alle an die Erbsünde, an das angeborene Verderben menschlicher Natur und Wesens. Aber daß sie Gott die Ehre geben und den Heiland annehmen würden, der „sein Volk selig macht von ihren Sünden,“ dazu sind sie doch zu stolz und beharren lieber in ihren Sünden. Es bedarf einer Erleuchtung des Menschenherzens durch den heiligen Geist, daß wir an Christus dem Heiland, an seiner Niedrigkeit, an seinem Kreuzeszeichen und Kreuzesweg, an seinem ernsten Sinn und der scheinbaren Schwachheit seines Evangeliums uns nicht stoßen, daß wir uns auch von dem verwerfenden Urtheil und Unglauben der Weltmenschen nicht verführen lassen, sondern zu Christo kommen und bei ihm bleiben bis zu unserm seligen Ende.

Endlich ist gar lieblich wahrzunehmen, in welchem Verhältniß Simeon zu seinem Gott stand. Er ist fröhlich im Geist und seine Seele freuet sich Gottes, seines Heilandes. Auch er „hoffte, diesen Tag zu sehen, und er sahe ihn und freute sich.“ Und wie kindlich tritt er nun im Gebet vor den Gott und Herrn, der Großes an ihm gethan hatte und der ihn, seinen Diener, „in Frieden fahren läßt!“ Simeon hat seinem Gott getraut und gedient und er ist mit ihm, seinem Herrn, und seinen Wegen und Führungen wohl zufrieden. Er hat warten müssen. Zuletzt aber ist Alles recht geworden, und wahrlich, es gilt da das Wort: „Auf den Abend wird es Licht wer-

den.“ Der Lebensabend war für Simeon gekommen. Aber die Sonne der Gnade hat freundliche Strahlen darein fallen lassen.

Sehet da in dem Allen das Bild eines geistlichen Menschen, uns vom heiligen Geist vor die Seele gestellt. Das sind edle Züge. Das ist ein liebliches Bild. O was wäre das eine gute Sache, wenn wir Alle auch solche geistliche Menschen wären; wenn unser ganzes Wesen vom Geiste Gottes also zubereitet würde; wenn Andere sich auch an uns erbauen, durch uns zum Herrn gelockt werden könnten! Daß doch die Gnade Gottes Solches auch an uns wirken möchte!

Nun muß ich aber an dem erbaulichen Beispiel des Simeon noch eine andere, ebenfalls liebliche und ermunternde Seite zeigen. Es ist nämlich gar schön anzusehen, wie Simeon auf der Höhe seines Lebens noch sogar munter, rüstig und wirksam ist.

Ich denke, das können wir aus unserem Texte gar leicht und deutlich abnehmen. Es mag wohl sein, daß Simeon in äußerlichen weltlichen Dingen nicht mehr viel zu wirken vermochte. Es mag auch gar wohl sein, daß er sich nicht viel um dieselben bekümmerte. Er wird zu seiner Zeit auch des Tages Last und Hitze getragen haben, und jeder Tag wird auch bei ihm seine Plage gehabt haben. Ist ja doch unser Leben, wenn's köstlich gewesen ist, Mühe und Arbeit gewesen. Aber darum erscheint uns Simeon doch noch recht frisch und rüstig.

Er wird in seinem Leben gewiß manchen sauern Schritt und Tritt gethan haben. Er wird oft genug müde geworden sein. Aber er „kommt jetzt auf Anregen des Geistes in den Tempel.“ Seine Füße sind nicht zu matt und schwach geworden. Sie haben ihn ganz frisch dahergetragen. Der Geist ist es, der da lebendig macht. Der Geist hat den Simeon „angeregt“ und die Füße haben müssen. Ei, ich wollte oft, daß der Geist auch Manchen von euch also kräftig anregen würde und ihr in den Tempel kämet. Aber bei Vielen ist gar kein Anregen des Geistes oder doch kein Bewegen der Füße. Etwas Regen oder Schnee, oder ein Bischen Glatteis, oder ein Bischen zu viel Sonnenschein und Wärme oder auch Kälte — und Eure Füße sind viel zu schwach, Euch in das Haus des Herrn zu tragen, wo Ihr auch den *Herrn Jesum* findet könntet. Und das sind gar nicht etwa die Alten, *nein, sondern gar oft* die Jungen und Gesunden und Kräftigen, die

doch sonst so gut gehen können. Aber zur Kirche—da fehlt's irgendwo. Nun, Ihr wißt es wohl selber am Besten, wo es fehlt. Das ist aber nicht gut. Der alte Simeon und auch die fromme Hanna geben uns ein gutes Beispiel. Ein gutes Beispiel auch in diesem Stücke sollten wir wieder Anderen geben. Man muß sich dem Gottesdienst und der Gemeinde nicht entziehen. Es sieht aus, als ob man eben doch „die Predigt und das Wort Gottes verachtete, statt sie heilig zu halten, gerne zu hören und zu lernen." Das Wort Gottes aber ist ein Gnadenmittel, das muß man ja nicht verachten. Da gilt es: Meidet auch den bösen Schein!

Ich muß aus Manchem schließen, daß Simeon trotz seines Alters auch noch gute, wackere Ohren gehabt hat. Es ist ihm doch gewiß von den merkwürdigen Dingen, die sich kurze Zeit zuvor zu Bethlehem zugetragen hatten, auch gesagt worden. Es ist ihm alles das Merkwürdige erzählt worden, das mit der Geburt des Jesuskindes sich zutrug. Ei, wie hat Simeon das Alles mit Freude im Geist angehört und wie ist es ihm durch's Ohr in's Herz gezogen und wie lauschte er so gerne Allem, was von diesem Kinde mochte gesagt werden. Das sind die rechten Ohren, die gerne hören von Christo und von seinem Evangelium und seinem Reiche. Freilich das äußere Hören allein thut's nicht; denn man kann mit hörenden Ohren nicht hören, wie man mit sehenden Augen nicht sehen kann. Aber gerne hören und lernen—das ist die Sache. Simeon hat Vieles in seinem Leben gehört. Vieles davon mag böse genug gewesen sein. Anderes hat er lange schon vergessen. Und wieder Anderes hat er gar nicht mehr hören wollen. Aber jetzt, da bei dem Christuskinde, da hört er herrliche, köstliche Dinge. O daß wir, die Alten und die Jungen, auch so gerne vom Heiland hören würden!

Es ist eine sehr gewöhnliche Erfahrung, daß in den Tagen des Alters das Licht der Augen verdunkelt wird. Es wird uns gemeldet von Mose, dem Manne Gottes, als eine besondere Gnade, daß seine Augen nicht waren dunkel geworden im Alter. Und es findet sich, daß auch des Simeons Augen waren ganz helle genug, um das liebe Jesuskind zu sehen. Er freut sich und sagt selber: Denn meine *Augen haben den Heiland* „gesehen". Nun verlangte er weiter nichts

mehr zu sehen in dieser Welt. Auf das aber hat er gewartet. Das ist ihm geworden. Nun erwartet er nichts Herrlicheres mehr. Er ist zufrieden und kann im Frieden fahren. Ach, daß unsere Augen auch so hell wären, die Herrlichkeit des Heilandes zu schauen! Die Augen sind offene Thüren, durch welche als durch krystallene Pforten die Herrlichkeit dieser Welt ihren Glanz uns in die Seele dringen läßt. Da werden diese Augen gar lüstern, zu sehen, und wollen sich nicht satt sehen. Und geht oft auch viel Reiz zur Eitelkeit und zu allerlei Bösem durch diese Augen in's Herz. Die „Augenlust“ richtet viel Schaden an. Sie ist „nicht vom Vater, sondern von der Welt.“ Aber wer recht helle Augen hat, daß er die Freundlichkeit Christi, die Herrlichkeit seines Evangeliums recht sieht, der hat einen köstlichen Schutz gegen die Zauberei der Welt und Farbenpracht, womit die alte Schlange uns verlocken und in Sünde, Schande und Verderben uns bringen will. Und Simeon schaut weit hinaus mit seinen alten Augen. Sie sind auch dazu noch helle genug. Er sieht hinein in die kommenden Zeiten. Er sieht jenes wunderbare Zeichen aufgegangen über der Welt, und er sieht die Widersprecher gegen dasselbe. Aber er läßt sich dadurch nicht irre machen. Er weiß, was die Welt ist. Aber er sieht auch klar seinen Weg durch diese Welt und schaut hinaus auf's Ziel und freuet sich. O daß wir auch solche helle Augen hätten und immer so deutlich den Weg des Friedens erkennten und auf ihm wandelten, unbeirrt durch die hohlen Worte und den Widerspruch der Welt, einfältig bis zum Ziele!

Es will mich bedenken, daß Simeon auch noch eines recht guten Gedächtnisses sich erfreute. Bei alten Leuten pflegt das Gedächtniß wohl oft abzunehmen. Sie erinnern sich leicht an längst Vergangenes, aber Dinge von gestern her entfallen ihnen. Es mag auch bei Simeon so gewesen sein. Er mag Alles vergessen haben. Und Vieles, was man im Leben hört und im alltäglichen Schwatzen vernimmt, kann man wohl vergessen, ohne Verlust zu erleiden. Aber seines Gottes Wort und seines Gottes Verheißung und seines Gottes Trost und Heil, das hat Simeon nicht vergessen. Das ist gar lebendig bei ihm geblieben. Das hat sich frisch für ihn erhalten. Das konnte ihm der Wechsel der Zeiten, die Stürme der Welt nicht neh-

men. Das grünte und blühete und duftete um ihn trotz dem Winter des Alters. Das verlor seine Kraft nicht. Wie herrliche, tröstliche Sprüche, welche ernsten Wahrheiten aus dem Worte Gottes Alten Testamentes ziehet Simeon an in seinen Worten! O ja, viel Anderes mag verblühen und verdorren und verschwinden. Aber Gottes Wort bleibet in Ewigkeit. Da ist eine unvergängliche, unerschöpfliche Kraft, die Kraft der Ewigkeit darin. Das lebt sich nicht aus. Das hält vor, wenn alles Andere nicht mehr anschlagen will. Ja, je weniger Anderes noch gelten kann, desto mehr werth wird dann das liebe Wort Gottes. Darum ist es so gar heilsam, wenn man in jungen Jahren mit dem Worte Gottes wohl bekannt wird und recht viele schöne Sprüche daraus lernt. Es kommt die Zeit, wo man froh ist, daran zehren und seine Seele erquicken zu können.

Es freut uns, zu sehen, wie der greise Simeon das liebe Jesuskind auf seine Arme nimmt. Ich habe einmal Jemand viel tausend Thaler in langen Goldbarren auf seinen Armen tragen sehen. Aber Simeon hat einen unendlich größeren Schatz getragen. Er trug das Heil der Welt, die ganze Hoffnung aller Völker, den Erlöser jeder einzelnen Seele, er trug den Thronerben, den König des Himmels und der Erden, den, der die Schlüssel des Lebens und des Todes hat, auf seinem Arme. Er hält ihn fest, er drückt ihn an sein Herz, er hat seine Freude an ihm. Er kann nicht anders; er muß Gott loben, daß ihm dies Glück noch geworden. Und nachher hebt er seine Hände auf und segnet Joseph und Maria und preiset sie glücklich. Wie ist doch Simeon noch so lebendig und kräftig! Nun — auf den Armen können wir den Heiland nicht tragen, wie er. Aber unseres Glaubens Arme können wir doch auch nach ihm ausstrecken und ihn fassen. Und können wir ihn nicht an's Herze drücken, so können wir ihn dagegen recht im Herzen tragen und an seinem Jesusnamen und an dem Heil der Vergebung der Sünden und Lebens und ewiger Seligkeit unsere Freude haben und Gott darüber loben und preisen. O daß wir dazu immer auch so munter wären, wie Simeon!

Wir lesen in der Geschichte des alten Patriarchen Jakob: „Da er sahe die Wagen, die ihm Joseph gesandt hatte, ihn zu führen, da ward der Geist Jakobs lebendig. Und er sprach: Ich habe genug, daß mein

Sohn Joseph noch lebt; ich will hin und ihn sehen, ehe ich sterbe." So ging's auch dem Simeon. Als er das Jesuskind sahe, da ward sein Geist lebendig in ihm; da hatte auch er genug. Da verlangte er nichts mehr und war bereit zu gehen. Aber er muß Gott loben und ihm danken. Gesalbte Worte kommen von seinen Lippen. So alt er ist, so frisch und kräftig ist das Zeugniß, das er von Christo ablegt dort im Tempel, und so tief und bedeutsam und himmlisch weise sind die Worte, die er spricht zu Joseph und zu Maria. — Auch unsere Lippen sollen des Herrn Lob verkündigen. Auch wir wollen freudig bekennen, daß kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben ist, darinnen sie können selig werden, als allein der Name Jesu.

Sehet, es gibt Etwas, das die Jahre und die Zeiten überdauert und kräftig, frisch und saftig bleibt auch im Alter, wie ein Christbaum grün bleibt auch unter der Schneedecke des Winters. Es gibt etwas schon hier von jenem ewigen Leben, von der ewigen Jugend einer anderen Welt, in der allein Vollkommenheit wohnt. Irdische Kraft lebt sich aus; natürliches Feuer erlischt endlich, der Welt Reize verlieren ihre Anziehung; alle Herrlichkeit des Fleisches ist wie des Grases Blume auf dem Felde! Wehe dem, der sich an nichts Bleibendes zu halten vermag, wenn diese Mächte dahin sind! Aber es gibt geistliche Segnungen in himmlischen Gütern, die bleiben ewig herrlich, von denen geht immer wieder Erquickung und Belebung aus. Es gibt in der Gemeinschaft mit Gott durch den Glauben an Jesum Christum und im Genuß seiner Gnade und Liebe eine Jugend der Seele, die dem Alter und der Schwachheit des Leibes trotzt. Und das Zeugniß davon aus den Lippen Derer, die in Frömmigkeit und Gottseligkeit vor dem Herrn wandelten, wie Simeon, und nun an der Pforte der Ewigkeit stehen, es kommt aus des Herzens und Lebens Erfahrung und sollte zweifach Geltung bei uns haben. Wohl dem, der zuletzt sagen kann: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren!" Lasset uns nur auch mit Simeon im Dienst dieses Herrn stehen und bleiben bis an's Ende.

Nun will ich zum Schluß noch beifügen: Simeon war in der

That ein glücklicher, gesegneter Mann. Und das ist auch erbaulich!

An Bösem, an schweren, schmerzlichen Erfahrungen wird es im Pilgerlauf Simeons auch nicht gefehlt haben. Jene damaligen Zeiten waren ja ohnehin sehr böse Zeiten. Und Simeon weiß von dem „Schwert, das durch Maria's Seele gehen wird." Ein Schwert ist vielleicht manchmal auch durch seine Seele gegangen. Er wird in seinem Leben auch manchmal unter seinem Kreuz gestanden haben. Darum kann er aus Erfahrung reden. Auch legt der liebe Gott gerade den Seinigen immer ihre Lasten auf und züchtiget sie als ein weiser und doch liebevoller Vater, sie zu erziehen zum ewigen Leben.

Darum wird auch Simeon durch manches trübe Wasser in seinem Leben gegangen sein. Wer nun viel Widerwärtiges erfahren hat, der wird leicht verstimmt, verdrießlich, mürrisch. Denket nur daran, wie es Hiob zu Muthe war und wie unzufrieden er wurde. Manche denken, man könne ohnehin gar nicht alt werden, ohne griesgrämig, verbittert zu werden. Davon aber ist bei Simeon auch gar nichts wahrzunehmen. Er redet zwar sehr ernste Worte. Namentlich was er zu Maria sagt, ist voll tiefen Ernstes. Aber gerade das ziemt dem ehrwürdigen Wesen des Alters. Und doch sage ich, daß Simeon ein gesegneter und ein glücklicher Mann war. Wie dankbar konnte er auf ein Leben zurückblicken, in welchem der Herr ihn in die Zucht seines heiligen Geistes genommen und darin erhalten und ihn den Weg der Frömmigkeit und Gottseligkeit geführt hatte! Und wie freut er sich im Geist, daß er noch in den Tempel kommen, daß er alle die wunderbaren Dinge hören, daß er selber noch den „Christ des Herrn" sehen durfte; daß es ihm vergönnt war, das Jesuskind auf seine Arme zu nehmen und sich an ihm zu erquicken. Und die Worte, die er da spricht, sind ein Gebet des Preisens und Dankens für die ihm widerfahrene Gnade. Er weicht auch dem Gedanken an sein bald zu erwartendes Lebensende gar nicht aus. Er stellt es ganz in Gottes Willen. Er ist damit vollkommen zufrieden. Er ist ganz glücklich, denn der Herr hat es mit ihm überaus wohl gemacht, da er ihn Den noch mit Augen sehen ließ, der aller Welt Heiland, „das Licht zu er-

leuchten die Heiden und der Preis des Volkes Israels" ist. Jetzt kann Simeon getrost heimfahren. Wer so stirbt, der stirbt wohl.

Lernet da, liebe Seelen, daß das wahre, bleibende Glück nur kommt aus der Erkenntniß Gottes und seines Heils und aus der rechten Stellung des Herzens zu Gott. Das ist der Friede mit Gott, den die Welt nicht gibt. Das ist die Erhebung des inneren Menschen über die Welt und ihre vergängliche Lust. Das ist jenes Leben, das den Tod der Sünde überwindet, die wahre Gesundheit der Seele. Das ist jene Freude, von der der Heiland seinen Jüngern gesagt hat, daß sie Niemand werde von ihnen nehmen können. Der äußerliche Glanz, die Herrlichkeit dieser Welt bezaubert und berauscht die Weltkinder für eine Weile. Nachher aber kommt die Ernüchterung und die schreckliche Leere der Seele, da sie nichts Rechtes hat, sich daran zu halten, und da sie ohne Rast und Ruhe ist. Wenn das Glück nicht seinen rechten Grund inne hat in uns, im Frieden des Herzens mit Gott und in der Liebe Gottes, dann ist es eben eine vorübergehende Täuschung, die bald genug enthüllt wird.

Warum sind die Menschen oft so verdrießlich, mürrisch, unzufrieden, und nicht die Alten etwa nur, sondern auch oft die Jungen? Weil sie das nicht erkennen, was zu ihrem wahren Frieden dient, dagegen aber nach Glücksbildern jagen und sich Freuden träumen und wünschen, aus denen ihnen zuletzt nur Unruhe und Leid kommt. Die Jahre fliehen, unser Leben eilt. Schon wieder stehen wir mit dem heutigen Tage am Ende eines unserer Lebensjahre, deren wir ohnehin nicht viele haben. Lasset uns weise werden und bitten:

Der ewig reiche Gott
Woll uns bei unserm Leben
Ein immer fröhlich Herz
Und edlen Frieden geben;
Und uns in seiner Gnad
Erhalten fort und fort,
Und uns aus aller Noth
Erlösen hier und dort!

Amen.

Zweiter Sonntag nach Epiphania.

(Johannes 2, 1—11.)

Und am dritten Tage ward eine Hochzeit zu Cana in Galiläa; und die Mutter Jesu war da. Jesus aber und seine Jünger wurden auch auf die Hochzeit geladen. Und da es am Weine gebrach, spricht die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben nicht Wein. Jesus spricht zu ihr: Weib, was habe ich mit dir zu schaffen? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter spricht zu den Dienern: Was er euch saget, das thut. Es waren aber allda sechs steinerne Wasserkrüge gesetzt, nach der Weise der jüdischen Reinigung; und gingen je in einen zwei oder drei Maaß. Jesus spricht zu ihnen: Füllet die Wasserkrüge mit Wasser. Und sie fülleten sie bis oben an. Und er spricht zu ihnen: Schöpfet nun, und bringet es dem Speisemeister. Und sie brachten es. Als aber der Speisemeister kostete den Wein, der Wasser gewesen war, und wußte nicht, von wannen er kam (die Diener aber wußten es, die das Wasser geschöpft hatten), rufet der Speisemeister den Bräutigam, und spricht zu ihm: Jedermann gibt zum ersten guten Wein, und wenn sie trunken geworden sind, alsdann den geringern; du hast den guten Wein bisher behalten. Das ist das erste Zeichen, das Jesus that, geschehen zu Cana in Galiläa, und offenbarete seine Herrlichkeit. Und seine Jünger glaubten an ihn.

„Was Er euch sagt, das thut!“ Das ist die Anweisung, welche Maria, die Mutter des Herrn, in unserem heutigen Evangelium dort den Dienern bei der Hochzeit zu Cana gibt. Die Diener folgten der Anweisung, und es war gut, daß sie es thaten.

„Was Er euch sagt, das thut!“ Ich nehme es auf mich, euch Allen diese Anweisung zu geben. Und ich weiß, daß ich euch einen besseren

Rath gar nicht geben kann. Thut nur Alle, was der Herr euch sagt, und die Dinge werden besser werden und es wird gut gehen. Mag es auch anfangs anders aussehen, zuletzt findet es sich doch.

Als der Herr von jenem Manne, dessen Töchterlein auf dem Todtenbette lag, in sein Haus gerufen wurde und sie nun hinkamen und bereits da waren die Trommler und Pfeifer und das Getümmel und als die Leute den Herrn wegen seines Wortes „Das Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft“ verlachten, da sagt der Herr zu dem Manne: „Fürchte dich nicht, glaube nur!“ Der Mann that, was der Herr zu ihm sagte und ging getrost an seiner Seite weiter. Und wie herrlich hat sich's gewendet und geendet!

Als der Heiland zu den Jüngern sagte: „Folget mir nach! Ich will euch zu Menschenfischer machen,“ da schien es, als sei das gar ein bedenkliches Unternehmen. Was wußten sie, was er ihnen geben, aus ihnen machen wollte und konnte? Aber sie thaten, was er zu ihnen sagte, verließen Alles und folgten ihm nach und Menschenfischer sind sie geworden. Und hätten sie auch etwas Besseres werden, die Aufgabe ihres Lebens schöner und gesegneter erfüllen können?

Als der Herr von den Jüngern Abschied nahm, sagte er zu ihnen: „Gehet hin und prediget das Evangelium aller Creatur!“ Damals war sein Name über die engsten Grenzen noch nicht hinausgekommen. Die weite Welt wußte noch nichts von ihm. Aber die Jünger thaten, was er ihnen sagte. Sie gingen aus und predigten das Evangelium an allen Orten und der Herr war mit ihnen und bekräftigte das Wort durch mitfolgende Zeichen. Und nun wird dieses Evangelium verkündigt über die weite Welt hin und bis zu den fernsten Inseln des Meeres.

Und wie viel Tausend andere Zeugen und Zeugnisse dafür könnte ich herbei bringen, welche alle einstimmig lehren und sagen würden vor uns Allen, Großen und Kleinen, Hohen und Niederen, Reichen und Armen: „Was Er euch saget, das thut!“ Wag' es, liebe Seele, und es wird sich zuletzt finden, daß du dich von einem guten Herrn hast leiten lassen und daß Alles gut geht.

Nun wird freilich Niemand ein solches Wort sprechen ohne seine *Gründe dafür zu haben.* Auch Maria muß ihre guten Gründe gehabt

haben dafür, daß sie dort den Dienern diese Anweisung gab. Von dem Außerordentlichen, Wundersamen, was in dem Herrn war, wußte sie, die Mutter, mehr als die Anderen. Sie kannte ihn, der einst als ein zwölfjähriger Knabe dort im Tempel zu Jerusalem gesessen hatte mitten unter den Lehrern, daß er ihnen zuhörte und sie fragte. Sie wußte es, wie Alle, die ihm zuhöreten, sich verwunderten seines Verstandes und seiner Antworten. Das Wort aber, das er damals sprach: „Muß ich nicht sein in dem, das meines Vaters ist?", das verstund sie noch nicht. Aber sie sah nachher nicht ohne Staunen und Freude, wie Jesus zunahm wie an Alter, so an Weisheit und Gnade bei Gott und den Menschen.

Und ohne Gründe wird auch Niemand thun, was ein Anderer sagt. Und wird auch Niemand an Einen glauben ohne Gründe. Wir lesen da am Schluß unseres Textes: Seine Jünger glaubten an ihn. Beides traf zu bei ihnen: Sie glaubten an ihn und sie thaten, was er ihnen sagte. Und so soll es auch sein bei uns. Und ist mir nicht bange — wenn wir nur einmal recht glauben an den Herrn, dann thun wir auch was er uns sagt. Lasset uns denn einmal fragen:

Warum glauben wir an Christus?

Darauf wird uns in unserem Evangelium eine einfache und bündige Antwort gegeben: W e i l e r s e i n e H e r r l i c h k e i t o f f e n b a r t e u n d n o c h o f f e n b a r t.

Glauben an Christus heißt willig darauf trauen und bauen, daß Christus und er allein unser Heiland und Seligmacher ist und darum sich ihm hingeben und alles Heil in Zeit und Ewigkeit einzig von ihm erwarten. Daß ich aber das thue und alles Andere fahren lasse, dafür muß ich doch auf etwas Festem stehen können und eine Sicherheit haben.

Ein Mann traut dem Anderen in Handel und Geschäften nicht nur so ohne Weiteres. Soll er dem Anderen Waaren geben, so wird er doch auch zuvor wissen wollen, was für ein Mann derselbe ist, ob er auch Etwas aufzuweisen hat, ob er auch zuverlässig, redlich, der Wahrheit gemäß sei. Wenn er nicht dergleichen gute Dinge von ihm

hört, wird er es mit ihm doch nicht wagen wollen. Er wäre ja sehr leichtsinnig.

Wenn Einer krank ist, so braucht er Hilfe. Nun wird er, je schlimmer es mit ihm steht, doch nicht gerade zum Nächsten, Besten gehen, der auf seinem Schilde den Doctortitel hinschreibt. Er wird sich vielmehr erkundigen nach einem wohlbekannten, geschickten, erfahrenen Manne, der als Arzt einen guten Namen hat. Er wird sein Leben so leicht nicht in die Hände eines Anderen geben wollen. Das Vertrauen ist keine Sache, die man nur so blindlings irgendwo hinwirft.

Auch unser Glaube an Christus will sich an etwas Rechtem und Kräftigem halten. Und das kann er auch. Denn unser Herr Jesus Christus hat Herrlichkeit geoffenbart und offenbart sie noch, nämlich „die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit.“

Und diese seine Herrlichkeit offenbarte er auch dort in Cana nach unserem heutigen Evangelium.

In dem kleinen Orte Cana in Galiläa sollte eine Hochzeit gehalten werden. In dem Hochzeithause war schon Maria, die Mutter des Herrn. Er aber war auch geladen und seine Jünger. Offenbar war er den Leuten bekannt und sie wünschten auch ihn bei diesem fröhlichen Ereigniß bei sich zu haben. Und er läßt sich nicht vergeblich bitten. Er kommt zur Hochzeit. Er wußte wohl genug, was für ein Geist in dem Hause waltete; und so kam er gerne. Er trauerte mit den Traurigen, aber er freute sich auch mit diesen Fröhlichen. Er nimmt Antheil an dem Glück, welches da eingezogen war.

An einem solchen Tage vergißt man gerne der Last und Plage der Tage und der Unruhe und Mühsal des Lebens. Man möchte auch gegen Andere gerne eine offene Hand haben und ihnen freundlichst begegnen. Aber in jenem neugegründeten Hause zu Cana hat der Mangel gleich am ersten Tage zum Fenster hereingeschaut. Es fand sich da ein Mangel, den man gerade an solchem Tage mit Verlegenheit schmerzlich empfand. Es gebrach nämlich an Wein und fürsorglich trug Maria diese Kunde dem Herrn zu. Indessen war damals seine Stunde noch nicht gekommen. Aber im rechten Augenblick ohne Aufsehen zu erregen hilft er wunderbar und reichlich. Der Evangelist

aber setzt bei: Er offenbarte seine Herrlichkeit. Und so war es auch. Was er that, das thut ihm kein Zweiter nach. Wasser war dagewesen in den steinernen Krügen. Dafür waren Zeugen genug da. Nun aber stehen dieselben Zeugen dafür auf, daß aus dem Wasser der Wein geworden war. Der aber Solches wirken kann, der ist herrlich und erhaben über die Anderen und offenbart in solchen Wunderthaten eben seine Herrlichkeit.

So aber lernen wir den Herrn überall kennen. Dort fährt er mit seinen Jüngern im Schifflein über das Galiläische Meer. Er hat geredet zum Volk und gelehrt vom Reiche Gottes den Tag über. Er ist müde geworden und hat sich niedergelegt im Schifflein und schläft. Aber die Windsbraut ist aufgestanden und jagt schon über den See hin. Die Wellen erheben sich. Sie werfen das Schifflein hinauf und hinab. Der Sturm singt sein Lied in den Tauen und Segeln. Aber Er schläft. Und wilder toben die Wellen heran. Und der Sturm brauset und die Wogen schlagen über das Schiff und drohen es zu versenken. Aber Er schläft. Die Noth steigt höher. Die Gefahr wird größer und den Jüngern wird bange um ihr Leben. Und sie treten zu ihm und wecken ihn auf mit ihrem Hilfegeschrei. Da spricht er zu ihnen: „O ihr Kleingläubigen, warum seid ihr so furchtsam?" Und er stand auf und bedrohete das Meer und die Wellen. Da ward es ganz stille. Die Jünger aber sagten: „Was ist das für ein Mann, daß ihm Wind und Wellen gehorsam sind?" Ja wohl — Wer ist ihm gleich? Stand er nicht da vor ihnen in majestätischer Herrlichkeit?

Dort in dem wohlbekannten Hause in Bethanien liegt Lazarus krank. Seine Schwestern Maria und Martha sind um ihn in Sorge. Die Nachricht von seinem Erkranken kommt zum Herrn, der ihn und die Schwestern lieb hatte. Ueber zwei Tage gehen indessen hin. Nachher sagt der Herr zu seinen Jüngern: „Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, daß ich ihn aufwecke." Lazarus war gestorben. Und als der Herr endlich gen Bethanien kommt, da klingt es wie ein zarter Vorwurf: „Herr, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben." Da kann der Herr ihr sagen: „Ich bin die Auferstehung und das Leben; wer an mich glaubt, der wird leben ob er gleich stürbe; und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Wie er nun hintritt an das Grab Lazarus, da der schon vier Tage begraben lag, da gingen Jesu die Augen über. Und abermal ergrimmete er im Geist. Sie hoben aber den Stein ab, da der Verstorbene lag. Jesus aber hob seine Augen empor und sprach: „Vater, ich danke dir, daß du mich erhöret hast. Doch ich weiß, daß du mich allezeit erhörest.“ Und er rief mit lauter Stimme: „Lazarus, komm heraus!“ Und der Verstorbene kam heraus. O wie herrlich stand der Herr in jener Stunde da vor seinen Freunden, seinen Jüngern und vor allem Volk!

Sie haben ihn ans Kreuz geschlagen und getödtet. Sie haben ihn ins Grab gelegt und den großen Stein darauf gelegt. Sie haben das Grab versiegelt und Wächter bestellt, es zu hüten. Aber am Morgen des dritten Tages geht die Kunde aus: „Der Herr ist auferstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden!“ Am Abend des Tages sind die Jünger versammelt bei verschlossenen Thüren. Da tritt Er mitten ein unter sie und bringt ihnen den Gruß: „Friede, Friede sei mit euch!“ Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. O wie herrlich stand er da vor ihnen, ein Ueberwinder des Todes. Und welch einen Eindruck mußte es in ihrer Seele lassen, als er endlich von ihnen Abschied nahm, ihnen Befehl gab, sein Evangelium zu predigen aller Creatur, segnend die Hände über sie erhob und auffuhr zu seinem Gott und zu ihrem Gott, zu seinem Vater und zu ihrem Vater!

Und ebenso herrlich ist der Herr in seinen Worten, wie er dasteht und himmlische Wahrheiten verkündet und Samenkörner des ewigen Lebens ausstreut. Wahrlich „seine Worte sind Geist und sind Leben.“

Was kann köstlicher sein als wie der Herr redet vom Reiche Gottes? Er ist, das merkt man überall, darin zu Hause, er lebt und webt darin. Es gehört zu dem, das „seines Vaters“ ist. Keiner weiß uns freundlicher herbeizulocken, Keiner uns besser zu ermuntern Antheil daran zu nehmen, als Er. Er sagt uns lauter Seligkeiten zu. Er hebt damit an, uns zu sagen, daß wir glückliche, selige Leute seien, wenn wir einmal eingehen in das geistliche Armwerden und dann erkennen, daß wir aus eigener Kraft vor Gott gar nichts Rechtes aufzuweisen haben; wenn wir lernen den todesgefährlichen, gewissenlosen Leichtsinn der Weltmenschen aufgeben und traurig werden über unseren Mangel zum Guten und alle unsere zahllosen Fehler und Sünden und wenn wir

auch einmal ein rechtes Verlangen haben, aus Unrecht und Verlorensein herauszukommen und recht und wohlgefällig vor Gott dazustehen. Und wie preist er selig, die eines sanften Geistes sind, der sich sagen läßt; die barmherzigen Herzens sind und Liebe üben; die reinen Herzens sind und endlich Gott und seine Klarheit und Herrlichkeit schauen; die friedfertig sind und viel lieber Unrecht dulden wollen als Unrecht thun! Man kann ja an diese Worte alle gar nicht erinnert werden ohne ergriffen zu werden von der Herrlichkeit ewiger göttlicher Wahrheit, welche den Sumpf und die Nacht des Sündenwesens in all seinen Gestalten tief unter sich hat. Der härteste Sünder sollte es da ahnen, daß es doch auch noch ein anderes Leben gibt, als er es führt, ein Leben der wahren Freiheit, des himmlischen Friedens, der Kraft des Geistes über das Fleisch und über das selbstsüchtige und trotzige Ich; ein Leben in heiliger Liebe.

Und wie ist dabei Alles so ganz von der Wahrheit durchdrungen und so frei von Trugbildern und überspannten Erwartungen, was der Herr voraussagt vom Gang des Reiches Gottes auf Erden. Der Same ist gut, der darin ausgestreut wird, aber leider nimmt der Satan ihn bei so Manchem wieder weg; oder der gute Same kann in den harten Grund vieler Herzen nicht tief genug eindringen oder er wird verstickt bei noch Anderen von ihrer Weltlust oder Weltsorge; wo er den rechten Grund findet, da bringt er reichliche und selige Frucht. Und wie wahr und wie weise ist das Wort des Herrn vom Unkraut im Acker geredet an die, die oft gerne, ohne dazu angethan oder berufen zu sein, aus dem Reich Gottes, aus der Kirche und Gemeinde hinausweisen möchten, was ihnen nicht gut genug scheint; da heißt der Herr uns fein ja vorsichtig werden und lieber zu warten, bis Er selbst einst zu seiner Stunde das Unkraut scheidet vom Weizen. Und wie klar und wahr ist der Blick des Herrn, wenn er vom Reich Gottes redet als von dem Netze, welches ausgeworfen wird, in welches allerlei Fische gehen, gute und böse, wo aber endlich doch eine Scheidung der einen von den anderen kommt. — Oder was kann treffender sein als jenes Bild der einen köstlichen Perle, gegen welche der Kaufmann alles Andere gerne hingibt, um sie und mit ihr den größten Schatz zu gewinnen, gegenüber welchem am Ende alles Andere nur Schatten

ist? Solche köstliche Wahrheiten sind leuchtende Sterne, die über den Menschen hingehen und sie leiten und begleiten von Geschlecht zu Geschlecht und immer wieder neues Licht wie vom Himmel zu uns herabsenden.

Und nirgends wird uns ein tieferer und wahrerer Blick ins Menschenherz gegeben, als womit der Herr uns in dessen Verkehrtheit und Verderben schauen läßt. Da schildert er es uns, wie es sich quält mit der Frage um Essen, Trinken, Kleider und wie es unter dem Druck der kleinlichten und obendrein nutzlosen Sorgen dahingeht und sich mit ängstlichen Gedanken plagt, als ob kein Gott im Himmel wäre und man nicht zuerst für die Seele und ihren guten Zustand zu sorgen und nach dem Reich Gottes zu trachten hätte, wo dann alles Andere sich auch schon finden würde und man jeden Tag thut und hinnimmt, was Gott nach seiner Liebe und Weisheit sendet.

Oder wie gar herrlich und ergreifend ist, wenn der Heiland redet von dem „Verlorenen Sohn,“ der in jugendlichem Trotz und Uebermuth fortstürmt aus seines Vaters Haus und frei und lustig leben will und dann zuletzt ausfinden muß, daß die Freiheit, die er wollte, ausschlägt zur elendesten Dienstbarkeit und daß ihm statt des Genußlebens nur Jammer kommt, bis er mürbe wird, in sich schlägt und reumüthig und demüthig abbittend umkehrt zum Vater.

Oder wie furchtbar ist der Ernst jener wenigen Worte, mit denen der Herr den sicheren Weltmenschen zeichnet, der sich auf seinen Reichthum verläßt und zu seiner Seele sagt: Iß und trink und sei guten Muthes—du hast Vorrath auf viele Jahre! So träumt der Betrogene. Aber — „du Narr, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern und Weß' wird das sein, das du bereitet hast?“

Oder wie wahr und auch wie beschämend für uns läßt uns der Herr dort den „Reichen Mann“ sehen, der alle Tage lebt herrlich und in Freuden, aber für den Armen, der vor seiner Thüre liegt, sich mit den abfallenden Brosamen zu sättigen, und dem die Hunde seine Schwären lecken, auch gar kein Mitgefühl hat und bei all' seiner erbarmungslosen Lieblosigkeit zuletzt auch in der Hölle noch recht haben will und thut als ob ein Unschuldiger verurtheilt worden wäre.

Oder wie aus dem Leben gegriffen ist es, wenn uns der Herr von

Weitem sehen läßt den Priester und den Leviten, wie sie hinuntergehen von Jerusalem nach Jericho und dort den Halbtodten in seinem Blute am Wege liegen sehen, seine Seufzer hören, aber scheuen Blickes vorüberziehen, als ginge der Unglückliche sie nichts an. Und wie lieblich und erquickend und ermunternd ist, wenn wir nun auch den „barmherzigen Samariter" daherziehen sehen mit seinem weiten, vorurtheilsfreiem Herzen und seinem warmen Mitgefühl und wenn wir nun Zeugen sind, wie er nun daran geht und den Armen, Leidenden tröstet, liebevoll und zart ihn verbindet, kräftig auf sein Thier hebt und ihn ohne Furcht für sein eigenes Leben von der gefahrvollen Gegend hinwegführt, seiner pflegt in der Herberge und noch weiter hinaus für ihn sorgt. Wem geht da das Herz nicht auf und Wem drückt es sich nicht tief ein: „Gehe hin und thue desgleichen!"

Das sind Bilder, mit göttlicher Meisterschaft gemalt und hineingestellt seit bald zwei Tausend Jahren in die Herzen ungezählter Millionen. Und sie sind noch heute so farbenhell, so wahr, so vielsagend wie am ersten Tage. — Und gerade so herrlich, so herzgewinnend, so lieblich ist, was uns der Heiland sagt, um uns die Liebe Gottes recht nahe zu bringen. Wahrlich „Er verklärt den Namen des Vaters;" er thut ihn uns recht kund und läßt uns in dies Vaterherze voll Erbarmen hineinsehen.

Darum sagt er von der Geduld und Langmuth, die zusieht und wartet, ob der „unfruchtbare Baum nicht doch endlich noch Früchte bringe." Darum zeigt er ihn uns als den rechten Weingärtner, der seines Weinberges pflegt und der „die Reben reinigt, auf daß sie mehr Frucht bringen." Darum redet er von der dem „Verlorenen Schaf nachgehenden, rettenden Liebe" und sagt uns von der „Freude, die im Himmel ist über einen Sünder, der Buße thut." Darum zeugt unser Heiland für dieses väterliche Erbarmen, für diese alles Denken übersteigende Liebe mit den herrlichen Worten: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er auch seinen eingeborenen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben; denn Gott hat seinen Sohn nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde." Es kann aber nichts herrlicher sein als was uns der Heiland sagt von dem

Erbarmen und von der Freude, mit welcher der himmlische Vater eine bußfertig umkehrende Seele aufnimmt. Der fleischlich gesinnte, über den heiligen Gotteswillen sich im Uebermuth hinwegsetzende Mensch ist der Sohn, dem's unter dem Dach und in der heilsamen Ordnung des Vaterhauses nicht mehr gefällt; er stürmt hinaus in die Welt, in den Strom der Weltlust wirft er sich und der wirft ihn bald genug auf die Sandbank. Der breite Weg ist eben der Weg des Verderbens. Die Sünde läßt die Strafe nicht lange auf sich warten. Im Jammer, in den er sich selber gebracht, schlägt der schrecklich Heruntergekommene in sich, wird anderen Sinnes, sieht sein schweres Unrecht ein, ist demüthig geworden und kehrt um zum Vater und bekennt reumüthig und gebeugt seine große Schuld. Aber der Vater hat ihn schon von ferne kommen sehen — ein Vater kennt sein Kind auch in Lumpen —, ist ihm entgegen gelaufen, hat lauter Mitleiden und Erbarmen, fällt ihm um dem Hals, küsset ihn und heißt ihn herrlich kleiden und schmücken und stellt ein Freudenmahl an. Das ist ein Vergeben und Helfen und Aufrichten und Lieben, das „alles Denken übersteigt." — Und wie weiß der Herr uns wiederum die Liebe Gottes so herrlich vor die Seele zu stellen und „den Vater zu verklären," wenn er uns erzählt von dem Könige, der seinem Sohne wollte Hochzeit machen und der seine Freunde einladen und ihnen sagen läßt: „Kommet, Alles ist bereit! Kommet zur Hochzeit!" Wahrlich wenn wir je sollten verloren gehen, wir werden es dem Sohne Gottes zur Ehre, uns aber zur unauslöschlichen Schande und Brandmal im Gewissen sagen müssen, daß er uns herrlich hat locken und zum Vater und in die selige Gemeinschaft mit ihm und seinem Reiche führen wollen.

Nun müssen wir aber auch hören, wie gar herrlich der Herr dasteht, wenn er von sich selber zeugt. Wir wissen, daß er nach eitler Ehre nie geizig gewesen ist. Niemand ist je demüthiger einhergezogen als er. Sein Reich war nicht von dieser Welt und auch nicht seine Ehre und Herrlichkeit. Aber dieser demüthige Heiland hat doch sich der Welt darstellen müssen als der, der in die Welt gekommen war, um Sünder selig zu machen. Nie hätte irgend ein Anderer so von sich reden dürfen wie der Herr. Aber wenn er auch vor alle Welt hintritt *und will, daß die Welt* an ihn glaube und alles Heil von ihm hoffe,

so sagt er damit nur ganz einfach was er sagen und was die Welt hören mußte und muß. Er darf vor alle Völker der Welt hintreten und zu ihnen allen sagen: „Ich bin der gute Hirte. Die vor mir gewesen sind, die sind Diebe und Mörder gewesen. Ich bin die Thüre; so Jemand durch mich eingehet, der wird selig werden und wird ein- und ausgehen und Weide finden. Ich bin gekommen, daß sie das Leben und volles Genüge haben sollen. Ich bin der gute Hirte, der sein Leben lässet für die Schafe.“ Und mit welch' einem klaren, prophetischen, weltumfassenden Blicke sagt der Herr: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle; und dieselben muß ich herführen und sie werden meine Stimme hören und wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.“ Welcher unter Allen außer dem Herrn hätte es je wagen dürfen solche Sprache zu führen, von sich zu reden als Dem, der Alle lenken und leiten, beschützen und versorgen und zu sich rufen darf und dem sie folgen werden? — Und so herrlich steht der Herr auch vor uns, wenn er von sich sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben; Niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ Oder wenn er über die Welt hinblickt und da an alle die armen, in ihrem Geist gequälten, im Gewissen verklagten, von der Sünde geplagten, in sich oft verzagten Seelen denkt, denen die Welt, ihre Lust, ihre Klage, Alles entleidet ist und wenn er ihnen nun wie aus dem Land des ewigen Friedens zuruft: „Kommet her zu mir, die ihr trübselig und beladen seid, ich will euch erquicken; nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig; so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht.“ — Und wie majestätisch steht der Herr vor uns, als er dort zu Jerusalem im Tempel, „am letzten Tage des Festes, der am herrlichsten war,“ auftrat vor allem Volke, rief und sprach: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke! Wer an mich glaubet, wie die Schrift sagt, von deß' Leibe werden Ströme des lebendigen Wassers fließen!“

Und wie ist der Heiland überall in seinem ganzen Wesen und Leben von dem Glanze einer überirdischen Heiligkeit und Herrlichkeit umgeben! So steht er da in aller Liebe und Herablassung herrlich unter den Kindern, Er der Große unter diesen Kleinen und herzet und segnet sie.

So steht er da mitten unter den Zöllnern, Er der Reine unter den Unreinen, und redet sanft und herzgewinnend mit ihnen und zieht sie aus dem Schlamm der Sünde empor zu sich und läßt sich nennen Freund der Sünder und ihm ist's die große Sache seines Lebens, „zu suchen und selig zu machen was verloren ist.“ So steht er unbeugsam fest gegen die Pharisäer und steht hoch über ihnen, Er der Lautere unter den Unlauteren, und zerreißt mit göttlicher Einfalt und Weisheit die Netze, die ihre Schlauheit ihm legen will. So läßt er sie, die sammt des Herodes Dienern schon voraus ihres Sieges sich freuen, abfahren mit dem tiefsinnigen, Alles umfassenden Worte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist!“ So beugt er hier den eiteln Stolz und straft die Heuchelei; so ruft er dort einem gebeugten Herzen den Trost der Vergebung zu; so deckt er hier einem Selbstgerechten den Betrug des Herzens auf, wenn er ihm sagt seinen Reichthum den Armen zu geben und in der Liebe selig zu sein; so bringt er dort einem Anderen, bei dem das „Heimsuchen der Sünde“ zum Besten seiner Seele diente, den Trost der Vergebung in wunderbarer Machtvollkommenheit entgegen. Er ist herrlich, wie er niedersinkt und ringt und kämpft und betet in Gethsemane, und ebenso herrlich, wie er einen Herodes und sein Hofgesindel keines Wortes würdigt und wie er vor einem Pilatus dasteht als ein geborener König, in die Welt gekommen um von der Wahrheit zu zeugen. Er ist herrlich, wie er auf dem Berge oder an den Ufern des Galiläischen Meeres redet zu den Tausenden vom Reiche Gottes und die Samenkörner des ewigen Lebens ausstreut, und er ist ebenso herrlich, wie er dort in der Stille des Hauses zu Maria redet von dem Einen, das noth thut, oder in der Stille der Nacht einem Nikodemus zeigt, wie viel ein „Meister in Israel“ noch zu lernen hat. Er ist göttlich herrlich im Glanze der Verklärung in jener Stunde vor seinen Jüngern geoffenbart, aber er ist nicht weniger herrlich, wie er, der Heilige Gottes, hängt am Stamme des Kreuzes, sein Leben darbringt zum Lösegeld für Viele und die irdische Sonne ihren Schein verliert, weil aus der Nacht des Todes des ewigen Hohepriesters über Golgatha und der Welt aufgeht „die Sonne der Gerechtigkeit mit dem Heil unter ihren Flügeln.“

Und in der gleichen Herrlichkeit strahlt der Heiland, wenn wir den

Blick richten auf das Verhältniß, in dem er, hienieden wandelnd in der Knechtsgestalt, stand zu seinem Vater im Himmel. Sein ganzes Leben ist Gehorsam, ist Thun und Dulden des Willens Gottes. Das war seine „Speise," seine Erquickung und Stärkung, zu thun den Willen des Vaters und zu vollführen sein Werk. Darum war er auch „treu in seinem ganzen Hause," im Kleinen wie im Großen, in Allem, was zu seinem Amt und Beruf gehörte. Darum wollte „er wirken so lange es Tag ist, weil die Nacht kommt, da Niemand wirken kann." Darum geht er auch, obwohl ihm „bange ist vor der Taufe, mit der er sich soll taufen lassen," so fest im Glauben und Vertrauen, in Demuth und Geduld, in Niedrigkeit und Gehorsam den Weg des Kreuzes. Nie galt irgend eine Rücksicht auf sich oder Andere bei ihm Etwas gegenüber dem Willen des Vaters. Nie ging er dahin als vertrauend auf eigene Kraft. In völliger Entäußerung aller eigenen Herrlichkeit ist er doch so herrlich, wenn er kindlich demüthig betet: „Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie Du willst!" Und mit welcher Innigkeit hängt seine Seele am Vater! Ihn preiset er, daß er das Geheimniß des Reiches Gottes verborgen hat den Weisen und Klugen und hat es geoffenbart den Unmündigen; daß es also vor dem Vater wohlgefällig war. Ihm legt er hohepriesterlich fürbittend Alle ans Herze, die der Vater ihm gegeben; Er möge sie heiligen in seiner Wahrheit, vor dem Argen bewahren, in ewiger Klarheit mit ihm selbst verherrlichen. — Nie ist ihm irgend Etwas von Werth gegenüber der seligen Gemeinschaft mit dem Vater. Darum ist auch kein Jammer seinem Jammer gleich, aus welchem heraus er in jener Stunde der Macht der Finsterniß rufen muß: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" aber Er, der triumphirend ausrufen kann: „Es ist vollbracht!", stirbt mit dem Gebet des kindlichen Herzens auf den Lippen: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" —

So steht unser Heiland vor uns trotz der Niedrigkeit des Menschensohnes in der Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater. Es ist Alles an ihm ächt menschlich und doch auch ganz göttlich. In seinem Zeitleben stellt er uns die ganze Herrlichkeit, Kraft, Vollkommenheit, Seligkeit des ewigen Lebens vor Augen. An ihm ist vom Scheidel

bis zur Fußsohle nichts Krankes, an uns nichts Gesundes. Kaum hatte er hinter sich die Jahre der Jugend, als er sein öffentliches Amt antrat; aber mit welch' einer wunderbaren Reife der Erkenntniß und Weisheit erscheint Er vor uns! Ehrfurchtvoll beugt er sich unter das Gesetz des Alten Testamentes und ist doch der Stifter des Neuen Bundes. Dem Zeugniß Mosis und der Propheten drückt er sein Siegel auf, Er, in dem Gesetz und Propheten erfüllt sind. Nie war Er ein Revolutionär, sondern aller Ordnung unterthan, und doch hat nichts die Welt mächtiger erschüttert und umgewandelt als sein Wort und die Botschaft von Ihm. Nirgends griff er ein, mit dem, was göttlich geordnet war, Reformation vorzunehmen, und doch ist Er der Stifter des seligmachenden Glaubens und des Reichs des alleinigen Heils. Nie saß er zu Füßen der Schule und ihrer Lehrer, aber Alle, Alle lernen von Ihm. Einfältig war er wie die Taube und doch klug über alle Klugen und nie war er in Verlegenheit, nie sagte er zu viel oder zu wenig, nie hatte er ein Wort oder einen Schritt zurückzunehmen. Ernst, entschieden und unbeugsam gegen jede Gestalt der Sünde war er voll Milde und Erbarmen gegen die Bußfertigen. Die giftigen Pfeile der Bosheit, der Falschheit, des Undanks, der Verleumdung mochten sein Herz treffen. Aber die Liebe, das Erbarmen, erstarb nie in diesem Herzen.

So steht der Herr vor uns als Der, der überall trotz der Knechtsgestalt „seine Herrlichkeit offenbart." Wir haben aus der Fülle des Evangeliums und des biblischen Zeugnisses vor ihm nur etliche wenige Züge herausgenommen. Wer ist würdig und wer ist fähig, das Bild der Herrlichkeit Jesu Christi recht zu entwerfen und nur auch in Worten recht zu verkündigen „die Tugenden Dessen, der uns aus der Finsterniß berufen hat an sein wunderbares Licht?" Da ist noch viele Herrlichkeit in diesem wunderbaren Wesen des Gottes- und Menschensohnes, die sich auch dem Blicke des Glaubens hier noch nicht erschließt. Es gehört ja das Alles zu dem Geheimniß, „in welches auch die Engel gelüstet zu schauen." Und doch — wer nur mit einfältigem Sinn das vor seine Seele stellt, was wir hier gleichsam nur als vom Saum des Gewandes der Herrlichkeit unseres Herrn Jesu Christi hingestellt haben, der mag wohl mit einem Thomas nie-

dersinken und anbeten und sprechen: „Mein Herr und mein Gott!“ Haben wir aber geredet von der Herrlichkeit, die ausstrahlte von unserem Herrn Jesu Christo in seinem ganzen Wesen und Leben, in Wort und That, wie er dastand vor seinen Jüngern und allem Volk und dastand vor Freunden und Feinden, so müßten wir zuletzt anheben zu reden von der Herrlichkeit seines Werkes, daß wir nemlich an ihm haben die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden; daß er gestorben ist um unserer Sünden willen und auferstanden um unserer Gerechtigkeit willen, daß er ist geworden der zweite Adam, der Stifter eines neuen Geschlechtes, das er sich erzeugt und beruft als ein königliches Volk, als ein priesterliches Geschlecht aus dem unvergänglichen Samen seines Wortes, das da ist Geist und Leben, durch die Kraft seines heiligen Geistes. Da müßten wir reden von der Wunderkraft in dem scheinbar so schwachen Senfkörnlein seines Evangeliums, das trotz dem Toben der Welt und ihres Fürsten aufgegangen ist und stark geworden und zum Baume geworden ist, unter dessen Zweigen die Völker der Erde sich sammeln. Da müßten wir herbeirufen können zum Zeugen jene Schaar, die Niemand zählen kann, die überwunden haben durch das Blut des Lammes und stehen vor dem Throne Gottes und singen das ewige Loblied. Und herbeirufen müßten wir sie Alle aus allen Völkern und Zungen, die im Glauben ein neues Leben gefunden haben und wie mit Einem Munde bekennen würden: Wahrlich, es ist kein anderes Heil, es ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darinnen sie mögen selig werden als allein der Name Jesu Christi, der da ist gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit!

„Er offenbarte seine Herrlichkeit.“ Ja, er hat sie geoffenbart. Und er wird sie einst offenbaren und alle Welt wird ihn dann schauen in himmlischer Glorie. Und er will, daß die, die ihm der Vater gegeben, bei ihm seien und schauen die Herrlichkeit, die ihm der Vater gegeben, ehe der Welt Grund gelegt ward.

„Und seine Jünger glaubten an ihn.“ Wie konnten sie anders, da sie sahen, wie er seine Herrlichkeit offenbarte? Aber sie sollten noch unendlich Größeres sehen und haben's gesehen. Inne geworden sind sie es, wie Kräfte der Umwandlung, der Verklärung, der Gerecht-

machung, der Heiligung von ihm ausgingen. Erfahren haben sie es, daß in ihm sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß, daß in ihm wohnet die Fülle der Gottheit leibhaftig.

Glauben wir an Christus? Und warum glauben wir an ihn? Antwort: Weil er Herrlichkeit offenbarte und noch offenbart, auch an uns sie offenbart. Und wenn er dich, der du sagst, du glaubest an ihn, heute fragt: Hast du mich lieb? kannst du denn auch freudig sagen: Herr, du weißest alle Dinge, du weißest, daß ich dich lieb habe!

So lasset uns fest halten am Bekenntniß und nicht wanken und sprechen von Herzensgrund: Wir haben geglaubt und erkannt, daß Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!

Amen.



Dritter Sonntag nach Epiphanias.

(Matthäi 8, 1—13.)

Da er aber vom Berge herab ging, folgte ihm viel Volks nach. Und siehe, ein Aussätziger kam und betete ihn an, und sprach: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen. Und Jesus streckte seine Hand aus, rührete ihn an, und sprach: Ich will es thun; sei gereiniget! Und alsobald ward er von seinem Aussatz rein. Und Jesus sprach zu ihm: Siehe zu, sage es Niemand; sondern gehe hin, und zeige dich dem Priester, und opfere die Gabe, die Moses befohlen hat, zu einem Zeugniß über sie. Da aber Jesus einging zu Capernaum, trat ein Hauptmann zu ihm, und bat ihn, und sprach: Herr, mein Knecht liegt zu Hause, und ist gichtbrüchig, und hat große Qual. Jesus sprach zu ihm: Ich will kommen und ihn gesund machen. Der Hauptmann antwortete und sprach: Herr, ich bin nicht werth, daß du unter mein Dach gehest; sondern sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund. Denn ich bin ein Mensch, dazu der Obrigkeit unterthan, und habe unter mir Kriegsknechte; noch wenn ich sage zu einem: Gehe hin! so gehet er; und zum andern: Komm her! so kommt er; und zu meinem Knechte: Thue das! so thut er's. Da das Jesus hörete, verwunderte er sich, und sprach zu denen, die ihm nachfolgten: Wahrlich, ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden. Aber ich sage euch: Viele werden kommen vom Morgen und vom Abend, und mit Abraham und Isaak und Jakob im Himmelreich sitzen. Aber die Kinder des Reichs werden ausgestoßen in die äußerste Finsterniß hinaus, da wird sein Heulen und Zähnklappen. Und Jesus sprach zu dem Hauptmann: Gehe hin, dir geschehe, wie du geglaubet hast. Und sein Knecht ward gesund zu derselbigen Stunde.

(Römer 4, 3.)

Abraham hat Gott geglaubt und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.

„Wahrlich ich sage euch, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden." So hören wir den Herrn reden im heutigen Sonntags-Evangelium. Und damit stellt er ein Ehrenzeugniß aus für den Mann, der vor ihn bittend um Hilfe für seinen kranken Knecht getreten war. Der Mann war ein Heide; er war ferne von der Gliedschaft Israels. Aber er kam dem Heiland mit einem solchen demüthigen, aber auch starkem Glauben entgegen, daß der Herr nicht umhin konnte, daran zu denken, daß ihm gerade unter den Israeliten, die doch von Wunderthaten göttlicher Macht zu sagen hatten, ein solcher Glaube nicht begegnet sei. Aus diesem Mangel an Glauben kam es, daß Israel den im Namen Gottes Gekommenen verwarf und daß sie den Herrn der Herrlichkeit an's Kreuz schlugen.

Nun aber in diesen Worten des Apostels Paulus aus dem Brief an die Römer tritt ein Ehrenretter Israels vor uns, nämlich Abraham, der Vater der Gläubigen, der Mann des Glaubens; die ehrwürdige Patriarchengestalt, die aus den alterältesten Tagen über Jahrtausende zu uns herüberschaut; Abraham, vor dem sich Juden, Christen und Muhamedaner in Ehrfurcht neigen; er, der Held im Streit und doch so friedfertig; vor Menschen so frei und ehrenfest, aber vor Gott so demüthig und kindlich — von ihm lesen wir da: Abraham hat Gott geglaubt und das ist ihm zur Gerechtigkeit gerechnet. Da stehen wir wohl gerne einen Augenblick stille und fragen:

Wie geschieht es, daß der Glaube mag zur Gerechtigkeit gerechnet werden?

Nun ist vorerst soviel ganz klar, daß es heißt, der Glaube. Wenn der Apostel hätte anders reden wollen, hätte er es wohl leicht thun können. Aber er will nicht anders reden. Was er sagt, meint er. Also — der Glaube.

Nun meint aber der Apostel damit vor allem Anderen, daß Abra-

ham seinem Naturzustand nach gar nicht vor Gott sei als gerecht erschienen. Wir wissen genug aus der Geschichte Abrahams, das uns lehrt, daß sein Naturzustand ihn in den Augen Gottes gar nicht wohlgefällig machte. Darauf deutet schon die Ordnung der Beschneidung hin, welche Abraham auferlegt wurde, um mit Gott im Bunde stehen zu können.

Darüber wollen wir uns ja nicht irren: dem Naturzustand nach ist kein Mensch vor Gott, was er sein soll. Freilich wenn wir das göttliche Ebenbild noch an uns hätten, in welchem wir ursprünglich geschaffen waren, da wäre es anders. Damit aber ist es vorbei. Jetzt sind wir, wie wir in die Welt kommen, eben nach dem Wort des Herrn „Fleisch vom Fleische geboren." Jetzt bringen wir viel zu viel Ichheit, Eigenwillen, Eigensinn, Weltliebe, Fleischestriebe, Widerwillen gegen Gott und sein Gebot, ungeistliches Wesen mit in die Welt, als daß Gott ein Wohlgefallen an uns haben könnte. Da ist von Gerechtigkeit vor ihm, dem Heiligen, auch gar keine Spur an uns.

Ich weiß wohl, man redet in der Welt oft von der Unschuld der Kinder. Und man kann ja an dem holden, noch arglosen Wesen der ganz Kleinen nur seine Freude haben. Sie kennen die Welt und ihre Lüste und Tücke noch nicht. Sie wissen noch nichts von so argen Gedanken und von bösen Thaten, die die Seele mit Schuld beladen. Darin sind sie schuldlos. Aber wenn wir sie überhaupt unschuldig nennen, da müssen wir uns hüten, ja nicht in großes Mißverständniß und Irrthum zu gerathen. Jede Mutter weiß, daß sie an ihrem lieben Kinde gar bald allerlei Fehler zu bekämpfen hat. Da stellen sich nur allzufrüh die Fehler des Zornes, des Trotzes, des Neides, der Eifersucht, des Eigensinns, der Verstellungskunst, der Eitelkeit, der Naschhaftigkeit und wer weiß wie viele andere ein. Und die sind in das Kind ebensowenig hineingebläut worden, als sie hinausgebläut werden können. Aber da sind sie. Das ist nur allzugewiß. Und sie würden sich gar nicht zeigen, wenn sie nicht drin wären im Herzen. Dort ist ihre Heimstätte. Das Herz aber ist der Mensch. Sollte der liebe Gott an einem solchen Herzen, in dem so viele Verderbniß ist,

ein Wohlgefallen haben können? Wie sollte vor ihm für gerecht gelten das, woran er so viel Unrechtes sieht?

Die Sache ist aber einfach die, daß die Menschen viel zu wenig das Wesen der Sünde erkennen. Sie meinen zumeist, Sünde sei in Gottes Augen überhaupt nur etwa diese oder jene böse That. Wenn Einer ein Räuber ist oder ein Dieb oder ein Ehebrecher oder ein Mörder, da gilt er für einen Sünder, und da sind sie vielleicht froh, daß sie nicht sind, wie solche Leute. Als ob Gott nur auf die Thaten, nicht aber auf's Herz und in das Herz sehen würde! Die Sünde aber besteht gar nicht blos in einzelnen bösen Stücken, sondern die Sünde ist ein Zustand, ist der leidige Zustand unseres Wesens, eine angeborene Verderbniß. Wir lesen im heutigen Evangelium von dem Aussätzigen. Wie der Mann da vor den Heiland trat, konnte man schon von Weitem sehen, wie es mit ihm stand. Da waren die Eiterbeulen und die unreine Haut und die blutrünstigen Augen. Da war kein Zweifel über die Krankheit und das Elend. Aber der Mann mag einmal in einem ganz anderen Aussehen gestanden haben. Die Zeit mag gewesen sein, wo keine Spur von Aussatz da war, wo die Haut glatt und die Farbe gesund und frisch war. Auf einmal stellten sich die ersten schwachen Merkmale der furchtbaren Krankheit ein. Und sie brachen aus stärker und stärker und war kein Aufhalten. Die Krankheit war längst da im Leibe. Sie war drin, auch als das Gift nach außen noch nicht ausgebrochen war. So ist's mit uns. Die Sünde, das innere Verderbniß, bringen wir mit in die Welt. Und es bricht aus bald genug an Jedem.

Und wenn es sich mit der Sünde bei uns nicht also verhielte, da wäre uns auch viel leichter zu helfen. Würde es sich nur um das handeln, daß einzelne böse Dinge und Gewohnheiten zu bekämpfen und abzugewöhnen wären, damit wäre vielleicht fertig zu werden. Hat Einer etwa ausgefunden, daß ihm das Laster der Trunksucht, dem er sich ergeben hat, schädlich ist, daß es ihn um die Achtung seiner Nebenmenschen bringt, daß es ihm in seinem Geschäft Nachtheil bringt und dergleichen mehr, so ist kein Zweifel, daß er mit einem recht festen Willen sich davon los machen kann. Es mag ihm viele Ueberwindung kosten, aber es ist darum doch nicht unmöglich. Und so kann es gehen

bei einem Anderen, der sich daran gewöhnt hat, den Namen Gottes zu mißbrauchen. Er mag sich der bösen Gewohnheit schämen und er mag lernen, in dem Stücke über sich zu wachen, und es mag ihm gelingen, daß er den Fehler ablegt. Aber — ist denn damit das Herz rein und der innere Mensch heilig, weil wir unter dem Einfluß von wer weiß was für Beweggründen diesen und jenen Fehler bekämpfen und überwinden? Gewiß sollen wir Alle „ablegen die Sünde, die uns immer noch anklebt.“ Aber je eifriger wir daran gehen, desto mehr werden wir finden, daß das Verderben tief sitzt, daß „in uns, in unserem Fleisch“, in unserem natürlichen Wesen und Zustand eben „nichts Gutes wohnt; daß wir wohl haben das Wollen, aber nicht finden das Vollbringen.“ Das ist für uns traurig und demüthigend. Um so weniger können wir auf unseren Naturzustand eine Gerechtigkeit bauen oder denken, daß wir in demselben oder so, wie wir von Natur sind, in Gottes Augen wohlgefällig sein können.

Nun wollen wir aber gleich beifügen, daß der große Gott, weil er so ein großes und mitleidiges Herz hat, uns doch liebt, trotz unserer Sündhaftigkeit. Hat ja eine Mutter und ein Vater ein Kind auch lieb, trotz der vielen Fehler, die sie an ihm wahrnehmen. So hat Gott auch gegen uns ein Herz voll Erbarmen und kommt uns entgegen mit seiner Gnade und will uns helfen und erretten. Aber im sündhaften Zustand, unter der Ungerechtigkeit, in der wir von Natur aus vor ihm stehen, darf er uns nicht lassen. Darum sagt auch unser Heiland: Es sei denn, daß Jemand von Neuem geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. Darum ist auch die heilige Taufe „ein Bad der Wiedergeburt und Erneuerung des heiligen Geistes“; darum ist sie „der Bund eines guten Gewissens mit Gott“. Darum wird auch ein Kindlein nach der unaussprechlichen zuvorkommenden Gnade Gottes durch sie, als die Taufe in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, hineinversetzt in die Gemeinschaft mit dem dreieinigen Gott; darum vergibt der himmlische Vater dem Täufling aus lauter Gnade alle seine Sündhaftigkeit, und so kann Er, der heilige Gott, ihn als sein Kind annehmen und ihn zum Erben aller Güter seines Hauses und des *ewigen Lebens* einsetzen. Damit ist der Anfang des Neuen

Lebens geschehen. Aus dem Anfang muß ein Fortgang und zuletzt eine Vollendung kommen. Eine Wiedergeburt, die Stiftung eines Neuen Lebens innen in uns bedarf es. Von Gerechtigkeit und Gottwohlgefälligkeit im bloßen Naturzustand kann gar nicht die Rede sein.

Sollten aber nicht die guten Werke dem Abraham gedient haben zur Gerechtigkeit vor Gott?

Darauf will ich die heilige Schrift selbst antworten lassen. Da stehen die Worte: „Ist Abraham durch die Werke gerecht geworden, so hat er wohl Ruhm, aber nicht vor Gott.“ Das ist deutlich genug geredet. Und wiederum: „Dem, der mit Werken umgehet, wird der Lohn nicht aus Gnaden zugerechnet, sondern aus Pflicht. Dem aber, der nicht mit Werken umgehet, glaubet aber an Den, der die Gottlosen gerecht macht, dem wird sein Glaube gerechnet zur Gerechtigkeit.“

Nun wollen wir Abraham seinen Ruhm gar nicht streitig machen. Gewiß, er hat viele gute Werke gethan. Und darüber freuen wir uns und haben ihn lieb und halten ihn in Ehren. Aber vor Gott reicht das nicht aus. Vor ihm kann gar nichts gelten als die vollkommene Heiligkeit. Wenn Abraham also vor Gott gestanden hätte, da hätte er durch seine Werke Gerechtigkeit und Seligkeit erlangt. Aber davon weiß die Schrift nichts. Abraham hat der vergebenden Gnade bedurft, gerade wie wir Alle. Denn wenn Einer auch in seinem ganzen Leben nur einmal gesündigt hätte, so steht er eben um der Einen Sünde willen da als nicht gerecht und heilig vor Gott. Wie auch die Schrift sagt: „Denn so Jemand das ganze Gesetz hält, sündiget aber an Einem, der ist es ganz schuldig.“ (Jacob. 2, 10.) Die Gebote sind wie ein Ring. Da hängt Alles zusammen. Wer nun an dem Ringe nur Einen Punkt ausbricht, der hat den Ring zerbrochen.

Davon jedoch kann gar nicht die Rede sein, als ob ein Mensch etwa einmal das Gebot Gottes übertreten würde. Vielmehr hat der Psalmist vollkommen recht geredet, wenn er sagt: „Wer kann wissen, wie oft er fehle? Vergib mir auch die verborgenen Fehler!“ (Psalm 19, 13.) Die Hoffnung, mit unseren guten Werken von Gott Sühne zu erlangen, die wollen wir darum vornweg fahren lassen. Ernstlich

soll es uns angelegen sein, daß Menschen uns den Ruhm nicht streitig machen, daß wir Gottes Gebot ehren und halten. Aber Menschen mag man es vielleicht bald recht machen. Vor Gott aber kann man damit nicht bestehen. Und — genau besehen — ist auch auf der Menschen Loben und Rühmen wenig zu geben. Sie sehen, was vor Augen liegt, Gott aber siehet das Herz an. Mag sein, daß dir einmal zu Ohren kommt, daß dich Einer recht gelobt hat, daß er von vielen guten Eigenschaften an dir geredet und deine guten Thaten herausgestrichen hat. Ich will dir zutrauen, daß du bei solcher Gelegenheit bei dir selber denkst: „Was braucht der Mensch mich zu loben? Der kennt mich eben nicht; der weiß eben nicht, wie viele böse Gedanken zu Zeiten in meinem Herzen sind und wie viele böse Neigungen in mir auftauchen; der weiß nicht, wie oft ich mich über Worten selber ertappe, die ich gewiß nicht hätte reden sollen, und wie manchmal ich mich so benehme und so handle, daß ich mich nachher schämen und den lieben Gott um Vergebung um Christi willen bitten muß.“ Wahrlich, da bleibt kein Ruhm übrig. Und auch die guten Werke selbst — sind sie denn so vollkommen gut, daß sie vor Gott bestehen können? O wie viel Eigenes, wie viel von Fleisch und Blut läuft dabei mit unter! Wie mischen sich allerlei fremde und unlautere Beweggründe stets auch gerade bei sogenannten guten Werken mit unter! Wie wenig davon ist so recht eigentlich nur in Gott gethan! Wo bleibt da der Ruhm? Was auch Andere von uns rühmen mögen, wir wollen's uns nur ganz ehrlich sagen, daß es mit dem Fleiß in guten Werken bei uns zumeist nicht weit her. Unser Heiland aber, der wußte, was im Menschen ist, und dem es Niemand sagen durfte, der sagt uns: „Wenn ihr Alles gethan habt, was ihr zu thun schuldig seid, so sprechet: Wir sind unnütze Knechte!“ Und das ist die helle Wahrheit. Darum antwortete er auch dem Manne, der ihn für einen Menschen wie andere auch ansah und schmeichlerisch zu ihm sagte: „Guter Meister“, kurzweg: „Warum nennst du mich gut? Niemand ist gut, als der einige Gott!“ Und darum hat er auch ein andermal uns das Zeugniß ausgestellt: „So doch ihr, die ihr arg seid, könnet euren Kindern gute Gaben geben.“ — Das ist deutlich geredet.

Es kann keine schlimmere Verführung des Satans geben, als wenn

er die Leute glauben macht, daß sie mit guten Werken vor Gott gerecht werden und den Himmel verdienen können. Der liebe Gott will des Menschen Herz haben. Das aber gibt ihm der natürliche Mensch gerade nicht. Aber allerlei gute Werke gibt der Mensch Gott recht gerne — auf Abschlagszahlung, damit er ihm dann nur sein Herz nicht geben müsse. Da machen sie noch allerlei menschliche Aufsätze und legen sich selbsterwählte Lasten auf, die Gott in seinem Wort gar nicht von uns fordert. Sie kasteien sich und fasten alle Wochen. Sie werden nicht müde mit Kirchengehen und wenden viele Gebete an; sie halten heilige Tage und plagen sich mit Diesem und Jenem. Aber wenn sie auch alle ihre Habe den Armen geben würden und ließen ihren Leib brennen, würden aber nicht in rechter inniger Liebe ihr Herze mit Allem, was drin und dran ist, Gott geben, daß er von innen helfen und heiligen kann, so wäre das Alles nichts nütze. Was gebe ich darum, wenn man heute in der Kirche kniet und allem Heiligem seine Hochachtung zeigt, aber morgen alle weltlichen Tollheiten und Narrheiten und Ausgelassenheiten mitmacht und obendrein noch auf sein Kirchengehen und Frommsein seine Gerechtigkeit baut? Das ist ein schrecklicher Irrthum. Aber von diesem Sauerteig ist auch noch genug unter uns evangelischen Leuten, obwohl er durch und durch unevangelisch ist.

Nein, wir wollen uns ja nicht verführen lassen. Mit solchen äußerlichen Werken betrügt manche arme Seele sich selber. Der liebe Gott aber läßt sich nicht täuschen, der sieht hinter all das Außenwerk hinum und hindurch und sieht gerade in's Herz hinein, ob das auch recht an ihm hängt und in der Liebe zu ihm selig, in Gott, aber nicht im Treiben und Weltdienst der Weltkinder selig ist.

Nun ist aber von unseren guten Werken um so weniger Aufhebens zu machen, weil sie gar nicht aufkommen können bei uns Allen neben dem Guten, das wir nicht gethan haben und doch hätten thun sollen. Die guten Werke, auf die manche thörichte Leute sich verlassen wollen, die gehen alle zusammen in einen kleinen Korb. Aber für die guten Werke, die wir auch hätten thun sollen, aber nicht gethan haben, reicht der größte Wagen nicht hin. Unterlassungssünden sind auch *Sünden. Und ihrer* ist wahrlich wie der Sand am Meere. Wo

bleibt unser Ruhm? Mit unserer Gerechtigkeit aus den Werken ist's nichts. Darüber wollen wir uns doch ja nicht täuschen. Der Ruhm aber bleibt Gottes. „Aus Gnaden seid ihr selig worden durch den Glauben und dasselbige nicht aus euch; Gottes Gabe ist es; nicht aus den Werken, auf daß sich nicht Jemand rühme." (Eph. 2, 8—9.)

Und nun — sind uns gute Werke gar nichts werth? Allerdings gar nichts, wenn sich's um deiner Seelen Seligkeit handelt. Dazu reichen alle gute Werke aller Heiligen nicht aus. Dazu braucht es des Einen guten Werkes, das dein Heiland für dich und mich und uns Alle gethan hat. Sein ganzes Leben, Leiden, Sterben war nur Ein gutes Werk. Das hat er für uns dargebracht. Denn er hat „sein Leben und sein Blut uns zu Gut in den Tod gegeben." Ihm gebührt die Ehre. Jetzt zweifle ich auch gar nicht, daß wenn Du ihm recht vertrauest, an ihm mit rechtem Glauben, mit herzlicher Liebe hängst und dich als sein theuer erkauftes Eigenthum erkennst, dann wirst du auch nicht dir und dem Fleisch und der Welt leben, sondern Ihm. Ja, Er wird leben in dir, und dann ist mir nicht bange um die guten Werke. Die werden kommen, getrieben von innen, wie die Früchte am gesunden Baum. Wenn deine guten Werke aber nicht so von innen kommen, dann sind sie Früchte, die man an den todten unfruchtbaren Baum angebunden hat. Die sollen aussehen, als wären sie darauf gewachsen. Menschen kann man damit täuschen, nicht aber Ihn, der Herzen und Nieren prüft.

Also es bleibt dabei, nicht Abrahams Naturzustand, nicht Abrahams Werke haben ihn vor Gott gerecht gemacht. Aber zur Gerechtigkeit ist ihm gerechnet worden sein Glaube. Und was lehrt uns unser heutiges Evangelium? Hier kommt der Aussätzige zum Heiland. Es war an dem armen, unglücklichen Menschen nichts Schönes, sondern lauter häßlicher Aussatz. Was konnte er dem Heiland bieten? Kein gar nichts, als einen demüthigen, herzlichen, zweifellosen Glauben. Den aber hat er. Darum fällt er vor ihm nieder, betet ihn an, wendet sich zu ihm und ist in seinem Glauben seiner Sache so gewiß, daß er sagt: „Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen." Ich weiß, daß du es kannst und kein Anderer;

jetzt kommt's nur auf deinen Willen an. Und siehe da — wo der Heiland solchen Glauben findet, da fehlt's an seinem Willen gar nicht. Darum sagt er: „Ich will's thun; sei gereinigt!" Da war geholfen und der Aussätzige war gereinigt. War der nicht glücklich? Und dort der Hauptmann — den bringt auch gar kein Recht vor den Herrn; war er ja doch ein Heide und „fern von den Testamenten der Verheißung." Aber mit welch' herrlichem Glauben tritt er hervor! Der Heiland in seiner Freundlichkeit sagt ihm gleich auf seine Bitte, er wolle zu ihm kommen und seinen Knecht gesund machen. Aber dessen hält sich der Hauptmann gar nicht für werth, vielmehr weiß er, daß sein Wort bei seinen Untergebenen Alles gelte — was sollte denn des Herrn Wort nicht gelten, der ganz andere Mächte und Kräfte beherrscht, als er? Darum glaubt er dem Wort. Das war's, was dem Herrn wohl gefiel. Gerade so hatte der Herr ein Wohlgefallen an Abrahams Glauben und Vertrauen. Dieser Glaube, dieses Vertrauen war es, wodurch er im rechten Verhältniß zu Gott stand. Daraus kam auch Segen und Leben. Darum heißt es: Sein Glaube war ihm zur Gerechtigkeit gerechnet.

Wie mag Solches zugehen? Sollte denn das, daß ein Mensch Gott glaubt, etwas so Bedeutendes sein, daß Gott es so hoch anschlägt? Der Mensch thut ja doch gar nichts dabei. Also da ist ja gar kein Verdienst. Und das sollte doch so viel gelten? Ja, gerade so ist's.

Nun wollen wir uns aber über diesen Glauben, an welchem Gott ein Wohlgefallen hat, hier ja nicht täuschen. Denke nur nicht, daß der liebe Gott damit zufrieden sei, daß Einer zu Allem Ja sagt und Alles glaubt, was in der Bibel steht. Die Pharisäer und Schriftgelehrten glaubten auch, daß Alles wahr sei, was im Alten Testamente stand. Aber mit diesem ihrem todten Glauben und Jasagen war nichts gewonnen und Gott hatte gar kein Wohlgefallen an ihnen. Um einen solchen Glauben ist es ein seelenloses Ding. Es ist damit gerade wie mit einem Diener, der zu Allem, was sein Herr sagt, sich ganz demüthig verneigt und Ja sagt, der aber nachher zeigt mit seinem ganzen Verhalten, nicht nur daß es ihm bei seinem Zustimmen *gar nicht angelegen* gewesen war, seines Herrn Sinn und Willen recht

zu fassen, sondern der auch nachher thut, nicht was sein Herr will, sondern was ihm selber gefällt. Was sind die Complimente und das Jasagen werth? So ist's auch mit einem Glauben, der äußerlich Allem zustimmt, was Gottes Wort sagt, der aber deine Seele Gott gar nicht näher bringt. Wer meint, es sei Gott nur um das bei uns zu thun, der ist betrogen. In solchem todten Glauben ist auch gar kein Trost, sondern höchstens Furcht. Darum stehet geschrieben: Die Teufel glauben auch und zittern (Jacob. 2, 19). Der Heiland warnt uns selber gar ernstlich vor dem „Herr, Herr" sagen, bei dem es doch nie dazu kommt, daß man den Willen Gottes thut, eben weil man das Herze nicht Gott schenkt, sondern ihn mit schönen, aber leeren Worten abfertigen will. Ein Glaube aber, bei dem es nicht dazu kommt, daß ich das Herze Gott gebe und ihn drin wohnen und walten lasse, ist noch lange kein wahrer Glaube.

Nun will ich dich aber auch davor warnen, daß du deine Gerechtigkeit nicht darauf bauest, daß du den rechten Glauben habest, daß du nicht im Irrglauben und falscher Lehre steckest, sondern der rechtgläubigen Kirche zugethan seiest. Wir wissen ja wohl genug, daß es auch heutiges Tages noch Leute gibt, die meinen, darauf komme es an. Nun kommt freilich sehr viel darauf an, daß du den rechten Weg wissest, wenn du an's rechte Ziel kommen willst. Aber damit, daß du ihn weißt, bist du noch lange nicht am Ziele. Das ist ja klar genug. Du mußt von deinem Wissen den rechten, treuen Gebrauch machen. Und wenn du noch so lange Andere belehren oder über den rechten Weg mit ihnen disputiren und ein Lehrer der Unwissenden, ein Leiter der Blinden sein wolltest, das würde dir noch lange nicht zur Gerechtigkeit gerechnet. Du hast Ursache, Gott zu danken, daß du ein Glied der lieben evangelisch-lutherischen Kirche bist. Und du kannst ja in deinem Katechismus selber sehen, wie dir da so ein herrliches, klares, wahres und trostreiches Verständniß der Schrift geschenkt ist. Das ist alles Dankes werth. Aber wenn du nun darauf stolz sein und die Anderen, weil sie solche volle Erkenntniß nicht haben, verachten wolltest, wäre das das Rechte? Gewiß nicht. Gerade wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Gerade du sollst wissen, daß Verachtung Anderer und Pochen auf das Besserwissen und Unbarmher-

zigkeit im Urtheil über sie vor Gott keine Gerechtigkeit bringt, daß aber geschrieben steht: Reichet dar in eurem Glauben Tugend, und in der Tugend Erkenntniß, und in der Erkenntniß Mäßigung, und in der Mäßigung Geduld, und in der Geduld Gottseligkeit, und in der Gottseligkeit brüderliche Liebe, und in der brüderlichen Liebe allgemeine Liebe (2. Petri 1, 5—7). Nun halte das Alles nur immer recht hübsch zusammen und halte das Eine nicht ohne das Andere. Vergiß mir über dem Lutheraner nicht den Christen! Das ist oft vorgekommen und kann noch vorkommen. Sei rechtgläubig und laß dich darin von Niemand irre machen. Aber darauf poche nicht. Sei aber in deiner Rechtgläubigkeit recht gläubig. Dann wirst du in der Demuth bleiben und auf dein Besserwissen weder pochen, noch stolz auf Andere hinabsehen oder an ihnen dich aufrichten wollen. Denn dabei hätte der liebe Gott trotz all deiner Erkenntnisse und Rechtgläubigkeit doch kein Wohlgefallen an dir.

Auch der größte Eifer in Glaubenssachen thut's gar nicht in Gottes Augen. Das Eifern ist wohl gut, wenn es geschieht um das Gute. Aber — es muß auch die rechte Erkenntniß darin sein. So sagt der Apostel von den Juden, seinen Brüdern nach dem Fleisch: Ich gebe ihnen Zeugniß, daß sie eifern um Gott, aber mit Unverstand (Röm. 10, 2). Und ein solcher Eiferer mit Unverstand ist Saulus gewesen. Das hat er als ein Paulus recht wohl eingesehen. Aber wie viel Uebel hat der Mann gethan, bis er es einsah! Und wie war er in seinem Unverstand seiner Sache so sicher, bis ihm die Schuppen von den Augen fielen. Hatte Gott an seinem Glaubenseifer ein Wohlgefallen? Gewiß nicht. Und was hat das Eifern um den Glauben schon Elend in der christlichen Kirche selbst angerichtet! Sind nicht die Gefängnisse voll geworden, wurden nicht Tausende verbannt, geächtet, gemartert, verfolgt, verbrannt um dieses unverständigen Eiferns willen? Und doch hat das Alles sein sollen „zur Mehrung der Ehre Gottes." Traurig genug. Also das Eifern kann gar ein thöricht, fleischlich, ungöttlich Ding sein. Und dabei pocht man noch auf den rechten Glauben und die allein seligmachende Kirche. Und was ein solcher Eiferer auch von seiner Dienstleistung in Glaubenssachen denken und erwarten mag, er hat seinen Lohn dahin.

Mit solchem blinden Eifern und Gewaltsamkeit in Sachen des Glaubens wird man Gerechtigkeit vor Gott nimmermehr finden.

Aber ob auch die Abwege verkehrt und zu vermeiden sind, dabei bleibt es doch, daß dem Abraham sein Glaube war zur Gerechtigkeit gerechnet wordeu, und daß das auch heute noch von uns gilt, und daß es unmöglich ist, ohne Glauben Gott zu gefallen.

Nun kommt's nur darauf an, daß der Glaube der rechten Art ist. Und nun laß mich dir sagen, daß der rechte Glaube, der Gott wohlgefällige Glaube, anfängt mit dem Zweifel, aber mit dem Zweifel an uns selbst. Und dieser Zweifel muß nach und nach geradezu werden zum Unglauben, zum Verzweifeln an uns selbst und in der That auch an allen anderen Leuten und an der ganzen Welt, so daß wir uns an gar nichts sonst mehr halten, als an Gott den Herrn, aber an ihn recht und ganz mit völligem Vertrauen, in ganzer Hingabe, in herzlichem Glauben.

Sieh den Aussätzigen an im Evangelium. Der kam zum Heiland mit ganzem Vertrauen. Sonst sah er nirgends ein Heil. Wenn er auf sich und seinen Krankheitszustand schaute, da war er ein verlorener Mann, da mußte er sich völlig aufgeben. Da war Alles aus mit ihm. Und auch alle anderen Leute, ja die ganze Welt waren ihm leidige Tröster. Da war um und um keine Hilfe zu hoffen. Nun aber hörte er vom Heiland; nun erfuhr er, was für ein wunderthätiger, mit Gotteskräften ausgestatteter Mann er sei. Und er erfuhr auch, was für ein gar freundlicher und barmherziger Herr er sei gegen die Armen und Elenden. Da zieht es ihn zu ihm, und wie er hört, daß der Herr gar durch diese Gegend komme, wer war glücklicher, als er? Da muß er zu ihm, und zu ihm mit seinem ganzen Elend. — Und wäre der heidnische Hauptmann wohl zum Herrn gekommen, wenn er nicht dessen gewiß gewesen wäre, daß da alle Menschenhilfe verloren war? — Und als Abraham die wunderbaren Dinge hörte, die der Herr zu ihm sagte, da mochten ihm auch allerlei Gedanken kommen. Aber ob sie kamen, sie alle galten nichts; gegen seine Gedanken war er ungläubig, aber an seinen Gott hielt er sich und ließ ihn walten. Und jener Mann Saul — wie war er in seiner Ueberzeugung so fest und seiner Sache so sicher! Aber wie hat er lernen müssen, sich selbst

ganz aufgeben und alles Menschenwerk und „es für Schaden erachten, auf daß er Christum gewinnen und in ihm erfunden werde“!

Der Weg, wie der liebe Gott sich uns kund thut, ist, daß er zu uns redet. So läßt er uns von sich wissen. So offenbaret er sich uns. So hat er „vor Zeiten geredet manchmal und auf mancherlei Weise zu den Vätern durch den Mund der Propheten; aber am letzten hat er zu uns geredet durch den Sohn, welcher ist der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens.“ Darum heißt der Sohn auch geradezu das Wort, das da war „von Anfang bei Gott, und Gott war das Wort.“

Jetzt gilt es, daß wir glauben an das Wort Gottes. Diesem Worte Gottes muß ich ganz unbedingt von ganzem Herzen glauben. Gott ist die Wahrheit selbst. So ist sein Wort die Wahrheit. Darum daran halte ich mich. Gott sagte zu Abraham: Ziehe aus aus deiner Heimath und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will. Und Abraham glaubete Gott. Abraham war ein Fremdling im fremden Lande und eignete auch nicht einen Fußbreit Landes. Aber der Herr sprach zu ihm: Dies Land will ich dir geben und deinem Samen nach dir. Und Abraham glaubete Gott. Abraham war ein alter abgelebter Mann. Aber der Herr sprach zu ihm: Ich will wieder zu dir kommen und Sarah, dein Weib, soll einen Sohn haben. Und Abraham glaubete Gott. Und da Abraham dastand einsam und ohne Kinder, da verhieß ihm der Herr, daß seiner Nachkommen sein sollen wie der Sand am Meer und wie die Sterne des Himmels, und daß in seinem Samen sollen gesegnet werden alle Völker der Erde. Und Abraham glaubete Gott. Zuletzt aber forderte Gott von Abraham, daß er ihm auch Isaak, den einzigen, den geliebten, opfere. Das war viel gefordert, das war eine furchtbar schwere Probe. Aber auch hier — Abraham glaubte seinem Gott. Und das ward ihm gerechnet zur Gerechtigkeit.

Dem Hauptmann im heutigen Evangelium kommt der Herr auf seine Bitte entgegen mit der Bereitwilligkeit, in sein Haus zu kommen. Aber dessen hält sich der Mann gar nicht für werth. Er will vom Herrn gar nichts, als ein Wort. Das war ihm genug. Das Wort *wird ihm. Und er geht* seines Weges getrost in seinem festen Glau-

ben an die wunderbare, geheimnißvolle Kraft in diesem Wort. Solcher Glaube war dem Herrn in Israel nicht begegnet. Da ist zu lernen. So muß man dem Worte Gottes entgegenkommen, so ihm alle Weisheit, Wahrheit, Kraft und Wirkung zutrauen, so sich ihm unterordnen und es über uns walten lassen und gelten lassen. Das ist der Glaube, den Gott bei uns finden will und der ihm wohlgefällt. Weil Gott in seinem Worte sagt, daß er uns aus Gnaden um des Verdienstes Jesu Christi, seines lieben Sohnes, willen alle unsere Sünden vergeben wolle, da mußt du nicht zweifeln, auch gar nicht lang warten, ob du das auch recht fühlest oder erkennest, sondern du mußt es gleich gelten lassen, daß du ein armer verlorener Sünder, Gott aber, der heilige Gott, ein über Alles gnädiger und barmherziger Vater sei, und daß er auch dir um Christi willen alle deine Sünden vergebe, und das mußt du im rechten festen Glauben annehmen und tagtäglich wieder im Glauben fassen und dich deß freuen und Dank sagen und dir die große Liebe Gottes und deines Heilandes, der für dich am Kreuze sich opfern ließ, recht zu Herzen gehen lassen.

Wenn du dich so recht hältst im Glauben an Gottes Wort, da wendest du dich zu Gott selbst; da hängst du an ihm, da denkst du an ihn, da gehest du mit ihm um, da bist du ihm nahe, da redest du mit ihm, da stehest du in solchem Glauben stetig unter dem Einfluß seines guten heiligen Geistes und hast Gemeinschaft mit ihm. Siehe, welch' ein Mittel der Gnade das liebe Wort Gottes ist! Und je mehr du in solchem Glauben dem Worte Gottes trauest und darauf bauest, desto mehr wird es eine heiligende und bewahrende und beseligende Macht über dich und dein Leben. Mit solchem Glauben gibst du dich Gott, deinem Herrn, selbst hin. In solchem Glauben schenkst du ihm dein Herz, deinen Sinn, deinen Verstand, deinen Willen, dein Alles. Das ist es, was er will.

Darum liegt nun auch in solchem Glauben schon eingeschlossen eine herzliche Liebe zu Gott und zu Allem, was er thut und will, und eine demüthige, kindliche, einfältige Unterordnung unter ihn. Das sehen wir auch so lieblich an dem Glauben Abrahams. Und ebenso freundlich tritt es heraus an dem Glauben des Aussätzigen und des Hauptmanns. Jener traut dem Herrn alle Macht und alle Hilfe zu. Aber

er weiß, daß er nichts zu fordern hat. Wie beugt er seine Kniee so demüthig und betet den Herrn an! Und wie gehorsam gehet er nachher hin nach dem Befehl des Herrn und zeiget sich dem Priester! Und wie herrlich steht der Hauptmann, der Mann des Glaubens, vor uns in seiner herzlichen Demuth, daß er mit dem Wort des Herrn völlig zufrieden und seiner Sache gewiß ist und gar nicht sich für werth hält, daß der Herr unter sein Dach gehe!

Liebe Seelen, es liegt Alles im Glauben und darum liegt Alles am Glauben. Wie sich die Blume zur Sonne wendet und ihr Licht und ihre Wärme aufnimmt und dadurch belebt und herrlich in ihrer Pracht hingestellt wird, so ist's mit dem rechten Glauben. Da wendet sich meine Seele zu Gott, dem lebendigen Gott, und kehrt sich ab von der Welt und findet auch das Leben nicht in sich selbst, sondern in Gott und in der Gemeinschaft mit ihm. Da kann der liebe Gott in solcher Seele sein Werk thun. Da kann er in ihr seine Herrlichkeit offenbaren. Da kann er die Finsterniß der Sünde vertreiben. Da kann er heiligen und verklären und fruchtbar machen zu guten Werken. Und die guten Werke, die Gott zu Liebe, Lob und Dank geschehen, die werden's beweisen, daß solcher Glaube kein todtes, sondern gar ein lebendiges und kräftiges Ding ist. Der liebe Gott aber hat sein Wohlgefallen daran, daß ein Herz sich im Glauben zu ihm wendet. Denn wenn das Herz nicht ihm gegeben wird, da mag wohl Furcht sein und allerlei Dienst und Werk. Aber damit ist ihm nicht gedient. Herzenshingabe will er, Vertrauen, Glauben.

Ach, was die Leute oft vom Glauben reden, wie der Blinde von der Farbe, und wissen gar nicht, was rechtes Glauben meint und wie viel darin liegt! Jetzt prüfe Jedes von uns seinen Glauben. Gar nicht genug können wir aber dafür dankbar sein, daß wir nicht durch die Werke selig werden müssen. Da wären wir Alle, Alle verloren. Nun aber hat Gott der Herr uns in seinem Worte gesagt, daß er selig machen wolle die da glauben an seine uns in Christo Jesu hingestellte und frei uns angebotene Gnade. Diese Gnade ist das Heil, ist der Schatz. Der Glaube ist die Hand, die den Schatz angreift. Lasset uns die Hand ernstlich darnach ausstrecken und festhalten bis an's Ende! Denn der Herr sagt: „Meine Augen schauen nach dem Glauben." — Amen.

Am Sonntag Septuagesimä.

I.

(Matth. 20, 1—16.)

Das Himmelreich ist gleich einem Hausvater, der am Morgen ausging, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg. Und da er mit den Arbeitern eins ward um einen Groschen zum Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und ging aus um die dritte Stunde, und sahe andere an dem Markt müßig stehen. Und sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben was recht ist. Und sie gingen hin. Abermal ging er aus um die sechste und neunte Stunde, und that gleich also. Um die elfte Stunde aber ging er aus, und fand andere müßig stehen, und sprach zu ihnen: Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns Niemand gedinget. Er sprach zu ihnen: Gehet ihr auch hin in den Weinberg; und was recht sein wird, soll euch werden. Da es nun Abend ward, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Schaffner: Rufe die Arbeiter, und gib ihnen den Lohn; und hebe an an den Letzten, bis zu den Ersten. Da kamen, die um die elfte Stunde gedinget waren, und empfing ein jeglicher seinen Groschen. Da aber die Ersten kamen, meineten sie, sie würden mehr empfangen; und sie empfingen auch ein jeglicher seinen Groschen. Und da sie den empfingen, murreten sie wider den Hausvater, und sprachen: Diese Letzten haben nur Eine Stunde gearbeitet, und du hast sie uns gleich gemacht, die wir des Tages Last und Hitze getragen haben. Er antwortete aber, und sagte zu Einem unter ihnen: Mein Freund, ich thue dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir eins geworden um einen Groschen? Nimm was dein ist, und gehe hin! Ich will aber diesem Letzten geben, gleich wie dir. Oder

habe ich nicht Macht, zu thun, was ich will, mit dem Meinen? Siehest du darum scheel, daß Ich so gütig bin? Also werden die Letzten die Ersten, und die Ersten die Letzten sein. Denn Viele sind berufen, aber Wenige sind auserwählet.

Das Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg hat der Heiland erzählt, nachdem Petrus zuvor zu ihm gesagt hatte: Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt. Was wird uns dafür? (Cap. 19, 27.)

Dieß Wort des Petrus war mehr ehrlich als fromm. Ehrlich war es, weil Petrus gerade sagte was er dachte; weil er gerade redete wie es ihm um's Herze war. Und um einen ehrlichen Mann ist's immer eine schöne Sache. Wie kann ich Jemand achten und lieben, der mir die freundlichsten Worte in's Gesicht sagt, hinter meinem Rücken aber über mich herfällt, meiner spottet oder sich gehässig über mich ausdrückt? Da ist mir ein Mann tausend mal lieber, der offen herausrückt, wenn er mit mir nicht zufrieden ist, und der seine Worte nicht mit glatter Zunge nur gebraucht, um seine Herzensgedanken zu verhehlen. Nichts thut wohler, als wenn man es mit Leuten zu thun hat, auf deren Wort man sich verlassen kann, und die sagen, wie sie denken, und halten, was sie versprechen. Ein Mann, den ich in meinen Diensten habe, und den ich neben eine Million von rothen Kupferpfennigen hinstellen kann und von dem ich weiß, daß mir in Jahr und Tag nicht ein einziger von den Pfennigen wegkommt so lang er sie in Verwahrung hat, der Mann ist selber viel mehr werth als Millionen, er ist ein wahrer Schatz im Hause.

Petrus war ehrlich. Er sagte wie er dachte. Und er dachte, er und seine Mitjünger haben „alles verlassen" um dem Herrn nachzufolgen, und das sei doch gewiß auch eines Lohnes werth. Hat Petrus darin unrecht? Keineswegs. Wie will ich von Jemand erwarten, daß er alles, was ihm vorher groß, lieb und wichtig war, um meinetwillen verlasse und daß er nicht auch Etwas zum Ersatz dafür empfange? Das wäre ja gewiß sehr unbillig. Und unser Herr und Meister handelt am allerwenigsten also, als ob er uns nicht reichlichst *alles ersetzen würde, was* wir etwa um seinetwillen lassen und her-

geben. Das muß man denen sagen, die das Christenthum nur vom Hörensagen kennen. Solche Leute tragen sich mit dem Gedanken, daß sie, wenn sie rechte Christen würden, ein finsteres, trübseliges, freudenleeres Leben führen müßten. Aber nichts ist gewisser, als daß sie mit dieser Meinung in einem großen Irrthum begriffen sind. Sie wissen nicht, was das wahre Christenthum ist und gibt. Sonst würden sie nicht also denken. Indessen —

Ob wohl Petrus damals die rechten Gedanken von der Jüngerschaft Christi hatte? Ich denke nicht, denn dann wäre er mit seiner Frage: Was wird uns dafür? doch nicht gekommen. Ehrlich war er, aber vom wahren Wesen herzlicher Frömmigkeit hatte er den rechten Begriff doch noch nicht. Es sieht aus, als trage er sehr schwer an seiner Nachfolge Christi, als habe er zunächst nur verlassen und verlieren müssen und zwar Alles, während ihm noch nichts dagegen geworden sei. Er sah es offenbar noch an als eine rechte Aufgabe Christo nachfolgen zu sollen, noch nicht als eine Gnade und einen Segen ihm nachfolgen zu dürfen. Da war an der Frömmigkeit doch etwas Steifes und Lahmes. Es scheint, die rechte Freudigkeit fehlte noch, die innere Lust und Liebe zum Herrn und zu seiner Sache.

Der liebreiche Heiland, der die Schwächen des Menschenherzens so gut kennt, hat dem Petrus auf seine Frage die freundlichste und ermunterndste Antwort gegeben. Er hat ihm und den andern Jüngern einen überaus herrlichen Lohn verheißen. Das thut das Wort Gottes überall. Es liegt das eben schon im Namen, im Amt, im Werke unseres Herrn Jesu Christi. Er heißt ja Seligmacher. Er ist gekommen, zu suchen und selig zu machen was verloren war. Er erlöset uns von der Obrigkeit der Finsterniß. Er gibt den Seinigen das ewige Leben. Was wollen wir mehr?

Aber der Heiland hat dem Petrus zugleich bei dieser Gelegenheit einen heilsamen Wink geben wollen. Er hat ihn ernstlich davor warnen wollen, daß er sein Jünger sein wolle um irgend äußeren Vortheils willen, und daß er sich besonderes Verdienst zuschreibe und sich in Eitelkeit über Andere gerne hinaussetze. Er wollte ihn darauf führen, daß es lauter unverdiente Gnade sei, daß er in die Jüngerschaft Christi sei berufen worden und darin stehe. Er sollte sich wohl

hüten, daß er sich nicht gar um das Beste bringe, denn die Ersten können die Letzten werden und die Letzten die Ersten. Darum knüpft der Herr jetzt die Gleichnißrede von den Arbeitern im Weinberge an. Und nun will ich euch, und Jedem unter euch, heute das Wort zurufen:

Danke Gott, wenn du auf den rechten Weg gebracht wirst!

Nun kann mich Jemand fragen: Wann bin ich auf dem rechten Weg? Gewiß, das ist eine passende und wichtige Frage. Ich antworte darauf: Du bist auf dem rechten Wege, wenn du stehest in der Furcht und Liebe Gottes. Daß du darin stehst, das ist ein Stand der Gnade. Da ist die Gnade Gottes an dir wirksam. Da hat das Wort Gottes seine Kraft an dir. Da hast du gelernt Jesum Christum und seine Gerechtigkeit und sein Heil ergreifen im Glauben. Da ist dir dein Auge aufgegangen über das Verderben der Sünde, das von Natur in uns wohnet, und über das Elend und den innern und äußern Unfrieden, die aus der Sünde kommen. Da hast du erkannt, daß du der Vergebung und Heiligung bedarfst. Da hat dich der Geist des Vaters gezogen zum Sohn und du hast Christum erkannt als deinen Versöhner und Seligmacher, und er kommt dir jetzt so herrlich und lieblich, so reich und so gütig vor, daß du zu ihm kommst und auf seine Stimme hörst, und dir von ihm sagen und dich weiden und leiten lässest. Wenn du nur ihm willig in seinen heiligen Fußstapfen in aller Demuth nachgehst, dann bist du auf dem rechten Wege, und wenn du darauf „gewisse Schritte" thust und treu bleibst bis an's Ende, dann kommst du auch an's rechte Ziel. Davor ist mir nicht bange.

Das ist der rechte Weg. Da dienst du Gott mit deinem Leben. Da bleibst du vieler bösen Plage der Sünde los. Da gibst du deine Kräfte, deine Zeit zum Aufbau des Reiches Gottes. Das aber ist das allernothwendigste Ding in der Welt. Kannst du je etwas Besseres thun?

Gewiß, das ist der rechte und gute Weg. Aber — auf diesem Wege sind wir nicht von Natur, von Haus aus. Vielmehr von Natur stehen wir auf der breiten Heerstraße der Welt. Da lernen wir nichts Gutes und thun nichts Gutes.

So fand der Herr des Weinberges Leute, die arbeiten konnten und sollten, am Markte müssig stehen. Er fand solche, die da standen, in der Frühe des Tages. Er fand Andere um die dritte, sechste und neunte Stunde. Ja, er fand noch welche um die elfte und letzte Stunde.

Es thut gar nicht gut, so da zu stehen am Markte der Welt. Es dient zum Verderben. Man ist dabei den größten Gefahren ausgesetzt. Der Ruf in den Weinberg, in das Reich Gottes, in ein Leben und Arbeiten nicht wider Gott, sondern mit Gott und für Gott und seine Sache ist darum die größte Gnade. Die braucht's. Sei dankbar dafür!

Denkt nur daran, wie vielen Gefahren die Leute ausgesetzt sind, die man in den Morgenstunden des Lebenstages findet, die liebe Jugend. Da steht sie vor der herrlichen, reich ausgestatteten, farbenhellen, genußvollen Welt. Da ist unendlich viel Reiz geboten. Und für diese sinnlichen Reize ist die Jugend nur allzu empfänglich. Da findet der fleischliche Trieb ein weites Feld, auf dem er sich vergnügen möchte. Die „Lüste der Jugend" wollen ihren Willen haben. Sie wollen sich keiner heilsamen Ordnung, keinen weisen Zwecken unterordnen. Frei möchten junge Leute so gerne sein. Sie wollen sich der Leitung, der Aufsicht, der Bewachung entziehen. Sie trauen sich zu, Alles selber zu wissen, und wollen sich nicht sagen lassen. Und doch fehlt noch die Erfahrung des Lebens und die Kenntniß der Welt und des eigenen Herzens. Und überall finden sich Genossen gleicher Thorheit und Verkehrtheit. Ueberall ist Gelegenheit, wenn man sie sucht, Schlechtes zu lernen und zu treiben. Ueberall sind bereits Verführte willig, Verführer Anderer zu werden. Ja „wie wird ein Jüngling seinen Weg wandeln unsträflich?" Wundern wir uns, daß mancher junge Mensch sich den Weg seines Lebens gründlich ruinirt, ehe er zwanzig und einundzwanzig Jahre alt ist? Wir können doch nicht vergessen, daß bald die Dinge im elterlichen Hause bedenklich genug stehen und von dort oft leider wenig Gutes kommt; daß bald böse Gesellschafter ihr Gift in's junge Herz gießen und schlechte Grundsätze wie Pilze aufschießen; daß bald auch böse, verderbliche Gewohnheiten, Sünden und Laster sich festsetzen und die beste Kraft

des Menschen brechen. So werden oft schon junge Leute die Sklaven elender Leidenschaften; Gefühl, Wille und Gewissen stumpfen sich ab; statt frisch und kräftig dem Bessern nachzustreben werden sie gemein und roh und laden schon im Anfang des Lebens schwere Schuld durch Uebertretung göttlicher und menschlicher Gebote in frevelhaftem Leichtsinn auf sich. Und welche Wunden des Herzens, welche Brandmale des Gewissens nehmen sie oft mit in's reifere Leben! Wahrlich das ist kein guter Weg. Aber die helle Gnade Gottes ist, daß zu der Jugend und zu ihr ganz besonders der Ruf kommt: Gib mir, mein Sohn, dein Herz und laß meine Wege deinen Augen wohlgefallen! Gewiß es kann der Jugend nichts Heilsameres begegnen, denn daß sie vom Herrn von der breiten Heerstraße, vom Markt der Welt hinweg gerufen wird auf den Weg in seinen Weinberg und zur Arbeit in seinem Reich, mit ihm selbst gemeinsame Sache zu machen und in seinem Dienst das Leben hinzubringen.

Sicher gegen Gefahr ist man in dieser Welt nie und nirgends. Man kann versucht werden, wo man's am wenigsten erwartet. Aber was kann denn Gutes erwartet werden, wenn man mit früh angenommenen und in uns erstarkten leichtsinnigen Gedanken und schlechten, sündigen Gewohnheiten in's reifere Leben eintritt? Das ist aber der Fall bei Tausenden und das wirkt dann gar verderblich hinein in's Leben der Familie und den Gang des Hauses. Das hindert oft das äußere Fortkommen und Gedeihen. Oder es ist die Ursache, daß oft bei allem Schein des Glückes hinter dem äußeren Glanz doch nur Unfrieden und Verdruß, ein vergoldetes Elend wohnt. Ist manches Menschen Leben etwas Anderes als eine große Lüge? Sie reichen sich die Hand und versprechen sich gegenseitig Liebe und Treue, bis der Tod sie scheide. Aber sie lieben sich nicht und sie sind einander nicht treu und das Band, das sie zusammenhält, ist nicht der Zug der Herzen, denn die sind entzweit, sondern die harte Kette der äußern Nothwendigkeit. Dort ist ein Mann des Geschäftes; Vertrauen hat ihm die Stelle gegeben, die er noch hält. Aber er selbst weiß am Besten, daß er des Vertrauens nicht werth ist und daß er zwar glatte und schöne Worte, aber dahinter ein unredliches, untreues Herz hat. Dort *steht Einer in gutem* Credit, ein braver und gar ein frommer Mann

zu sein. Aber er geht heimlich auf bösen Wegen, die das Licht des Tages scheuen, und er weiß es, daß er ein Heuchler ist und ihm bangt vor der Stunde der Entlarvung. Hier ist Einer, der gilt für einen guten Gesellschafter und er ist gar gerne gesehen im Kreise der lustigen Brüder. Er vergißt sich für eine Weile im wilden Kreise der Zecher. Der Leichtsinn reißt ihn mit fort und er muß einstimmen in den Lärm und die rauschende Freude. Ist er wahrhaft glücklich? Hat er Ruhe des Herzens, Frieden im Gewissen? Nein. Stunden hat er, in denen er all' die Lust verwünscht, sich des gottesvergessenen Leichtsinns, auch des schnöden Unrechts gegen die Seinigen, die zu Hause vielleicht harren und darben, anklagt und sein Sündenleben verdammt. Ist solch ein Leben nicht auch eine große Lüge? War eines Judas Leben nicht eine Lüge? Und durch diese Welt, in der der Sünde so viel ist und die Menschen im Dienst des Satans ihre besten Kräfte verzehren und sich unsäglich unglücklich machen, soll der Ruf nicht gehen: Kommt hinweg vom Markte und der Heerstraße der Welt, der Sünde und des Todes; kommt und werdet Diener des lebendigen Gottes und arbeitet in seinem Reiche!?

Wahrlich, gut ist es, daß wir gerufen werden in der Morgenstunde des Lebens, in den Tagen der Jugend. Gut ist es, daß der Ruf an uns kommt, wenn wir stehen mitten drin im Ernst und in der Arbeit unserer Lebenszeit, in den Jahren der Kraft und der Reife. Und gut ist es, daß der Ruf an uns kommen mag auch noch, wenn der Abend, sogar der Spätabend unserer Pilgerschaft herangerückt ist und wir des Endes warten, das bald, bald kommen muß. Leider trifft er auch dann noch Manchen müßig stehen am Markte. Es ist ja wahr, daß man in langen Jahren Vieles in der Welt sehen, viele Erfahrung sammeln, allerlei vergängliche Weltgüter zusammenraffen und recht weltklug werden kann. Aber es kann Einer alt werden, ohne zu erkennen, daß unter dem Vielen, das diese Welt aus ihrem Schatze anbietet, doch gar nichts sich findet, was bleibender Erwerb und ein Gewinn für die Ewigkeit ist. Und Mancher hat sich in langen Jahren so ganz in diese irdische, sichtbare Welt eingelebt und eingewurzelt, daß er darüber die Sorge für seine unsterbliche Seele ganz vergaß und das Herz wie das Auge sich eben abwärts richtet und der ganze

Mensch mit tausend Banden an die Vergänglichkeit gekettet ist. Freilich der Tod mag plötzlich mit Einem Schlage alle diese Bande zerreißen. Es mag gar schnell und es muß der Natur der Sache nach gar bald anders werden. Ist's nicht gar freundlich, daß der Herr des Weinbergs auch um die elfte und letzte Stunde des Tages noch ausgeht zu rufen, die sogar dann noch müßig stehen am Markte? Der Tag mag trübe und düster gewesen sein. Vielleicht schwer und stürmisch hingen die Wolken am Himmel und kein freundlicher goldener Sonnenstrahl drang zwischen durch. Aber siehe da — noch spät am Abend, ehe die Sonne hinter die Berge sich senkt, da brechen die Wolken, da glühet der Saum vom goldenen Dufte und die Strahlen des Lichtes, der Glanz der Sonne dringt lieblich hindurch, Alles vergoldend, Alles verklärend. So kann die Gnade Gottes kommen mit ihrer seligen Kraft noch zu Denen, die am Abend des Lebens stehen, und kann sie rufen und gewinnen und ein neues Leben beginnen, wo das alte Leben sich ausgelebt hat und der Tod, gar der ewige Tod das Nächste wäre. Sie kann es; ja sie kann es. Aber warte du nicht, wenn sie dir vorher begegnet; und trotze nicht, denn sie möchte dir nicht mehr begegnen!

Aber — ob des Morgens oder des Mittags oder des Abends, der Ruf kommt an uns; Gnade, göttliche, heilsame Gnade ist es, daß er kommt. Es kann uns nichts Besseres begegnen, als daß Gott uns losmachen will von der Herrschaft der Welt, der Sünde, des Satans, des Todes und uns in seinem Dienste haben will. Geht Jemand in der Irre, so sollte er ja herzlich dankbar sein, wenn ihn eine Stimme warnt und ihn auf den rechten Weg weiset, auf welchem er zum erwünschten Ziele kommen kann. Auf dem Irrweg kann er verloren gehen. Die warnende und mahnende Stimme kann ihm zur Rettung werden. Nur muß er ihr folgen.

Freilich vergessen wir nicht, daß das ganz verschiedene Dinge sind, auf den rechten Weg gerufen zu werden und dann auf demselben gewisse Schritte thun und darin beharren bis an's Ende. Aber das Erste ist, daß man muß berufen werden; daß uns der rechte Weg genannt und gezeigt wird. Das ist der Anfang, von welchem alles *Weitere ausgeht.* Diesen Anfang macht der Herr nach seiner Gnade

bei uns. Er ruft uns. Er kommt uns zuvor. Nach seiner großen Freundlichkeit ruft er uns. Nicht, daß du mich hättest gerufen, Jakob, oder daß du um mich gearbeitet hättest, Israel (Jes. 43, 22). Ich habe dich je und je geliebet, darum habe ich dich zu mir gezogen, aus lauter Güte (Jerem. 31, 3). Er, der Herr, ist der „Anfänger und Vollender unseres Glaubens.“

Auch Petrus wurde damals gerufen. Der rechte Weg wurde ihm damals herrlich gewiesen von Dem, der selber der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Und das war in der That für Petrus die größte Gnade. Freilich meinte er damals, er sei schon ganz auf dem rechten Wege. Er sagte ja, daß er Alles verlassen habe und dem Herrn nachfolge. Aber darin täuschte er sich. Ueber diese Selbsttäuschung mußten ihm wohl die Augen geöffnet werden. Und so täuscht sich wohl noch immer Mancher, daß er denkt, er gehe schon sicher und fest auf dem rechten Wege. Er wird wohl auf denselben gerufen, und das ist Gnade. Aber damit ist man doch noch nicht recht auf dem guten Wege und in der Arbeit im Weinberg; man ist damit noch lange nicht am Ziele.

Petrus sagt, er habe mit den andern Jüngern Alles verlassen. Man könnte meinen, Wunder wie viel er drangegeben habe. Aber um die etlichen äußeren Dinge hat es sich am wenigsten gehandelt. Aber den „alten Menschen“, sein Selbstvertrauen, seine Selbstüberschätzung, seine Eitelkeit und die Erwartungen irdischen Glanzes — das Alles hatte er noch lange nicht hinter sich gelassen. Und in der Nachfolge seines Herrn hatte er doch in der That auch noch keine großen Schritte gethan. Bald genug fand er es aus, daß er noch nicht im Stande war, seinem Herrn das Kreuz nachzutragen. Und doch hatte er sich vermessen, mit ihm in's Gefängniß und in den Tod zu gehen. Er hatte gedacht, er werde treu bleiben, auch wenn alle Anderen untreu werden. Wie schwach und verzagt hat er sich nachher bewiesen! Wie wenig hatte er sich selbst gekannt! Nach diesen seinen Worten möchte man schließen, daß er sich unendlich viel aus dem Herrn machte. Aber wo blieb die Probe? Das Wort einer Magd, die Frage eines Dieners war hinreichend, ihm Furcht und Schrecken einzujagen. Da war die Liebe und Treue dahin. Aus dem, daß

Petrus sagt, er habe Alles verlassen, da möchte man denken, daß er sich sehr wenig aus der Welt machte. Aber ihre Meinung, ihr Urtheil, ihr Spott, ihr Einfluß hat doch nachher viel zu viel bei Petrus gegolten. Wahrlich, auf dem rechten Wege war Petrus damals noch nicht.

Aber — in der Arbeit war er, auf den rechten Weg gebracht zu werden. Und eben das war die große, göttliche Gnade, die ihm widerfuhr. Der Herr hatte ihn nun einmal mit ganzem Ernst aus der Welt heraus zu sich gerufen. Und der Ruf hatte allerdings einen Eindruck auf das Herz des Petrus gemacht, so viel auch noch fehlte. Der Herr wollte ihn haben als einen Arbeiter in seinem Weinberg. Er sah in ihm Kräfte und Anlagen, aus denen aber nur die Gnade etwas Taugliches, Tüchtiges machen konnte. Die konnten und sollten besser verwerthet werden, als im Weltleben und im Dienst des Eiteln und Vergänglichen. Darum erwies der Herr sich dem Petrus als ein weiser, rechter Erzieher. An Gelegenheit, den Petrus auf seine Schwachheiten und Fehler aufmerksam zu machen, hat es nicht gemangelt. Bei aller Freundlichkeit und Geduld und Nachsicht, die er mit Petrus hatte, unterließ es der Herr nicht, ihn zu warnen, zu belehren, zu demüthigen. Er schont seiner nicht, wenn Petrus „menschlich dachte und nicht göttlich." Er beugte den Stolz, die hohe Meinung des Mannes von sich selbst, wenn er ihm einfach erklärte: „Wenn du dich einmal bekehrest, dann stärke deine Brüder." Petrus hatte wohl gedacht, daß er schon ein rechter Pfeiler der guten Sache sei. Und die große Demüthigung, die er durch sein unberufenes Vordringen und seinen scheinbaren Muth über sich brachte, wie hat sie doch so ganz hineingehört in seine Erziehung und welche heilsame Frucht hat sie gewirkt! Nichts aber ist lieblicher und ergreifender, als jene Liebe, jene so ernste Huld, mit welcher der Herr den so tief Gefallenen wieder aufrichtete und gleichsam wieder berief und ihn einsetzte in das Amt, zu weiden seine Lämmer und seine Schafe. Freilich zu dem Allen mußte noch Eines hinzukommen, nämlich die Begabung und Ausrüstung von oben, die Taufe und Weihe des heiligen Geistes, jene Kraft aus der Höhe. Das war das rechte, vollgültige Siegel *auf den Ruf:* „Komm, folge du mir nach!"

Es war also bei Petrus daran, daß er auf den rechten Weg gebracht wurde. Er war in die Arbeit genommen, damit er nachher im Weinberg des Herrn recht an die Arbeit gehen könne und etwas Tüchtiges leiste. Das war ja eine große Gnade, die ihm und seinen Mitjüngern vor vielen Tausenden widerfahren war. Nie konnte er dafür dankbar genug sein. So ist es aber auch mit uns. Der Ruf Gottes kommt auch an uns. Der liebe Gott will uns auch haben in seinem Dienst. Er arbeitet darum auch an uns. Er will durch sein Wort uns heiligen. Er will durch seinen heiligen Geist uns aus der rauhen Naturgestalt, da wir eben Fleisch sind vom Fleische, herausbilden und uns verklären in sein heiliges Bild. Was kann an uns Herrlicheres geschehen? Auf den rechten Weg will er uns bringen. Sein Weg ist aber der rechte Weg. Jeder andere ist der schlechte Weg, der Weg des Irrthums, der Sünde und des Verderbens. Wenn er uns nun als der himmlische Bildner und Erzieher in seine Arbeit, in seines Wortes und Geistes Schule nimmt, da stellt er uns auf den rechten Weg, da lehrt er uns richtig wandeln. Wir sind zwar wohl noch weit vom Ziele, von der Vollkommenheit. Wir straucheln noch, wir machen oft nicht die rechten gewissen Schritte, wir verirren noch manchmal nach rechts oder links. Wir brauchen alle Tage wieder der Vergebung unserer Sünden und der heilsamen Züchtigung seiner Gnade, die uns in Christo Jesu erschienen ist und durch die Predigt von ihm uns unterweiset und ermuntert. Aber das ist eben das Herrliche, daß der große Gott uns damit beruft zur Gemeinschaft seines Heils. Er hat nicht Lust am Tode des Sünders, sondern will, daß er sich bekehre und lebe. Er will — und was Er will, das will er ganz ernstlich — daß allen Menschen geholfen werde und alle zur Bekenntiß der Wahrheit kommen. Das Elend ist, daß wir diese große Gnade Gottes nicht genug erkennen. Wir bedenken nicht genug, daß es lauter freie Gnade und Barmherzigkeit ist, daß Gott uns vom Weg der Sünde und des ewigen Todes hinwegruft. Wenn Er es nicht thut, so sind wir verlorene Leute. Wenn Er es thut und wir erkennen's nicht, so sprechen wir uns selber das Verdammungsurtheil. Erkennen wir es aber, verstehen wir seine Gedanken, die er an uns offenbart, schmecken wir, wie freundlich der Herr ist, ach, dann fragen wir gar nicht mehr: Was wird uns dafür?

Und je mehr Andere auch herzukommen und Mitgenossen der Gnade und des Lebens werden, desto mehr freuen wir uns. Da ist von keinem Scheelsehen wegen Anderer und wegen ihrer Theilnahme am Heil die Rede. Wenn sie nur kommen, und wäre es noch so spät, um so größer ist die Freude.

Das ist aber ganz gewiß, daß wir auf den rechten Weg erst müssen gebracht werden. Von Haus aus, von Natur ist Keiner darauf. Keiner weiß ihn, Keiner wandelt darauf. Da kommen wir in diese Welt herein und machen unsere Augen auf in ihr und schauen ihre ganze bunte Herrlichkeit und gaffen mit Begier, wie die Kinder in einen Guckkasten und seine buntfarbigen Bilder blicken. Und dann werden wir von der Begierde nach all' den köstlichen Dingen und süßen Genüssen heftig ergriffen. Und wir werden gar jammervoll geblendet und elend getäuscht und Viele gehen gar bald ganz zu Grunde, wie die Mücken, die vom Schein der Lampe angezogen, um die Flamme tanzen und nicht ablassen, bis sie sich endlich in der Gluth die Flügel versengen und elend zu Grunde gehen. So geht's auch unter uns bei Vielen. Und nebenher stiften wir dabei auch noch viel Böses. Wir werden verführt und wir verführen wiederum Andere. Ein Leichtsinniger hat seine Lust daran, Andere in seinen Leichtsinn mit hineinzureißen. Ein Spötter probirt in allen Anderen um ihn her die Ehrfurcht vor dem Heiligen zu untergraben. Ein Ungläubiger gibt seine Scheinweisheit gerne überall preis und wirkt wie ein ansteckendes Gift. Ein unfläthiger Mensch weiß seine niedrigen sündigen Gedanken überall anzubringen und verpestet die Luft um sich her mit seinen Worten und Geberden. Sehet nur das Leben manches Menschen an. Abwärts, abwärts geht es damit. Und wie er selber den Irrweg der Sünde und des Verderbens geht, so reißt er auch Andere mit sich fort. Er folgt dem Ruf der Gnade nicht und dabei hindert er, daß Andere, vielleicht sein Weib und seine Kinder, ihn hören und ihm folgen. Daß aber darin irgend wahrer Friede, wahres Glück, oder daß in Stunden des Leides ein Trost, eine Hoffnung darin wäre, daran ist gar nicht zu denken. Die Gottlosen haben keinen Frieden.

Was ist es doch diesem Allen gegenüber eine so große Gnade, daß *wir auf den rechten* Weg können gebracht werden! Und wir können es,

weil der göttliche Ruf an uns kommt. Der rechte Weg ist aber der, der in's Reich Gottes führt. Die Leute, die dort am Markte müßig standen, thaten nichts, leisteten nichts, verloren Kraft und Zeit und erzielten nichts Gutes für sich und Andere. Der Herr des Weinbergs kam und berief sie in seinen Dienst, bestellte sie zur Arbeit im Weinberg. Da sollten sie ihm helfen, die edelste Pflanze, die Rebe, pflanzen und damit helfen, daß der Weinberg die süße, köstliche Frucht, die Traube, in Fülle erzeuge. Und das sollten sie auch gar nicht thun ohne Lohn. Ein solcher reicher Herr läßt sich von armen Leuten nicht umsonst arbeiten. Er wird mit ihnen eins um den Groschen als den Tagelohn und auch denen, die er später ruft, sagt er: Was recht ist, soll euch werden. Und es ist ihnen geworden. Ich sage, das war für die Leute das größte Glück, daß sie gerufen und auf den Weg zum Weinberg gestellt und im Weinberg in Arbeit genommen wurden.

Und gerade so ist es für uns eine unaussprechliche Gnade, daß Gott uns ruft in seinen Dienst und in die Arbeit im Reich Gottes. Und umsonst thun wir ihm die Arbeit auch nicht. Vielmehr haben wir daran hier schon überaus reichen Lohn im Genuß seiner Gnade und Liebe und seines Friedens, den die Welt nicht hat und nicht geben kann. Wenn ich nur daran denke, vor wie viel Thorheit und Verkehrtheit, Frevel und Mißtritt und vor wie viel Gewissensbeschwerung aller Art ein Mensch behütet wird, der in der Furcht und Liebe Gottes steht, so weiß ich, daß derselbe Mensch für das, daß Gott ihn aus der Finsterniß zu seinem wunderbaren Licht berufen hat, nie dankbar genug sein kann.

Auch für Petrus ist die Zeit gekommen, wo er recht erkannte, was der Ruf seines Heilandes, ihm nachzufolgen, eigentlich meinte. Als er noch fragte: Was wird uns dafür? da hatte er den Gnadenwillen Gottes noch keineswegs recht begriffen. Aber die Zeit kam, wo er selber erlebte das, wovon er nachher in seinem 1. Briefe im 2. Capitel im 25. Verse Anderen schreibt: „Ihr waret wie die irrenden Schafe, nun aber seid ihr bekehrt zu dem Hirten und Bischof eurer Seelen." Und wie hat sich die Gnade Gottes an ihm verherrlicht! Er, der zuvor von der Menschenfurcht war so beherrscht und zu Fall gebracht worden, steht nachher am Tage der Pfingsten da so freudig und muthig und

legt das herrliche Bekenntniß ab: „So wisse nun das ganze Haus Israel gewiß, daß Gott diesen Jesum, den ihr gekreuzigt habt, zu einem Herrn und Christ gemacht hat.“ Und ebenso felsenfest steht er nachher vor demselben Hohen Rath, der Christum zum Tode überantwortet hat und jetzt Petrum und Johannem wegen der an dem Lahmen geschehenen Heilung vorforderte, und bekennt: „So sei euch und allem Volk von Israel kund gethan, daß in dem Namen Jesu Christi von Nazareth, welchen ihr gekreuzigt habt, den Gott von den Todten auferweckt hat, stehet dieser allhier vor euch gesund. Das ist der Stein, von euch Bauleuten verworfen, der zum Eckstein worden ist. Und ist in keinem Anderen Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen wir sollen selig werden.“ Wahrlich da stand Petrus schon in der „Arbeit im Weinberg“ und in dieser Arbeit ist er nachher geblieben mit großer Zuversicht und Freudigkeit. Und obwohl er nicht mehr fragte: „Was wird uns dafür?“ so konnte er doch getrost schauen auf den Feierabend, von welchem er wußte, daß „wir dann uns freuen werden mit unaussprechlicher und herrlicher Freude und das Ende unseres Glaubens davon bringen, nämlich der Seelen Seligkeit.“ Darum konnte er auch freudig sagen: „Gelobet sei Gott und der Vater unseres Herrn Jesu Christi; der uns nach seiner großen Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Todten, zu einem unvergänglichen und unbefleckten und unverwelklichen Erbe, das behalten wird im Himmel, euch, die ihr aus Gottes Macht durch den Glauben bewahret werdet zur Seligkeit.“ (1. Pet. 1, 3—5). Wie ist doch das Wort des Herrn so lieblich in Erfüllung gegangen: „Petrus, wenn du dich dermaleins bekehrest, dann stärke deine Brüder!“

Heil und Segen Jedem, der sich durch den Ruf der Gnade Gottes auf den rechten Weg stellen läßt und ein Mitarbeiter im Reiche Gottes wird! Wir sind ja Gottes Geschöpfe und das Werk seiner Hände. Seine Gnade ist unser Leben und wenn er die Hand von uns abzieht, dann ist es aus mit uns. O welch' ein abscheuliches Unrecht, wenn wir unser Leben hinbringen im Dienst des Satans und der Sünde und das Kommen des Reiches hindern und die Wahrheit aufhalten in *Ungerechtigkeit*. Gehen wir aber auf dem rechten Weg und stehen wir

in der Arbeit im Weinberg des Herrn, im Reiche Gottes, dann sind wir in der Freiheit von der Obrigkeit der Finsterniß und das ist eine überaus herrliche, selige Freiheit. Und dann thun wir Arbeit, die in Gott, in der Kraft seiner Gnade, die in Schwachen mächtig ist, gethan wird und die bleibet in's ewige Leben. Dabei bleibt Friede und Freude im Gemüthe und wir stehen unter einem Herrn, der es den Seinen an keinem Gute mangeln läßt. Wir möchten gar nicht zurück in den Dienst der Welt und der Sünde. Wir würden dabei gar nichts gewinnen, sondern Schaden nehmen an unserer Seele auf Zeit und Ewigkeit.

Welche Gnade von Gott, daß er uns ruft, daß er heute wieder gerufen hat uns Alle, Junge und Alte, Kleine und Große! Ach, daß wir Alle dem freundlichen und doch so ernsten Rufe folgen wollten und würden uns bringen lassen auf den rechten Weg und in die rechte Arbeit und — o daß wir treu wären in derselben, Fleiß zu thun in guten Werken und fest und gewiß zu machen unseren Beruf und Erwählung. „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des ewigen Lebens geben!“

Amen.



Am Sonntag Septuagesimä.

II.

(Matth. 20, 1--15.)

Bei jeder Gleichnißrede unseres Herrn ist immer die erste Frage: Was will der Herr uns damit sagen? Was ist der eigentliche geistliche Sinn seiner Rede? Was will er uns lehren? Es war darum ganz gut gethan von den Jüngern, als sie bei einer Gelegenheit den Herrn baten: Herr, deute uns das Gleichniß! Verstehen sollten wir doch den Sinn der Worte Christi. Der Herr aber kann uns denselben recht deuten.

Bei dem Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg, das wir heute betrachten, thut es umsomehr Noth, daß wir den Herrn bitten, er wolle uns in den rechten Sinn desselben einleiten. Denn über die Absicht und die Meinung desselben gehen die Ansichten gar sehr auseinander.

Die Einen sagen, an diesem Gleichniß könne man recht gut sehen, daß der Mensch durch seiner eigenen guten Werke Verdienst selig werde. Denn es sei ja da ganz deutlich zu lesen, daß der Hausvater die Arbeiter für seinen Weinberg gemiethet habe; daß er mit ihnen um den Lohn sei eins geworden; daß er Anderen ausdrücklich versprochen habe, was recht sei, soll ihnen werden. Da sehe man ja deutlich, daß die Arbeit auch im Reich Gottes ihren Lohn empfange; daß unsere guten Werke in Gottes Augen ihr Verdienst haben.

Andere dagegen sagen, gerade dieses Evangelium lehre ganz besonders deutlich von der freien Gnade Gottes gegen uns arme Sünder. Denn daß der Hausvater den Weinberg angelegt und hingestellt habe, sei seine freie Gnade gewesen. Daß er Arbeiter berufe, sei auch freie Gnade. Jeder, der im Weinberg recht sei, freute sich dessen, daß ihm die Gnade Gottes sei offenbar geworden. Und zuletzt werde ja auch Denen, die so lange draußen gestanden an der Heerstraße der Welt, der ganze volle Lohn gegeben, was sie nie haben erwarten oder fordern können. Das sei ja doch gewiß lauter Gnade. Und gerade Diejenigen, die murren wider den Hausvater, werden abgewiesen und seien bei ihrer Lohnsucht gewiß nicht die Auserwählten.

Was ist nun da zu sagen? Ich denke, das Beste wird sein, wir gehen den Worten des Herrn in aller Einfalt und ohne voraus festgesetzte Ansicht nach. Da wird er uns schon in's Herz drücken, was wir zu erkennen und zu merken haben.

Gerade zuvor hatte Petrus in seiner Art, aber vielleicht für die anderen Jünger alle, zum Herrn gesagt: „Wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolgt — was wird uns dafür?" Das war nun ganz ehrlich gesprochen, gerade wie es dem Petrus um's Herz war. Er dachte: „Wir geben viel Anderes auf und lassen Vieles fahren,

und müssen uns dafür, daß wir Dir nachfolgen, auch noch von der Welt ansehen lassen; da ist billig, daß uns dafür auch Etwas wird." Die Frage: „Was wird uns dafür?" kam darum recht aus seinem Herzen.

Und in der That — die Frage ist eine sehr verständige und wichtige Frage. Es wäre nichts besser, als wenn die Leute bei ihrem Thun und Treiben sich viel öfter mit der Frage beschäftigen würden: Was wird uns dafür? Da ist ein Mensch, der sich von der Lust der Sünde anziehen und verlocken läßt und auf den Weg des Leichtsinns tritt und nicht nach Gott fragt, sondern nur nach der Befriedigung seiner fleischlichen bösen Begierden. Was wäre es doch eine gute Sache, wenn der Mensch auch ein wenig weiter hinaus denken und sich fragen würde: Was wird mir dafür? — Da ist ein Anderer, der ging einmal fein in den Schranken des Wortes Gottes, daß man seine Freude daran haben konnte. Jetzt aber ist der Geist des Zweifels, des Unglaubens über ihn Herr geworden. Was ihm vorher heilig und groß war, darüber spottet er jetzt. Was ihm vorher zum „Licht auf seinem Wege und zur Leuchte für seine Füße" geworden war, das stößt er jetzt von sich. Was ihn vorher ermunterte, warnte, mahnte, tröstete, erweckte, erbauete und mit herrlicher Hoffnung erfüllte, das hat er jetzt vergessen. Aber — was wird ihm dafür? Was gibt ihm, was bessert an ihm sein trostloser Unglaube? — Da ist Einer, der jagt sein Leben lang nach dem „großen Loos" in der Welt. Er weiß nur Ein großes Ding in der Welt, und das ist Reichwerden. Alles Andere ist nichts werth. Aber daran, am Geld, hängt Alles. Darum wirbt er und tanzt er um's goldene Kalb. Ei, wie gut wäre es, wenn er auch fragen würde: Was wird mir dafür? Ist denn Geld und Gut das Universalmittel wider alle Schäden des Lebens und wider das Elend der Welt? So hat der thörichte Mann auch gedacht, der zu sich sagte: Iß und trink und sei guter Dinge; denn du hast einen großen Vorrath auf viele Jahre. Aber in der Nacht hieß es: Du Narr — du mußt sterben und weß' wird das sein, das du bereitet hast. Nein, „Niemand lebt davon, daß er viele Güter habe." Sonst würden ja die reichen Leute nicht krank werden und nicht sterben. Also — was wird ihm zuletzt für seinen Mammons-

dienst? — Und der betrogene Betrüger, der glaubte, gar klug gehandelt zu haben, als er „seines Nächsten Geld oder Gut nehmen" und fremdes Eigenthum auf Kosten des Rechtes zu dem seinigen machen wollte, und der jetzt mit Verlust seines guten Namens, der Ruhe seines Gewissens, der Achtung seiner Mitmenschen und obendrein seiner Freiheit hinter Schloß und Riegel sitzt, der hätte auch vorher fragen sollen: Was wird mir dafür?

Also — es war an sich gar nicht unklug von Petrus, daß er mit der Frage vor seinen Herrn und Meister trat. Und der liebreiche Heiland hat ihm darauf auch eine tröstliche und ermunternde und Großes verheißende Antwort gegeben.

Freilich hatte Petrus gesagt: Wir haben Alles verlassen und sind Dir nachgefolgt. Und wenn das wirklich so war, dann trafen auch die Verheißungen des Herrn alle für Petrus und seine Mitjünger ein. Aber das war die Frage. Allerdings hatte Petrus Manches verlassen aus Liebe zum Herrn. Er hatte auf den Ruf des Herrn: Folge mir nach; von nun an sollst du Menschen fahen! verlassen das Schiff und die Fische und die Netze. Aber hatte er A l l e s verlassen? Konnte er das mit Wahrheit sagen? In der Zeit der Anfechtung, als der Haß und die Verfolgung wider unsern Herrn anbrach, als Petrus und die anderen Jünger vorher sogar muthig und mit großen Worten aufgetreten waren, als er besonders Treue bis in den Tod gelobt hatte und nachher eine solche Menschenfurcht und ein solcher Mangel an wahrer, hingebender Liebe zum Herrn, ja, gar ein Geist der Lüge und der Falschheit an's Licht kam und Petrus im Vorhof des Palastes des Hohepriesters vor den Kriegsknechten sich verschwor, daß er „den Menschen nicht kenne", da mußte Petrus und da mußten auch die anderen Jünger es inne werden mit großer Selbstdemüthigung, daß sie noch lange nicht um ihres Herren willen „Alles verlassen" hatten, daß es für sie galt, erst recht damit Ernst zu machen und der Welt und der Selbstliebe und der Menschenfurcht und der Bequemlichkeitsliebe den Abschied zu geben. Und es hat dazu kommen müssen; denn was hätte der Herr mit solchen Jüngern anfangen können. Wozu hätten sie ihm denn auch gedient?

Der weise Heiland will nun aber den Petrus auch bei dieser Ge-

legenheit mehr auf sich selber führen. Er läßt es recht willig gelten, daß Petrus fragt: Was wird uns dafür? Denn Niemand erkennt es williger an, als er, daß „der Arbeiter auch seines Lohnes werth ist." Aber er weiß auch recht wohl, daß Petrus nicht so gefragt hätte, wenn er schon in der rechten Liebe zu ihm gestanden, wenn er in ihm, seinem Herrn und Meister, schon recht das gefunden hätte, was er an ihm finden sollte und nachher auch gefunden hat. Aber soweit war Petrus damals noch nicht. Sein Heiland war ihm damals noch nicht Alles geworden. Das rechte Verständniß der Herrlichkeit Jesu Christi war ihm damals noch nicht aufgegangen. Er vermischte mit dem reinen Gold seiner Liebe zum Herrn noch viel zu viel von den alten weltlichen Schlacken. Es war noch viel abzuthun und zu reinigen.

Das aber hatte der Herr im Auge, als er dem Petrus und den anderen Jüngern das merkwürdige Gleichniß von den Arbeitern im Weinberg erzählte.

Da hebt er nun an mit dem Worte: das „Himmelreich". Da kann man zunächst nur denken an das Reich des Himmels, das Reich, das im Himmel ist. Das ist das Reich, wo Alles himmlisch, heilig, vollkommen, göttlich, herrlich ist. Und dorthin weiset uns auch die heilige Schrift. Das ist das Reich des großen Gottes in der Vollendung, wo er alle seine Kinder von der Welt her versammeln will vor seinem Angesicht. Dort ist kein Leid, kein Geschrei, kein Seufzen der Creatur, kein Dienst der Eitelkeit, keine Sünde, keine Noth und kein Tod mehr. Dort ist lauter Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist. Denn jetzt ist noch nicht erschienen, was Gottes Kindern sein werden. Wenn es aber erscheinen wird, dann werden sie ihm gleich sein, sie werden an seiner heiligen Licht- und Geistes-Natur einen rechten Antheil haben, sie werden ihn schauen, wie er ist. Denn was noch kein Auge gesehen, was noch kein Ohr gehöret, was noch in keines Menschen Herz gekommen, das hat Gott bereitet denen, die ihn lieben!

Das ist also das Reich der Herrlichkeit. Aber Himmelreich meint gar nicht blos das Reich Gottes im Jenseits, in der zukünftigen Welt, im Himmel. Vielmehr meint es auch das Reich der Gnade Gottes

auf Erden, darin wir Menschen berufen und für das Reich der Herrlichkeit sollen vorbereitet werden.

Denn wir werden doch nicht denken, daß wir so, wie wir von Natur sind, Fleisch vom Fleisch geboren und mit aller Befleckung des Fleisches und Geistes verunreinigt, das Himmelreich erwerben können oder daß wir in dasselbe taugen? Man nimmt doch einen Menschen auch nicht nur so von der Straße hinweg und setzt ihn ohne alles Weitere in ein großes Amt und macht ihn zum Herren vieler Güter. Vielmehr muß er dazu auch gehörig vorbereitet sein und das Nöthige gelernt und sich angeeignet haben.

Gerade so ist es mit dem Himmel und dem ewig seligen Leben. Man muß geschickt, zugerichtet werden zum Reiche Gottes. Und darum hat der liebe Gott mitten in die Welt hinein sein Gnadenreich gestellt, damit wir in demselben in seine heilige Arbeit genommen und vom heiligen Geist erleuchtet, zu Buße und Glauben geleitet, gerechtfertigt und in der Wahrheit des göttlichen Wortes geheiligt werden. Da werden wir denn eingepflanzt in den Garten Gottes und der himmlische Gärtner pflanzt uns und reiniget uns und stärkt uns und nährt und schützt uns. Es ist aber das lauter himmlische Arbeit, die an uns geschieht; es ist lauter himmlische, göttliche Liebe, die sich unser erbarmt; es sind lauter himmlische Kräfte, die sich an uns bezeugen; es ist das himmlische Leben in der Liebe Gottes und des Nächsten, das uns soll offenbar werden; es sind himmlische Geistesfrüchte, darin wir uns sollen fruchtbar erweisen. Wahrlich, da geht es nicht zu nach der Art und nach dem Sinn der Welt. Darum ist dies Gnadenreich Gottes auf Erden gegenüber der **Welt** und ihrem Reich das **Himmelreich**. Denn im Weltreich herrscht der Fürst dieser Welt, der an Gott und seinem Reich keinen Antheil hat. Im Himmelreich aber herrschet Gott und da gilt sein guter, gnädiger und vollkommener Gotteswille. Im Weltreich herrschet die Sünde zum Tode, im Himmel aber herrschet die Gerechtigkeit zum ewigen Leben. Im Weltreich richtet sich Herz, Sinn und Gedanke nur auf das Zeitliche und Sichtbare, im Himmelreich aber auf das Unsichtbare, Geistliche, Ewige. Im Weltreich wird man ein Sklave der Sünde, und *da sind keine Kräfte,* die ihre schrecklichen Ketten brechen. Im Him-

melreich aber findet man die selige Freiheit der Kinder Gottes, damit uns Christus befreit hat. Im Weltreich bleibt man ferne von Gott, im Himmelreich aber wird man in das Kindesrecht und Erbschaftsrecht eingesetzt. Im Weltreich geschieht nichts Rechtes an uns, da bleibt Alles beim Alten. Im Reich Gottes aber wird man neugeboren, geadelt und veredelt. Ist Jemand in Christo Jesu, so ist er eine neue Creatur. Kommt her, ihr Männer, ein Petrus und ein Paulus, und ihr anderen Alle — deß seid ihr Zeugen! Das Himmelreich auf Erden, das Gnadenreich Gottes hienieden ist die große Veredelungsanstalt auf Erden und die Schulanstalt und Vorbereitungsanstalt für das Reich Gottes im Himmel, das Reich der Gerechtigkeit. Eben darum vergleicht der Heiland es mit einem Weinberge. Da werden die Pflanzen, die Weinstöcke gesetzt und genährt und gepflegt und beschützt und vor den wilden Thieren bewahrt und auch beschnitten und in guter Zucht und Ordnung gehalten. Draußen ist Wildniß und Wald. Da aber sieht man überall die pflegende Hand und die nie ermattende Sorgfalt, und der Anblick des Garten ist lieblich, und der Frühregen und der Spätregen fällt drauf und die goldenen Strahlen der Sonne, und da sprossen die Reben und grünen die Blätter und reifen die köstlichen Früchte.

In diesen Weinberg Gottes gehörst du, lieber Mensch. Du bist aber nicht von Natur drin. Aber du kannst und sollst in denselben berufen werden. Und darum sind auch „Viele berufen."

Der Hausvater geht aus, Arbeiter zu miethen in seinen Weinberg. Der liebe Gott ist der Stifter und Herr seines Gottesreiches, seines geistlichen Weinbergs. Er hat ihn gegründet und erhalten. Und alle Lebenskräfte in demselben gehen von ihm aus. Und aller Segen darin kommt von ihm. Aber Er wirkt auch durch Mittel. Darum ist sein Gottesreich nicht bloß da für die Menschen, sondern es ist auch da durch dieselben. Er wirkt in ihnen. Er gibt das Heil und bietet es an für sie. Aber sie sollen auch wieder für ihn, mit ihm, nicht gegen ihn wirken. Darum sagt der Heiland: Wirket Speise, die da bleibt in's ewige Leben. So soll nun Beides immer bei einander sein: der liebe Gott arbeitet allezeit an uns, wir aber sollen nun auch Arbeiter für ihn und seines Reiches Sache in der Welt werden.

Gott fängt sein Werk an und gründet seinen Weinberg, sein Reich auf Erden. Dann aber ruft er uns. Da thut er schon etwas Herrliches an uns. Was würde auch aus der Welt, wenn kein Gottesreich da wäre und kein Gottesruf gehört würde? Nun aber ist das Heil nahe. Jetzt geht uns wahrlich der Ruf der Gnade nach vom Morgen bis zum Abend, von der Jugend bis ins Alter. Schon in den ersten Tagen meines Lebens hat der himmlische Vater mich durch die heilige Taufe berufen, hat mich als ein rechter Vater an sein Herz genommen. Ich bin getauft in den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Soll das nichts zu bedeuten haben? Soll das nichts sein als „schlecht Wasser" und etliche Worte dabei? Soll das, daß ich auf Jesu Christi Befehl getauft worden bin, auf die allerheiligsten Namen eine bloße Ceremonie sein? Sollen diese allerheiligsten Namen sich hergeben, einer bloßen äußerlichen Form zu dienen? Nein, gewiß nicht. Vielmehr ist hier nicht etwa „schlecht Wasser", sondern das „Wasser in Gottes Wort gefasset und mit Gottes Wort verbunden." Darum ein „gnadenreiches Wasser des Lebens und ein Baad der neuen Geburt im heiligen Geiste." Durch diese heilige Taufe werde ich in das ganze von dem Dreieinigen Gott ausgehende Heil hineinversetzt. Es wird mir aus lauter Gnaden das ganze Anrecht an dasselbe geschenkt. Es wird mir, auch mir besonders zugeschrieben und versiegelt. Ich bin aus dem Weltboden heraus hineinversetzt in das Reich Gottes, damit ich, obwohl in der Welt, nicht von der Welt sein soll. Das soll ich mehr und mehr erkennen, das Heil mehr und mehr angreifen und festhalten.

Nun hat der liebe Gott auch seine Wege und Zeiten im Berufen. Er kommt den Einen recht nahe mit seinem Herausrufen aus der Welt in frühen Jahren. So war's beim Volk Israel. „Nicht, daß du mich hättest gerufen, Jacob; oder daß du um mich gearbeitet hättest Israel." (Jes. 43, 12.) „Ich habe dich je und je geliebet; darum habe ich dich zu mir gezogen aus lauter Güte. (Jerem. 31, 3.) Und so ruft der treue Gott manches Herz gar kräftig in den Tagen der Jugend: Gib mir, mein Sohn, dein Herz und laß meine Wege deinen Augen wohlgefallen. Daraus entspringt aber auch eine größere *Verantwortlichkeit,* aber gar keine Ursache zum Stolz oder zur Ver-

achtung der Andern, wie jene Männer im Evangelium murreten, daß die spät Gerufenen des gleichen Lohns theilhaltig wurden und wie die Juden die Heiden verachteten und nichts davon wissen wollten, als Gott auch ihnen wolle Gnade wiederfahren lassen. Das war ein deutliches Zeichen, daß sie den Sinn Gottes doch nicht recht verstanden, nicht recht in seinem Geist lebten.

Der Hausvater geht aber wieder aus um die sechste Stunde und um die neunte Stunde, ja sogar um die elfte und letzte Stunde, um Arbeiter zu miethen in seinem Weinberg. In der That der Ruf Gottes hört nie auf im Lauf der Tage und Jahre des Lebens zu uns zu kommen. Der du in den blumenreichen Tagen deiner Jugend stehst, der Ruf in den Weinberg kommt auch zu dir. Es gibt etwas Wichtigeres zu thun, als nur wie ein Schmetterling von Blume zu Blume zu fliegen und Duft und Honig zu naschen. Nein, es gilt dir in ganzem Ernste: Fleuch die Lüste der Jugend, ergreife aber das ewige Leben, dazu du auch berufen bist; jage nach der Gerechtigkeit, der Gottseligkeit, dem Glauben, der Liebe, der Geduld, der Sanftmuth, kämpfe den guten Kampf des Glaubens! Und der Ruf Gottes kommt zu dir, der du stehest auf der Heerstraße am Markt der Welt und der du dich mit fortziehen lässest vom Eitelkeitsgeist und Sorgengeist und Ungerechtigkeitsgeist der Welt. Eile, daß du deine Seele errettest oder der Weltstrom wird dich hinreißen und du wirst darin ertrinken. Eins ist Noth! Wähle auch du das gute Theil. Denn Alles Andere wird von dir genommen werden. Und der Ruf der Gnade kommt auch zu dir, der du rückwärts schauest auf ein langes Leben und auf zahllose Erweisungen des Ernstes und der Güte Gottes. Solltest du sie nicht erkannt haben, jetzt noch ist's Zeit, Gott die Ehre zu geben. Solltest du auf deiner langen Wanderschaft Vieles gesehen, aber das Heil Gottes nicht geschaut und erkannt haben, jetzt noch ist es Zeit und die Barmherzigkeit Gottes ist groß. Sollte auch der ganze lange Tag nicht gut gewesen sein, so ist's doch viel besser, daß wenigstens der Abend noch hell und licht wird und du deine Seele Gott befehlen, ihn suchen und finden und zuletzt deine Straße mit Fried und Freude ziehen kannst.

Nun ist gewiß — Jeder, der ins Reich Gottes, zum Antheil an

Gnade und dem Leben in Christo berufen wird, dem sollen die Augen aufgehen. Dem Arbeiter, der vom Weg und Wald und Wildniß hinweg zum ersten Mal in den Weinberg eintritt, dem gehen sie auch auf. Da ist ja doch Alles ganz anders. Vorher kann er nicht wissen, wie es in dem Weinberg aussieht. Da hat er sich vielleicht allerlei und ganz schiefe Gedanken davon gemacht. Allerdings — wann Jemand überhaupt vor dieser Arbeit eine Scheu und einen Widerwillen dagegen hat, da wird er nie so recht von Herzen drin und dran sein. Er wird arbeiten, ja, aber er wird an der Arbeit selber keine Freude haben, sondern nur auf den äußeren Lohn und Vortheil sehen. Solche gemiethеten Arbeiter und Lohndiener hat der Herr Jesus nur zu viele.

Ist Einer aber der bessern und der rechten Art, da freut er sich von Herzen dessen, was in dem Weinberg mit den Reben vorgeht, was er sieht, und was er erlebt. Er sieht, da ist Alles in solcher lieblichen, freundlichen, erfreulichen Weise hingestellt. Da waltet ein Geist der Ordnung. Da hat Alles seine Zeit und Stunde. Da sind die schönen kräftigen Pflanzen. Da gedeihen liebliche Früchte. Da wird des Schwachen gewartet, das der Gefahr Preisgegebene beschützt. Und er merkt, das ist eine feine segensvolle Arbeit und Thätigkeit. Was wollte er nicht auch gerne Hand anlegen?

Es geht dem auch so, der in Einfalt, in dem rechten kindlichen, demüthigen Sinne dem Rufe der Gnade folgt und in's Reich Gottes eintritt. Welch' ein anderer Geist wehet ihn aus dem Worte an, das ihn ruft, als aus dem wilden, selbstsüchtigen, stolzen, fleischlichen Weltgeist! Jetzt merkt er, daß man sich seiner Seele annehmen will. Was hat denn die Welt für seine Seele gethan? Der ist's einerlei, ob er selig wird oder verloren geht. Das Gebot Gottes erschien ihm vorher so fremd und so hart und schwer. Jetzt findet er, das ist der allerbeste und allersicherste Weg. Jetzt merkt er, da ist lauter Weisheit und lauter Liebe darin. Herr, verbirg vor mir nicht deine Gebote! Laß mich sehen die Wunder in deinem Gesetz! Jetzt wird ihm auch erst offenbar, daß die Welt und die Sünde vorher über ihn herrschte, daß in der That von der Liebe Gottes und des Nächsten nichts in ihm war. Vorher war er eitel und gar unzugänglich bei hartem Herzen

und versteinertem Gewissen. Jetzt fällt der Thau der Gnade und der Sonnenstrahl der Liebe Christi darauf. Jetzt wird er demüthig, nimmt dankbar die Vergebung seiner Sünden hin und kann nicht anders als den lieben, der ihn zuerst geliebt hat. Er denkt gar nicht, daß er für den Herrn Etwas leisten könne und daß seine Arbeit im Weinberg einen Lohn werth sei, das kommt ihm nicht in den Sinn. Er kennt sich und seine Arbeit viel zu gut. Aber er hat ja schon Lohn genug. Er wollte um keinen Preis mehr mit der Welt und ihren Haufen laufen. Es ist ihm eine Sonne aufgegangen. Es ist ein Licht in seine Seele gefallen. Es ist ihm ein neues Leben angebrochen. Es sind ihm neue Kräfte gegeben. Er ist selig in Hoffnung, geduldig in Trübsal, anhaltend am Gebot. Ist Jemand in Christo Jesu, so ist er eine neue Creatur; das Alte ist vergangen, siehe, es ist Alles neu geworden!

Nun sage ich, daß eines Christen Stand ein seliger Stand ist; es ist der Stand, von welchem es gilt:

Da geht man in seinem Glück
Immer vorwärts, nie zurück;
Man ist auf dem Lebenspfade
Und nimmt immer Gnad' um Gnade.

Jetzt, liebe Seele, kann keine Rede davon sein, daß Einer, der sich nur so von außen gleichsam in's Reich Gottes hineinschieben oder drin fortschieben läßt, auch wahrhaft drin sei. Er mag wohl Vieles drin mitmachen und auch allerlei Arbeit thun, aber den Lebensantheil hat er nicht drin. Und Wer drin zu sein glaubt, aber sich immer mit den Anderen vergleicht und meint, wie viel weiter als Andere er es gebracht habe und wie viel mehr werth seine Arbeit sei als die Anderer, bei dem ist die Ichheit noch viel zu stark, der mag wohl auch denken, daß er schon Alles verlassen habe und ein rechter Bürger Christi sei. Aber er irrt sich und muß noch wachsen in der Selbsterkenntniß und abnehmen in der Meinung von sich selbst. Und Wer nur arbeitet um des Lohns willen, mit dem Blicke auf irgend einen Vortheil und mit Nebenrücksichten, der mag zwar auch dafür gelten, daß er im Reich Gottes ist, aber vom Reich Gottes, von und aus dem ächten Geist und Wesen des Reiches Gottes ist er nicht. Es mag Einer sogar

im Namen Jesu große Thaten thun und auch viel dulden, aber am Ende war's doch nicht aus dem innern Trieb des Herzens, nicht aus der Liebe und der innern herzlichen Lust am Guten, und solche Leute will der Herr nicht als die Seinen erkennen.

Und der ist gewiß auch in großem Irrthum ergriffen, der vergißt, daß der Herr ihn in den Weinberg, in sein Reich berief zur Arbeit in demselben. Mit bloßen frommen Gefühlen und Stunden der Andacht ist dem Herrn und seinem Reiche nicht geholfen. Der Herr will Arbeiter und er hat selber gearbeitet um uns so lange es Tag war. „Mir hast du Arbeit gemacht mit deinen Sünden und Mühe mit deinen Missethaten.“ Arbeiten aber heißt überall mit Ausdauer und Ueberwindung von Schwierigkeiten Etwas zu Stande bringen. Ohne Anstrengung und ernsten Willen geht es auch im Reiche Gottes nicht. Schwierigkeiten müssen auch da überwunden werden. Und die erste und letzte und schwierigste Arbeit haben wir an uns selbst zu thun. Ich weiß, wie manche Leute immer über die Fehler Anderer klagen und die eigenen nicht sehen. Sie klagen, daß Andere ihnen zur Last fallen. Aber daß Andere auch an ihnen zu tragen haben, der Gedanke kommt ihnen gar nicht. Und wie Wenige denken daran, was auch sie thun sollten und könnten, um in ihrem Theile dem Reiche Gottes zur Förderung zu werden!

Ach, zur Eitelkeit, daß wir dem lieben Gott und seiner Sache großen Dienst geleistet hätten, dazu ist auch gar kein Grund da. Aber lauter Gründe sind da, daß wir fein ja in der Demuth bleiben und es mit dem größten, herzlichsten Danke erkennen, daß auch wir berufen sind in's Reich der Gnade, um hier von der Gnade bearbeitet zu werden und durch sie geschickt zu werden, daß auch wir in unserem Leben lernen, Gottes Arbeit thun und göttliche Werke wirken.

Also der hat gar nicht recht, der denkt, er könne mit seiner Arbeit sich ein Haus in der Stadt Gottes dort oben verdienen. Nein, es ist Alles Gnade — Ruf, Anfang und Vollendung des Glaubens und alle Kraft desselben zur Ueberwindung der Welt und der Ichheit. Und der hat auch nicht recht, der denkt, es habe keine Noth, der liebe Gott werde ihn gewiß auch einmal aus Gnade selig machen. Ja, es ist *wahr, der liebe Gott* kann auch einen Brand aus dem Feuer reißen

wie den Schächer am Kreuz. Aber es steht nirgends geschrieben, daß er es auch bei uns thun wolle oder daß wir es machen sollen wie jener Schächer und warten bis auf's Letzte.

Vielmehr, liebe Seelen, wenn der Ruf Gottes kommt und sobald er kommt, laßt uns eilen und folgen und laßt uns im Werk Gottes so eifrig sein als ob wir wirklich den Himmel damit verdienen könnten. Aber lasset uns in der Erkenntniß unserer zahllosen Gebrechen und Fehler, die uns immer noch ankleben, so demüthig bleiben, daß wir nie genug dafür zu danken wissen, daß der Herr nach seiner großen Barmherzigkeit auch uns berufen hat aus der Finsterniß zu seinem Licht. Das ist das Rechte. Und immer wollen wir bitten um die Kraft von oben. Denn der Geist ist es, der die Kinder Gottes treibet. Und wir selber, unser Ich, unser natürliches Wesen, soll immer weniger leben, immer weniger hervortreten. Alles soll vom Geist durchdrungen, geheiligt, geweiht, verklärt werden. Es soll sein wie der Apostel sagt: Nicht mehr ich lebe, sondern Christus lebet in mir. Und dann wird's auch an der innern Lust zur Arbeit, die in Gott gethan ist, nicht fehlen. Dann fragen wir auch nicht nach besonderem Lohn. Denn wir können sagen: Seine Gebote sind nicht schwer.

Also erkennet doch, daß es auf das äußerliche Sein im Reiche Gottes und auf die Arbeit, die wir äußerlich in ihm und für dasselbe thun, wahrlich nicht ankommt. Alles aber liegt am Zustand des Herzens, an der innersten Gesinnung. Denn Gott sieht das Herz an. Ist aber das Herze recht gestellt, dann wird sich das Andere auch finden; denn aus dem Herzen kommt das Leben.

Nun, lieber Mensch, du kannst nicht sagen, daß du nicht in's Reich Gottes, in den Weinberg berufen seiest. Vielleicht du bist längst und kräftig gerufen und aufgefordert worden. Stehst du noch am Wege? Du bist heute wieder gerufen worden. Ei, wolltest du nicht sagen: „Ja, da bin ich, ich will, ich komme!" Wolle der liebe Gott dir zum Wollen geben das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen und dich machen zu Einem von seinen Ersten und Auserwählten.

Und ihr, die ihr längst durch Gottes Gnade die Kraft des Rufes an euren Seelen erfahren habt, wolltet ihr wieder zurück? Nein, nimmermehr. Vielmehr lasset uns allen Fleiß thun, daß wir unseren Beruf

und Erwählung zum ewigen Leben fest und gewiß machen und vollen Lohn empfangen.

Weil aber die Gottseligkeit zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens, darum steht das fest im Reiche Gottes:

Nie um den Lohn — und doch nie ohne Lohn!

Amen.



Am Sonntag Sexagesimä.

(Luc. 8, 4—15.)

Da nun viel Volks bei einander war, und aus den Städten zu ihm eileten, sprach er durch ein Gleichniß: Es ging ein Säeman aus zu säen seinen Samen; und indem er säete, fiel etliches an den Weg, und ward vertreten, und die Vögel unter dem Himmel fraßen es auf. Und etliches fiel auf den Fels; und da es aufging, verdorrete es, darum, daß es nicht Saft hatte. Und etliches fiel mitten unter die Dornen; und die Dornen gingen mit auf, und erstickten es. Und etliches fiel auf ein gutes Land; und es ging auf, und trug hundertfältige Frucht. Da er das sagte, rief er: Wer Ohren hat zu hören, der höre! Es fragten ihn aber seine Jünger, und sprachen, was dieses Gleichniß wäre? Er aber sprach: Euch ist es gegeben, zu wissen das Geheimniß des Reiches Gottes; den Andern aber in Gleichnissen, daß sie es nicht sehen, ob sie es schon sehen, und nicht verstehen, ob sie es schon hören. Das ist aber das Gleichniß: Der Same ist das Wort Gottes. Die aber an dem Wege sind, das sind, die es hören; darnach kommt der Teufel und nimmt das Wort von ihrem Herzen, auf daß sie nicht glauben und selig werden. Die aber auf dem Fels, sind die: wenn sie es hören, nehmen sie das Wort mit Freuden an; und die haben nicht Wurzel: eine Zeitlang glauben sie, und zu der Zeit der Anfechtung fallen

sie ab. Das aber unter die Dornen fiel, sind die, so es hören, und gehen hin unter den Sorgen, Reichthum und Wollust dieses Lebens, und ersticken, und bringen keine Frucht. Das aber auf dem guten Lande, sind die das Wort hören und behalten in einem feinen guten Herzen, und bringen Frucht in Geduld.

Wer Ohren hat zu hören, der höre! So ruft der Heiland aus, nachdem er seine Gleichnißrede vom vierfachen Ackerfeld gethan hatte. Warum wohl ruft er also? Hat denn nicht so ziemlich Jeder Ohren? Und zu was hat man denn die Ohren als zum Hören?

Das ist so. Aber der Heiland hatte wohl bemerkt, daß unter seinen vielen Zuhörern manche waren, die zwar auch da waren und jedes Wort hörten und doch nicht recht aufmerkten und zu Herzen nahmen. Das ist ja heute noch so. Ach, wie ganz anders stünde es in der Christenheit, wenn Alle, die das Wort der Predigt hören, es recht hören, recht fassen und auf ihr Herz und Leben anwenden würden! Leider aber kommt das Wort bei Vielen eben nur bis an's Ohr. Die Wörter hören sie. Das Wort aber vernehmen sie nicht. Hinter dem Ohr ist noch etwas ganz Anderes — der Kopf und das Herz. Nun soll das Wort aber in's Herz. Es will beherzigt, innerlich lebendig erfaßt und angeeignet sein. Nun ist aber der Weg vom Ohr zum Herzen gar weit. Bei manchen Menschen wäret es ganze lange Jahre, bis das Wort aus dem Ohr in's Herz kommt. Bei manchen andern kommt's leider gar nie bis dorthin. Es stößt auf gar viele schlimme Hindernisse unterwegs. Da ist der Kopf mit seinen weltlichen, leichtsinnigen, ungläubigen, unsteten Gedanken. Da sind die Augen, die immer aus sind, manchmal sogar unter der Predigt, nach Augenlust. Da ist die Zunge, nur Eine Zunge, aber zwei Ohren dürfen oft nicht gegen sie gelten. Kurzum — das Wort muß viele Schwierigkeiten überwinden, bis es vom Ohr kommt an's Herz, eindringt in's Herz.

Und doch — was ist gewonnen, wenn es nicht in's Herz kommt? Das ist doch die Sache nicht, daß Einer sagen kann: „Ich habe wieder eine Predigt gehört." Eine Verantwortung liegt drin. Die kann uns niemal schwer werden. Aber die rechte Wirkung hat das

Wort damit nicht gethan. Eindringen soll das Wort in den innersten Herzensmenschen mit seinen Gedanken und Gesinnungen und Neigungen. Dort soll es richten, scheiden, reinigen, heiligen, demüthigen, erhöhen, mahnen und trösten. Dort muß es sein Werk thun, neues, göttliches Leben wecken und fördern. Darum kommt Alles darauf an, nicht nur, daß man hört, sondern wie man hört. Was sind die Leute so aufmerksam, wenn man ihnen Etwas sagt, was sie und ihr Haus und ihre Ehen und ihren Besitz und ihren Genuß angeht. Da sind sie, wie man sagt, „ganz Ohr"; ja, oft leider viel zu viel Ohr. Was wäre es so herrlich, wenn sie nun aber mit solcher Aufmerksamkeit dem Worte Gottes entgegen kämen! Und das ist doch die allerwichtigste Botschaft, die man in der Welt hören kann. Wie man dieß Wort höret, das entscheidet über uns, unser Herz und Gesinnung, über unsern Wandel und Werk in der Welt, über unsere Stellung zu Gott, unserem Schöpfer und Richter, und zu unsern Nebenmenschen, über unsere ewige Hoffnung.

Weil es nun ganz wahr ist, daß man „mit sehenden Augen nicht sehen und mit hörenden Ohren nicht hören, nicht vernehmen und verstehen" kann, darum wollen wir allezeit, wo Gottes Wort verkündet wird, uns durch den Weckruf des Herrn: „Wer Ohren hat zu hören, der höre!" ermuntern lassen zu rechter Aufmerksamkeit und Sammlung, damit die Wahrheit Gottes durchs Ohr in's Herz und durchs Herz in's Leben bei uns kommen möge. Gott wolle uns dazu seines heiligen Geistes Beistand auch jetzt schenken, da wir uns aus der Erklärung, die der Herr zu seiner Gleichnißrede gegeben hat, das Wort vergegenwärtigen:

Das Wort Gottes — der Samen.

Man kann sich kaum Etwas denken, was äußerlich betrachtet unscheinbarer wäre als ein Samenkörnlein, sei es Weizen oder Gerste oder deren irgend eines. Wenn Jemand nie ein Saatkorn gesehen hätte und würde das erste Mal etwa zufällig eines finden, so würde er höchst wahrscheinlich gar nicht auf den Gedanken kommen, daß das *kleine unansehnliche* Ding zu irgend etwas Rechtem zu gebrauchen sei.

Wir Menschenkinder urtheilen so gerne nach dem äußern Schein und darum irren wir so oft. Der Schlag, den eines starken Mannes Hand mit einem schweren Hammer auf das glühende Eisen führen kann, macht einen großen Lärm und die Funken sprühen. Der Dampf, den wir in eiserne Fesseln legen, daß er uns dienen muß, zieht als eine gewaltige Kraft die schwersten Lasten und zieht sie fort mit überraschender Geschwindigkeit und wir staunen über diese wunderbare Wirkung. Etliche Körnlein Pulvers — welch' einen Lärm können sie machen! Von dergleichen Kraftäußerung ist an dem Samen, an diesem unscheinbaren Ding, nichts zu finden. Aber freilich — der Hammer mag Felsen zerschmettern. Ob das Wort Gottes das am Ende nicht auch thut und noch schwereres? Mit dem Dampf kann man große Lasten bewegen, nie jedoch eines Menschen Herz. Das Wort Gottes aber kann's thun. Mit etlichen Kernlein Pulvers kann man gar leicht ein Menschenleben im Augenblick vernichten. Aber mit den Weizenkernlein kann man Menschenleben erhalten und mit dem Samen des Wortes Gottes kann man Menschenleben erretten zum ewigen Leben. Sehet da den Unterschied!

Aber es ist wahr — Samenkörner sind etwas sehr Unscheinbares. Und gerade so erscheint auch das Wort Gottes in den Augen der Welt und ihrer Kinder als etwas ganz Geringes, höchst Unbedeutendes und darum Verächtliches. Man muß aber dabei nicht vergessen, daß die Weltmenschen gar nicht einsehen können, daß an den Wahrheiten, die in den Samenkörnern des Wortes Gottes eingeschlossen sind, etwas Großes, Werthvolles liege. Wenn sie etwa hören von Buße, so kommt ihnen dieß als etwas so Werthloses und Verächtliches vor, daß sie es durchaus nicht für der Mühe werth halten, damit in irgend einer Weise näher bekannt zu werden. Ebenso geht es ihnen auch, wenn sie hören vom Glauben. Es ist ihnen ganz unbegreiflich, besonders in unserer Zeit, daß es auf den Glauben ankommen soll und daß man ohne Glauben Gott unmöglich gefallen könne und daß Gott uns sogar den Glauben zur Gerechtigkeit rechne. Und wenn ihnen gepredigt wird, daß wir ohne Glauben an Christum den Gekreuzigten nicht können selig werden, da will ihnen das nun gar nicht in den Sinn und ist ihnen Aergerniß und Thorheit. Sie ärgern sich

förmlich, daß man ihnen mit einer so thörichten Predigt kommen will. Und eben so ärgern sie sich, wenn man sie auffordert und es ihnen nachdrücklich an ihr Herz legt, daß sie auch ihr Kreuz auf sich nehmen, ihr Fleisch sammt seinen Lüsten und Begierden kreuzigen und in Selbstverleugnung Christo nachfolgen sollen. Alle diese Dinge erscheinen ihnen werthlos, gleichgiltig und unmöglich. Sie können sich gar nicht denken, daß das zu etwas Gutem und Großem dienen solle. Sie meinen, damit sei in der Welt nichts auszurichten und sie wollen sich damit gar nicht befassen. Das sind aber die Dinge, die wir im Worte Gottes finden. Und darum kommt es ihnen auch so gering und werthlos vor. Es sagt ihnen nichts, was sie gerne hören. So wie sie sind, kann es keine Anziehungskraft auf sie ausüben. Und sie trauen ihm auch gar keine Kraft und Wirkung zu.

Darin freilich irren sie gewaltig. Gerade wie Einer irren würde, der dächte, in einem Samenkorn könne keine Kraft sein, weil es so gar klein und unbedeutend aussieht. Und doch ist nichts erstaunlicher, als eben die geheime, verborgene Kraft, die im Samenkorn ruhet. Ein Senfkorn ist der kleinste unter allen Samen, wie der Herr sagt. Aber es wird in die Erde gelegt und fängt an zu treiben und zu wachsen und wird zum Buschwerk mit gar vielen Zweigen, daß sich die Vögel unter dem Himmel darunter sammeln. Eine Eichel ist ein außerordentlich kleines Ding, wenn man sie mit dem Eichbaum vergleicht. Und doch ist er aus ihr gekommen. Jetzt steht er da und ragt mächtig auf gen Himmel. Mit seinen gewaltigen Wurzeln schlägt er tief ein in den Boden, klammert sich um die Felsen, sucht Nahrung von überall her. Sein Stamm ragt hoch auf, fest und unbeugsam, und seine riesigen Aeste und Zweige breiten sich aus nach allen Himmelsgegenden, und da steht er mit seiner gewaltigen Krone und saugt mit seinen viel tausendmal tausend Blättern der Sonne Strahlen ein, oder auch trotzt er dem Sturme, der um sein Haupt braust und tobt, und läßt auch die Jahrhunderte ruhig an sich vorbeiziehen. Und das Alles kam aus der kleinen, winzigen Eichel und aus der Triebkraft, die der Schöpfer in sie gelegt hat. Wer hätte es dem kleinen, unscheinbaren Ding angesehen? Da ist ein Weizenkörnlein. Es ist so leicht und klein, daß es der nächste Windhauch davon

führen kann. Aber leget es im Herbst in den rechten, guten Boden, lasset den Schnee darauf fallen und die Winterstürme darüber gehen, lasset im Frühjahr die lauen Lüfte wehen und die Sommersonne nachher ihre warmen Strahlen senden, und vielleicht aus dem einen Körnlein habt ihr im Herbst nicht viel weniger als einhundert. Vertrauet sie alle der Erde wieder an, und das Jahr hernach ist's der Mühe werth, daß ihr Ernte haltet. Nun streuet wieder und wieder, und in ein paar Jahren habt ihr aus dem ersten Körnlein und seinen Nachkommen ihrer Zahl eine Ernte des Brodes, womit viel Volks erhalten werden kann. Sehet, das thun die kleinen Samenkörner, das thut die wunderbare Triebkraft in ihnen. Und lange, lange Jahre mag das Körnlein ruhen und die Triebkraft schlummern, aber sie ist darum nicht verloren. In den steinernen Grabkammern der alten Pharaos, der Könige Egyptens, hat man Saatkörner gefunden, die dort lagen seit drei und vier Jahrtausenden, aus den Zeiten, da die Kinder Israels ihre Ziegel brannten und in der Drangsal waren. Und siehe — in guten Boden gelegt, sind die Saatkörner wieder erwacht und kamen zu Leben und wuchsen. So lange hat sich die Kraft zum Treiben in ihnen erhalten.

Und gerade so ist es auch mit dem Samen des Wortes Gottes. Die Welt mag ihn verachten, mag ihm nichts Gutes und Großes zutrauen. Aber es ist darum doch eine wunderbare, geradezu weltüberwindende Kraft in ihm.

Das kann man sehen an der Geschichte des Reiches Gottes. Nichts ist mehr mit Verachtung und mit Haß in der Welt behandelt worden, als die Predigt von Christus. Ihn, den Herrn selbst, haben sie gekreuzigt und in's Grab gelegt, und glaubten, mit ihm nun ganz fertig zu sein. Aber an ihm, dem Worte, das von Anfang bei Gott war, und Gott war und war in diese Welt gekommen, ist es ganz wahr geworden: „Es sei denn, daß das Samenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bringet es keine Frucht; wenn es aber erstirbt, dann wird es viele Frucht bringen.“ Den Stephanus haben sie gesteinigt und die Gemeinde zu Jerusalem verjagt und zerstreut. Aber die Zerstreuten trugen den edeln Samen obwohl unter Thränen weiter hinaus und streuten ihn über die Länder und die Saat ging auf. Das

Götzenthum hatte das Feld seit langen Jahrhunderten behauptet und seine Priester lehnten sich an die weltliche Gewalt gegen die neue Predigt vom Kreuze. Aber vergeblich — überall sproßte die frische Saat des Evangeliums auf; überall erstanden Gemeinden, die den Namen des Gekreuzigten bekannten; überall erstand ein besseres, geheiligtes Leben; überall that sich die weltüberwindende Kraft jenes göttlichen Samens kund und aller Widerstand war verloren. Es kamen nachher in der christlichen Kirche selber Zeiten, wo die Ackerleute nicht mehr recht wußten, was sie mit dem ihnen anvertrauten Samen anfangen sollten und wo sie ihn begruben und verwahrten. Aber der Tag kam, wo die Gräber zersprengt wurden und der edle Same an's Licht kam und wieder ausgestreut wurde, und wäre in dem Samen nicht die alte wunderbare Kraft, die ewig neu ist, wir wären heute wahrlich auch nicht als eine evangelisch-lutherische Gemeinde bei einander.

Und gerade so erweist der Same des Wortes Gottes seine Kraft an den einzelnen Seelen. Ein einziges Bibelwort, das einmal recht in die Tiefe eines Menschenherzens fällt, kann das Samenkorn sein, aus welchem ein neues Leben kommt. Es trifft auf den rechten Fleck im Gewissen und macht den Menschen nachdenksam. Er muß unwillkürlich stille stehen. Er kann nicht mehr in der alten Gleichgiltigkeit weiter machen und drauflos sündigen. Es kommt ein heilsamer Ernst über ihn und er ist über sich selbst erschrocken. Er schlägt in sich und wird die innere Unruhe nicht los, bis er demüthig vor Gott getreten ist mit dem Bekenntniß seiner Sünde und Unwürdigkeit und um Vergebung um Christi willen gefleht und im Glauben die Gnade der Rechtfertigung empfangen hat. Wie anders denkt er jetzt von der Sünde als zuvor! Und wie erscheint ihm jetzt die Botschaft von der Gnade und Liebe Gottes so lieblich! Und wie gar herrlich steht sein Heiland jetzt vor ihm! Er hat zwar von dem Allen schon oft zuvor gehört. Aber da war der Same des Wortes noch nicht an die rechte Stelle gekommen. Jetzt aber hat das eine Samenkörnlein Wurzel geschlagen und ist eingedrungen und aufgegangen und hat Gesinnung und Gedanken und Willen umgestaltet und es ist ein neues Leben geworden. Das haben

Alle erfahren, die wirklich bekehrt worden sind, seit die Predigt von Christo ausgegangen ist. Es kann auch gar nichts Anderes solche umgestaltende, erneuernde Wirkung hervorbringen, als eben nur dieser Same des Wortes Gottes. Man kann an den Menschen gar vielerlei versuchen und an ihnen arzeneien mit allerlei feiner und grober äußerlicher Zucht. Man kann ihren bösen Leidenschaften und Begierden wohl allerlei Zaum und Zügel anlegen. Aber das macht noch lange keine andere Herzen. Von innen heraus wirkt nichts, als eben nur dieser Same der Ewigkeit, das kernige, kräftige, lebendige Wort aus dem Munde Gottes. Das ist's, wovon der Mensch lebt und auflebt und innerlich durch die Macht der Wahrheit von oben umgewandelt und erneuert wird. O wie unendlich mehr könnte dies Wort an vielen Tausenden thun, würden sie nur den Samen auch recht in den innersten Herzensgrund aufnehmen!

Und auch in diesem Samen bleibt die von Gott hineingelegte Kraft dieselbe, ob auch Jahrhunderte und Jahrtausende darüber hingehen. Einem Menschen, der im Leichtsinn dahingeht und nach Gott nicht fragt, hält das Wort Gottes heute seine Sünde noch eben so schlagend und eindringlich vor, wie vor achtzehnhundert Jahren. Einem gebeugten, bußfertigen Sünder ist die Botschaft von der Gnade Gottes in Christo heute noch ebenso süß und kräftig, als sie es war für irgend einen unter denen, welchen der Herr Christus den Trost der Sündenvergebung brachte, oder ein Petrus oder ein Paulus diesen Trost in seinem Namen verkündigte. Jeder Liebhaber des Wortes Gottes kann aus der Predigt desselben heute noch ebenso viel Lehre, Ermahnung, Ermunterung, Kraft und Licht schöpfen, als gläubige Seelen in alten Tagen daraus empfangen haben. Ja, bisweilen da liegt auch der Samen des Lebens im Menschenherzen oft von der Jugend her für viele Jahre wie verloren und vergessen, wie dort jene Saatkörner in den Königsgräbern Egyptens. Aber in der Grabkammer dieses Menschenherzens liegt nicht ein König, sondern ein Sklave, ein Knecht des Sündendienstes und des Satans. Aber, Gott sei Dank — es kann anders kommen. Das Grab kann gesprengt werden. Der Samen kann belebt werden und treiben und wachsen. Der Sklave kann frei werden und die Ketten abschütteln. Der Gnade Gottes

ist kein Ding unmöglich. Darum ist das Wort Gottes lebendig und kräftig.

Und daß Kraft und Leben in ihm ist, das haben wir Alle schon oft genug erfahren. Meinet ihr, die Menschen würden von Jahrhunderten her Geschlecht auf Geschlecht immer wieder kommen, dieses Wort zu hören, wenn nicht Anregung für den inneren Menschen von demselben ausginge? Da sind Viele unter euch, die haben dies liebe Gotteswort seit vielen Jahren gehört, und hören es recht gerne wieder jeden Sonntag, und erbauen und erquicken sich daran. Es wäre ja auch entfernt gar nicht daran zu denken, mit irgend etwas Anderem solche Wirkung und immer wieder und wieder auszuüben. Und doch ist nichts gewisser, als daß Jeder, dem einmal der Geist und Sinn des Wortes Gottes aufgegangen ist, nie eine ächt evangelische Predigt hören kann, ohne daß er fühlt, welch' ein Reichthum der Gedanken, welch' eine Tiefe des Ernstes und der Wahrheit in diesem Gottesworte ruhet. Auch Mancher, der vielleicht lange Zeit das Haus des Herrn nicht besucht hat, wenn er endlich einmal wieder als ein Gast sich einstellt, wird wohl wunderbar von der Verkündigung der alten Wahrheit ergriffen und geht hin mit dem Eindruck, daß eben in der Bibel doch unendlich mehr steckt, als die leichtsinnige Welt und der ungläubige Zweifler denkt und sagt. Und vielleicht geht er hin mit dem Entschluß, bald wieder zu kommen. Wir aber wissen, daß uns das Beste fehlen würde, wenn wir das liebe Gotteswort nicht mehr hätten, und daß der Fehler nur an uns liegt, wenn es seine Kraft nicht recht in unserem Herzen oder Leben bewährt.

Nun ist aber auch gar kein Zweifel darüber, daß der Samen gut ist. Und zwar ist gut der Samen, den der Säemann ausstreuet, und gut ist der Samen des Wortes Gottes.

Es gibt allerlei Samen in der Welt. Es gibt bösen, giftigen Samen. Der ist böse, weil er das Leben in uns nicht fördert, sondern hindert. Wer davon isset, wird krank und elend, oder muß er an dem Gift gar sterben. Aber es gibt auch guten Samen, und solchen meint der Heiland in seiner Gleichnißrede. Der Samen, den der Säemann ausstreute, trug Kraft in sich, unseren Hunger zu stillen, unsere Kräfte zu stärken, unser Leben zu erhalten und zu fördern.

Das ist guter Samen, für welchen man darum dem lieben Gott nicht dankbar genug sein kann.

Gerade so ist es auch im Geistlichen. Auch da gibt es viel bösen Samen; und böser Samen ist Alles, was das Gott wohlgefällige Leben bei uns hindert, stört und zerstört; Alles, was dem Kommen des Reiches Gottes bei uns im Wege ist; Alles, was uns den Namen Gottes nicht will heiligen lassen. Darum: „Wer anders lehret und lebet, als das Wort Gottes lehret, davor behüt uns, lieber himmlischer Vater!" Zu solchem bösen Samen gehören alle schlechten, leichtsinnigen Gedanken und alle Grundsätze und Ansichten, die uns das Wort Gottes auf die Seite schieben und das böse Gewissen ohne Buße erleichtern wollen. Jeder Spott über das, was uns in Gottes Wort heilig gemacht wird, ist ein solcher giftiger, verderblicher Same. Alle Worte des Unglaubens wider das Wort Gottes, damit die Kinder des Teufels der Bibel ihr Ansehen bei bisher gläubigen Seelen nehmen wollen; alle Zweifel, die sie aussprechen und oft unter dem gleißenden Schein der Wahrheitsliebe, in der That aber nur aus Haß gegen Gott und zu eitler Selbsterhebung vorbringen; alle Versuche, die Bibel lächerlich zu machen und die Ehrfurcht vor ihr zu untergraben — das ist lauter Giftsamen. „Was können sie Gutes lehren, so lange sie Gottes Wort verwerfen?" Und ein solcher Samen des Unheils sind auch alle bösen Beispiele, weil die solche sehen, gleich dadurch in ihrem eigenen bösen Weg und Wesen bestärkt werden, oder weil Andere, die besser waren, verleitet werden, jetzt auch so zu thun. Aller Anlaß, Gelegenheit, Reiz, Verführung zum Bösen ist Teufelssamen, der die Lust der Sünde weckt, und die ist in der menschlichen Natur leider allzuleicht geweckt. Und zu diesem bösen Samen gehören darum auch viele sittenlose Bücher, schlüpfrige Romane und ein großer Theil des alltäglichen Lesematerials, das gerade gut genug ist, die Einbildungskraft zu erregen, die Gedanken zu zerstreuen und bei Tausenden den Geschmack an etwas Ernsterem, Soliderem, namentlich an Gottes Wort, zu verderben. Auch Gesellschaften und Freundschaften, die sich an nichts halten, als an gegenseitiges natürliches Wohlgefallen und Eitelkeit, thun manchen Seelen großen Schaden. Man will glänzen, schmeicheln, genießen. „Böse Geschwätze verderben gute

Sitten.“ Das Alles ist der schädliche Samen, eine Aussaat, aus der Sünde und Tod sprosset.

Ganz anders ist das Wort Gottes. Das ist der gute Samen. Denn es dient dazu, das rechte, Gott wohlgefällige Leben in uns zu wecken, zu erhalten und zu fördern. Von Natur wissen wir nicht, was recht und gut ist. Eingebildete Leute wollen zwar behaupten, daß der Mensch gar keiner göttlichen Offenbarung bedürfe und daß ihm sein Gewissen sage, was recht ist und was er thun soll. Allein man kann es an den Heiden deutlich genug sehen, wie weit und zu was es der Mensch bringt mit seinem eigenen Gewissen. Darum hängt alles wahre Licht, alle Erkenntniß des Wortes und des Willens Gottes ab von der Offenbarung Gottes. Was diese Offenbarung ist, sehen wir auf's Deutlichste in den Schriften des Alten und Neuen Testamentes. Da ist das Gesetz und das Evangelium. Da mögen wir unsere Sünde recht erkennen, aber auch die große Gnade Gottes, geschenkt in Christo. Da ist Erlösung von Sünde zu finden. Was kann aber für uns besser sein, als daß wir zur Erkenntniß unserer Sünden gebracht werden, um die Sünde anzusehen als das große Uebel und sie zu hassen und zu lassen? Bedenke ein Mensch nur einfältig all den Jammer, den die Sünde in der Welt anrichtet, und er wird einsehen, daß vor der Sünde muß ernstlich gewarnt werden. Das aber thut die heilige Schrift. Ueberall stellt uns Gottes Wort die Sünde so hin, daß man davor erschrecken soll und kann. Sie streicht sie nicht mit schönen Farben an und schmeichelt nicht, sondern hängt dabei die Pestflagge aus. Und gerade das ist so gut für uns, die wir uns von der Sünde so leicht bestechen lassen. Dagegen wie lieblich lockt uns Gottes Wort zu allem Gutem! Und wie groß ist die Liebe Gottes und wer kann sie genug preisen, daß Gott seinen lieben Sohn in die Welt sandte uns von der Sünde, ihrer Schuld und ihrer Macht zu erlösen und uns ein neues Herz und einen neuen gewissen Geist zu geben und Leute aus uns zu machen, die in Gottes Wegen wandeln, seine Gebote halten und darnach thun!

Es hat gar keine Noth damit — es sei ein Mensch nur redlich und *ernst*, so weiß ich, daß das Wort Gottes sich an seinem Herzen und *Gewissen bezeugt als* der gute Same. Das kann aller Leichtsinn der

Weltkinder und aller Spott und alle Scheinweisheit der Ungläubigen nicht anders machen. Diese Leute selber wissen recht wohl, daß für die Welt nichts besser wäre, als wenn die Menschen sich vom Worte Gottes auf den guten Weg führen ließen. Sie wissen recht wohl, daß sich kein Gottloser auf Gottes Wort berufen kann. Aber das Unglück ist, daß der Gott dieser Welt sein Werk hat in ihren Herzen und daß sie darum „die Wahrheit aufhalten in Ungerechtigkeit." Unter uns ist keines, das nicht wüßte, daß es dem Worte Gottes das Herrlichste und Beste verdankt, was ihm dient zur Bewahrung und zur Stärkung und zum Licht und zum Trost und zur Ermunterung im Leben, Leiden und Sterben. Wahrlich der Samen ist gut.

Und eben darum, weil er gut ist, muß er und soll er auch ausgestreut werden.

Und allerdings — ohne daß er ausgestreut wird, ist auch von ihm nichts zu erwarten und zu hoffen. Den Unkrautssamen und Giftsamen braucht man nicht besonders zu pflanzen. Der sorgt für sich selber. Der sprosset auf überall wo man ihn nicht will und das alte Sprüchwort sagt: „Unkraut verdirbt nicht." Es verdirbt nicht, auch wenn man sich alle mögliche Mühe gibt, es draußen zu halten oder auszurotten. Immer sproßt es von selber wieder auf. Ganz anders ist es mit dem guten Samen, der zu Brod und Nahrung dient. Da kann man sich nicht drauf verlassen, daß er von selber aufsproßt und gedeiht. Den Weizen muß man säen. Und wo er nicht gesäet wird, da kommt er auch nicht und wenn der Boden noch so gut wäre. Deshalb „geht der Säemann aus zu säen seinen Samen."

So ist es gerade auch mit dem guten Samen des Wortes Gottes. Er muß ausgestreut, er muß auf den Acker der Herzen gesäet werden. Wenn dies nicht geschieht, muß man von demselben keine gute Frucht erwarten. Zwar wird auch etwas herauskommen und herauswachsen aus ihnen, ohne daß man sie besonders besäet. Aber es wird eben keine gute Frucht sein. Was von sich selbst aus dem Wesen des natürlichen Menschen hervorkommt, das hat uns unser Heiland ohne alle Complimente ganz einfach und deutlich gesagt: „Aus dem Herzen kommen hervor arge Gedanken, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, falsches Zeugniß." Und die alltägliche Erfahrung des Lebens

bestätigt sein Wort. Es wohnet in uns, in unserem Fleisch, nichts Gutes. Wir sind eben Fleisch vom Fleische geboren. Und darum ist eben auch „das Dichten und Trachten des Menschen böse von Jugend auf." Man sieht es an den Kindern. Ohne daß sie an bösen Beispielen erst das Böse lernen würden, kommt es eben überall an ihnen heraus in Ungehorsam, Zorn, Neid, Eifersucht, Trotz und wer weiß was sonst. Man hat nur immer zu wehren. Denn sie wollen immer thun, was sie nicht sollen, aber gar nicht, was sie sollen. So tief steckt das Böse, das Unkraut in uns. Wir sind eben „in Sünden empfangen und geboren" und auf diese Wahrheit hat der Herr ein sehr starkes Siegel gedrückt, wenn er sagt: „So doch ihr, die ihr arg sind." Die Welt sagt, das sei nicht höflich. Mag sein. Um das war's aber dem Heiland auch gar nicht zu thun, nur um die Wahrheit. Und wahr ist es.

Eben darum bleibt's dabei, daß etwas Gutes auf das Herz, in das Herz muß gesäet werden, wenn etwas Gutes herauskommen soll. Soll der Boden verloren bleiben? Soll das Unkraut und der Giftsame da allein wachsen und herrschen? Wird das irgend Freude und Trost bringen? Nein. Vielmehr wäre es Jammerschade. Darum aber sorgt der liebe Gott auch dafür und läßt seinen guten Samen, sein Wort, ausstreuen und lässet uns hören Gesetz und Evangelium und lässet predigen Buße und Vergebung der Sünden im Namen seines lieben Sohnes. Und darum hat er das liebe Predigtamt eingesetzt und es muß der Same ausgestreut und das Wort Gottes gepredigt werden bis an das Ende der Tage. Denn der Glaube „kommt durch die Predigt" und nicht anders. Darum sollen auch seine Diener, wir Prediger, anhalten, „es sei zur Zeit oder zur Unzeit." Weil es sehr viele Menschen gibt, die nicht glauben, sondern verachten, deshalb darf man nicht aufhören zu predigen. Es gibt auch Viele, denen das Gesetz und die bürgerliche Ordnung zuwider ist, aber darum muß man doch das Gesetz und die Ordnung handhaben, ja, gerade darum. Ebenso muß man den Leuten das Wort Gottes predigen, damit sie eine Gelegenheit haben, selig zu werden. Und wenn nur zwei Menschen es hören wollten, so sollen sie es hören. Ja, wenn nur noch eine einzige Seele da wäre, der man das Heil verkündigen könnte, so soll man es

ihr verkündigen gerade wie der Heiland am Jacobsbrunnen der einzigen Frau so herrlich gepredigt hat.

Das sollen sich namentlich auch alle Eltern und alle Lehrer und alle Taufpathen recht wohl merken, kurzum Alle, denen Kinder anvertraut sind. Was können sie Besseres thun, als dieselben „auferziehen in der Zucht und Ermahnung zum Herrn" und darum das Wort des Herrn als einen edeln guten Samen in ihre Herzen streuen und sie mit demselben recht wohl bekannt machen. Nur zu sehr setzen Viele das hinten an. Sie wollen, daß ihre Kinder etwas Rechtes lernen und an allerlei Schule und Unterricht fehlt es nicht. Aber das Bekanntwerden mit dem Worte sehen sie an als etwas Nebensächliches oder ganz Gleichgiltiges. Sie denken, daß man damit kein Brod verdiene und daß es unnöthig, wo nicht gar hinderlich sei in der Welt. Sie thun aber damit großes Unrecht. Alles was die Kinder sonst Rechtes lernen mögen, mag gut und nützlich sein. Aber das Wort Gottes kann es nicht ersetzen. Der Mensch braucht Erkenntniß der Sünde und der Gefahr, in der er durch sie täglich schwebt. Er braucht Ehrfurcht vor Gott und allem Heiligen, er braucht Glauben und Trost und Hoffnung. Das Alles gibt ihm das Wort Gottes. Durch das Wort Gottes allein kommt „Gottseligkeit, die zu allen Dingen nütze ist und die Verheißung hat dieses und des zukünftigen Lebens."

Und nun muß noch ganz besonders daran erinnert werden, daß der gute Samen ganz unbedingt auch einen guten Boden, ein gutes Erdreich fordert, wenn er wachsen und gedeihen soll. Nun kann es sich begeben, daß der Samen fällt auf den Weg, der übers Feld führt und der ganz hart getreten ist. Da wird er zertreten von denen, die darüber gehen oder die Vögel sind gleich da und nehmen ihn weg. Für die war er aber gar nicht bestimmt. Oder er kann auf dem Felde irgend wohin fallen, wo zwar oberflächlich Erde da ist, drunter aber harter Fels. Da kann der Samen nicht recht wurzeln und ob er auch aufgeht, stirbt er bald wieder ab. Und es kann auch geschehen, daß der Samen auf ein Erdreich fällt, wo er schon wohl wachsen und gedeihen könnte, wäre nur nicht schon so viel Unkraut da und allerlei Dornen, die nehmen dem guten Samen den Saft weg und ersticken ihn zwischen sich. So geht er da auch verloren. Aber wenn

er auf guten, wohl zubereiteten Boden fällt, wo er eindringen und wurzeln und Nahrung finden kann und vom Unkraut nicht erdrückt und erstickt wird, da bringt er viele gute Frucht, dreißigfältig, sechzigfältig und gar hundertfältig. Das ist dann etwas Herrliches, ein solcher Samen, daß man sich gar nicht genug darüber wundern und freuen kann.

Gerade so geht es mit dem Worte Gottes, diesem Samen der Früchte, die bleiben in's ewige Leben. Das Wort Gottes kann auch keine Frucht bringen, es kann auch nicht wirken, wenn es auf einen harten Herzensboden fällt, über den die Welt und die Sünde gelaufen ist und hat ihn hart getreten. Es kann ja nicht eindringen, wo die Menschen mit ihrem Unglauben oder ihrem Leichtsinn und Spott es von sich weisen. Und solche Leute gibt es heutigen Tages viele. Ja, es hat vielleicht nie eine Zeit gegeben, in der mehr eigentliche Verstockung und geistliche Abgestumpftheit gewesen wäre als heutzutage. Da ist bei vielen Tausenden auch nicht der geringste Eindruck zu machen. Dem, was den gläubigen Christen heilig und werth ist, begegnen sie mit Hohn und Lachen. Nie gab es eine Zeit, in der man leichtsinniger sündigte und frivoler den Ruf zur Buße von sich wies als unsere Zeit. Das Wort Gottes ist diesem Geschlecht ein Mährchen und wir Prediger gelten als Lügner. Was man solchen Kindern des Weltgeistes auch aus Gottes Wort sagt, der Satan kommt sogleich und schlägt seine schwarzen Schwingen um sie und nimmt die Saatkernlein des Wortes Gottes wieder weg.

Bei Anderen geht es mit der Wirkung des göttlichen Samens nicht tief genug und darum kommt es bei ihnen auch zu keiner Zeitigung und Frucht. Es fehlt bei ihnen nicht an einer gewissen Anerkennung der Wahrheit. Das Wort zeugt in ihren Herzen und Gewissen für sich selber. Und sie setzen ihm darum auch gerade keinen Trotz oder Hohn und Spott entgegen. Sie lassen sich die göttliche Predigt recht wohl gefallen und bilden sich wohl schon etwas darauf ein, daß sie ihr Beifall schenken. Ja, sie werden zu Zeiten dadurch auch bewegt und gerührt. Das Unglück ist nur, daß es nicht weiter kommt, sondern eben nur dabei bleibt. Bei der nächsten Anfechtung fallen sie ab. Hinter all der Rührbarkeit und dem Beifall liegt der harte Fels des

bösen, sündlichen Willens und der angewohnten Neigungen, Leidenschaften, Sünden und Laster. Sie wären gerne gottselige Leute, aber der nächste Anlaß zeigt, daß sie doch vielmehr weltselig sind und nicht ernstlich anders werden wollen. Zu einer wahren Buße und Bekehrung gelangt es nicht. Der innerste Herzensgrund bleibt doch hart und unbewegt und zu einem rechten ernsten Brechen mit der Sünde und zum Aufsichnehmen des Kreuzes Christi und zum Wandel in Selbstverleugnung kommt es nicht. Da kann man sehen, wie wenig auf den bloßen Beifall zum Worte Gottes und auf die bloßen frommen Erregungen und Gefühle zu halten ist. So gibt es viele Menschen, die ihre guten frommen Stimmungen und Andachten haben, aber zu den „rechtschaffenen Früchten der Buße" bringen sie es nicht. Sie wissen das auch gar wohl selbst, aber begnügen sich mit dem frommen Schein und gehen in einer unglückseligen Selbsttäuschung dahin.

Endlich gibt es auch Leute, bei denen der gute Same des Wortes Gottes einen recht guten Boden finden und viele Frucht bringen könnte, wenn nur nicht bereits so viel Unkraut gar üppig darauf wucherte. Es sind das meistens im bürgerlichen Leben ganz respektable Leute und sie erzeigen dem Evangelium eine gewisse Hochachtung und gehört bei ihnen zum guten Ton, doch auch in die Kirche zu gehen. Aber sie sind eben leider so tief mit der Welt verwachsen, daß die Predigt des Wortes Gottes nicht darüber Herr wird. Sie stecken so ganz drin in Geschäften und Sorgen des Weltlebens, sie haben so viele gesellschaftliche Beziehungen und müssen bei so viel Partieen und Lustbarkeiten und Gelegenheiten mitmachen und dagegen darf doch die Frömmigkeit nicht aufkommen. Sie kommt auch nicht dagegen auf. Das Wort Gottes will aus diesen Weltlingen geistliche Menschen machen, die auch ihr Kreuz auf sich nehmen, warm für die Sache Gottes und sein Reich auftreten und auch dafür Herz, Mund und Hand haben. Allein so weit lassen sie die Predigt nicht an sich heran. Sie halten sich die Wahrheit immer etliche Schritte von der Seele und so kommt es dann bei ihnen auch zu keiner rechten Aenderung des Herzens und Lebens.

Ist es nicht schade um den verlorenen Samen? O wie viel könnte

doch das Wort Gutes in der Welt wirken, wenn die Menschen es recht als die Gnadengabe Gottes erkennten und ihm ein williges, gehorsames Herze entgegenbrächten, es so aufnehmen und treu bewahren und dann Früchte bringen würden in Geduld!

Nun laßt uns auch bedenken, was die Welt wäre, was aus ihr und uns würde, wenn wir diesen Samen nicht hätten. So viel daran verloren geht, so geht doch nicht Alles verloren und was derselbe noch wirkt, das ist das Beste, was wir der Welt wünschen können, nämlich Frucht in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, in jeglicher Tugend, in der Liebe Gottes und des Nächsten, in herzlicher Barmherzigkeit und Freundlichkeit, in Geduld im Leiden, in Allem, was irgend eine Tugend oder ein Lob ist.

Eben darum haben wir im Worte Gottes einen großen werthvollen Schatz, der in unsere Hand gelegt ist. Mit diesem Schatze sollen wir wohl haushalten. Auf den Acker unserer Herzen wird der Same gestreut. Was für Herzen bringen wir ihm entgegen? Wie nehmen wir ihn auf? Was ist von den Früchten dieses guten Samens an uns und unter uns zu sehen? Darüber werden wir einmal eine gar schwere und ernste Verantwortung zu geben haben. Darum haben wir uns selber vor Gott recht ernstlich zu prüfen. Ein einziges Wort kann schon ein Saatkorn sein, das aufkeimen und wachsen und vielen Segen stiften kann. Eine einzige göttliche Wahrheit kann der Anfang einer heilsamen Umwandlung des ganzen Herzens und Lebens werden. Wir hören aber und wissen so viele köstlichen Worte und Wahrheiten. Wenn nun das Herz nicht recht bestellt ist, so ist das Alles verloren an uns. Das wird uns einmal gerade recht schwer auf's Herz fallen. Der liebe Gott will ja unsere Herzen auf allerlei Weise zurüsten, daß wir sein Wort fassen und behalten mögen. Ach, daß wir weise wären und bedächten, was uns zum Frieden dient!

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Amen.



Am dritten Sonntag in den Fasten.

(Evang. Luc. 11, 14—28. Text: Matth. 16, 22.)

Da sprach Jesus zu seinen Jüngern: Will mir Jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir.

Wahrlich, der Herr hat ein vollkommenes Recht gehabt, also zu seinen Jüngern zu sagen. Denn er hat das Verleugnen und Kreuztragen nicht nur gefordert von ihnen, sondern hat viel mehr verleugnet als sie je zu verleugnen hatten, und ein viel schwereres Kreuz getragen als sie je trugen. Er kam in diese Welt, nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene und gebe sein Leben zum Lösegeld für Viele. Er wurde arm, auf daß wir durch seine Armuth reich würden. Füchse haben Gruben, Vögel haben Nester, aber des Menschensohn hatte nicht, wo er sein Haupt hinlegte. Und Er, der doch über Alle war, wurde Aller Diener. Er suchte nicht der Welt Wollust, Glanz, Ehre und Ansehen. Vielmehr entäußerte er sich selbst und erniedrigte sich und ging in Knechtsgestalt und ward gehorsam bis zum Tod, ja zum Tod am Kreuze. Er, obwohl er Gottes Sohn war, lernte Gehorsam an dem, das er litte.

Eben darum hat Er ein ganz besonderes Recht, seinen Jüngern — und zu denen wollen auch wir gehören — zuzurufen: Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich und f o l g e m i r n a c h!

Manchmal sagt ein einzig Wort mehr als ganze Bücher. Unser Text ist ein solches Wort. Ich denke, er gehört zu den Sprüchen, die wir Alle wissen, ja, schon lange wissen. Ich sollte denken, daß auch kein Kind in unserer Mitte ist, das dies Wort aus dem Munde unseres Heilandes nicht wüßte. Da wissen wir mehr vom Christen-

thum als wir aus vielen hunderten von Büchern lernen könnten, die auch vom Christenthum und über's Christenthum mögen geschrieben sein. In dem kleinen Wort steckt ein gar großes Stück vom Christenthum. Ja sogar, wer das nicht einsieht, der sieht überhaupt nicht viel ein vom Christenthum. Aber freilich, wissen kann man das Wort. Ob wir's auch recht erkennen in seiner Bedeutung, fassen in's Herz, aufnehmen in den Willen, üben im Leben, das ist die Frage.

Hier ist gerade der Fels der Aergerniß, der Stein des Anstoßes. Daran hat sich Petrus gestoßen, als der Herr von seinem Verleugnunsweg und Kreuzesgang redete. Eben darum stellt es der Herr so fest hin, daß man ohne Verleugnen und Kreuztragen gar nicht sein Jünger sein könne. An nichts Anderem am ganzen Evangelium nehmen die Leute so viel Anstoß als an diesem Punkte. Ich glaube, daß ihnen der Unglaube lange nicht so viel Schwierigkeiten macht als der Unwille. Leute, die von ihrem Nichtglaubenkönnen so viel Wesens machen, halten sich oft an die allerlächerlichsten Dinge des Aberglaubens. Das wird ihnen gar nicht schwer. Geister können sie citiren. Das glauben sie. An's Evangelium glauben sie nicht. Nein, der Keim der Sache liegt anderswo, er liegt am Unwillen, in den Verleugnungsweg zu treten, auf dem der Herr uns Allen voranging, und ihm das Kreuz nachzutragen.

Gewiß aus dem innersten Wesen des Christenthums heraus ist dies Wort gesprochen, aus seinem Herzen heraus. Christi Reich und Sache ist nun einmal nicht von dieser Welt. Wer sich zu ihm halten will, muß eben redlich die Welt lassen, sich verleugnen und sein Kreuz tragen.

Um so wunderbarer, um so erstaunlicher und um so ermuthigender ist es darum, daß sich doch so Viele gefunden haben, die in Verleugung und unter dem Kreuz dem Herrn nachgegangen sind. Da ist der Mann Petrus selbst, der anfangs so leidensscheu war und vor dem Kreuz das Kreuz machte. Wie kräftig hat er nachher den Herrn bekannt, und wie freudig ging er von des Rathes Antlitz mit seinen Leidensgenossen, daß sie würdig gewesen waren, um des Namens Jesu willen Schmach zu leiden! Und ihm folgte auf demselben Pfad der *Verleugung und des* Kreuzes eine Schaar, die Niemand zählen kann,

die um des Namens Jesu willen der Welt ein Spott wurden und unter Hohn und Verachtung und Hunger und Durst und Blöße und Schlägen und Lebensqual auch im Leiden ihrem Meister ähnlich wurden. Jetzt aber sind sie gekommen aus Trübsal und Angst und haben ihre Kleider gewaschen und haben sie helle gemacht im Blut des Lammes. Darum stehen sie vor dem Throne des Lammes. Das Lamm aber leidet und weidet sie und Gott wischet ab alle Thränen von ihren Augen. Ist denn von uns auch je so viel Verleugnung gefordert, uns je um des Namens Christi willen je ein so schweres Kreuz aufgelegt worden, als wovon jene Schaar der Apostel und Evangelisten und der ersten Blutzeugen des Herrn in ihren Tagen wußten? Ihnen ist's so schwer geworden, uns wird's so leicht gemacht, Christen zu heißen. Und doch, wie weichlich sind wir gegen uns selbst! Freilich, jene ersten Zeugen standen in einer solchen Kraft des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung, daß sie sagen konnten: In dem Allen überwinden wir weit durch den, der uns stark macht, nämlich durch Christum.

Klar ist, daß der Herr mit seinem Worte von der Verleugnung und vom Kreuztragen Niemand abschrecken will. Nur will er die, die einmal sich daran machen und seine Jünger werden wollen, und es für der Mühe werth halten wollen, auch nicht täuschen. Sie sollen wissen, was man von ihnen erwartet. Und zwar Alle sollen das wissen. Denn der Weg der Verleugnung und des Kreuzes ist der Weg für alle seine Jünger. Alle, sie mögen sein wer sie wollen, sind willkommen, aber auf diesen Weg müssen sie treten. Mag Einer ein Pharisäer gewesen sein, wohl ihm wenn er es nicht mehr ist; aber seine vorherige Selbstgerechtigkeit muß er jetzt verleugnen und in der Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit unter Gottes gewaltige Hand sich beugen, in wahre Buße eingehen, glauben daß Christus eben auch um der Pharisäer willen gestorben ist und in aller Demuth ihm nachfolgen und auf die vom gekreuzigten Heiland kommende Gerechtigkeit sich verlassen. Ist vorher gar noch allerlei Heuchelei in ihm gesteckt, so muß er dies und alle Unlauterkeit von nun an, als ein Jünger, gründlich verleugnen, denn in Christo ist alles ein ernstes, redliches Wesen, ohne Falschheit und leeren Schein. Ist einer zuvor ein Sadducäer

gewesen und ist die Welt und die Augenlust, Fleischeslust und das hoffärtige Wesen bisher sein Gott gewesen, an den er allein glaubte und dem er diente, so muß er, es koste was es wolle, von diesen Götzen abfallen, und lernen verleugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste und züchtig, gerecht und gottselig leben in dieser Welt. Er muß anfangen nicht mehr weltselig, sondern gottselig zu denken und zu reden und zu handeln. Hat einer zuvor als ein Zöllner gelebt und als ein Sünder betrogen, so muß er es machen wie ein Zachäus und bereuen, erstatten und muß alle Unehrlichkeit im Handel und Wandel hassen und lassen, und viel lieber ein armer ehrlicher als ein reicher unehrlicher Mann sein wollen. Verleugung kostet's den alten Adam, aber es ist auch der Mühe werth. Hat Einer sich vorher vor den Menschen gefürchtet, wie ein Petrus dort im Palast des Hohenpriesters, daß sein Heldenthum auch vor einer Magd reißaus genommen, so muß er jetzt als ein Jünger Christi lernen sich fürchten vor Gott, nicht aber vor den Menschen und mit dem bekehrten Petrus seinen Heiland recht kräftig bekennen vor Tausenden und vor Rathsherrn und Richtern.

Kurzum der Weg ist für alle ohne Ausnahme derselbe. Es gilt Verleugung und Kreuztragen, und es gibt dafür auch gar keinen Ersatz. Du bist getauft. Das ist unendlich viel werth. Jetzt hat dich Gott angenommen als sein Kind und will dir Vergebung der Sünden, Leben und ewige Seligkeit geben. Das ist alles ganz herrlich. Aber vergiß nur nicht, daß du in den Tod Christi getauft bist. Sieh wie dein Heiland um deinetwillen alles verläugnet hat bis in den Tod, den Tod am Kreuze! Darum verbindet dich deine heilige Taufe, daß du hinfort die Sünde nicht herrschen lässest in deinem sterblichen Leibe, sondern daß du in Verleugnung dein Kreuz deinem Heiland nachtragest. Du bist confirmirt. Das ist ganz gut. Man hat dich in den Wahrheiten der christlichen, alleinseligmachenden Religion unterrichtet, du hast dich inmitten der Gemeinde vor Gott und Menschen zum Glauben an Christum bekannt und hast einen christlichen, erbaulichen Wandel gelobt. Man hat über dir unter Händeauflegung gebetet, daß der himmlische Vater die werthe Gabe seines heiligen Geistes in dir erneuern, mehren und stärken möge.

Jetzt ist's wahrhaftig an dir zu zeigen, daß du in Verleugnung fliehest die Lüste der Jugend und ergreifest das ewige Leben. Sonst zeigst du daß du nicht confirmirt, nicht geistlich gestärkt und im Guten befestigt bist, und deine Confirmation selber schlägt dir nicht aus zum Segen, sondern zum Fluch. Du genießest das heilige Abendmahl. Ganz recht, wenn du bußfertig und gläubig dabei erscheinst, ehrfurchtsvoll und dankbar des Leibes und Blutes Jesu Christi theilhaftig und der Vergebung deiner Sünden versichert wirst. Aber vergiß nicht, daß du dabei den Tod deines Heilandes verkündigest, nämlich daß auch deine Sünden dem Herrn Jesu den bittern Tod am Kreuze gebracht haben. Und du wolltest ferner der Sünde dienen und den Lüsten des Fleisches fröhnen? Er verläugnete alles und trug des Leidens Pein, und du wolltest dem Fleische leben, statt den alten Adam auch zu kreuzigen, sammt seinen Lüsten und Begierden? „Fällt mir etwas Arges ein, denk ich nur an deine Pein, die erlaubet meinem Herzen mit der Sünde nicht zu scherzen.“ — Du gehest in die Kirche und hörest die Predigt von Christo. Und du hörst sie gerne. Ganz wohl. Und wenn du eine rechte Predigt hörst, so wird sie dich durch die enge Pforte und auf den schmalen Pfad weisen und dir sagen: „Durch Verleugnung mußt du gehen, willst du Christi Reichthum sehen.“ Und das wird dir auch heute wieder gesagt. So ihr Solches wisset, selig seid ihr, so ihr es thut. Selig sind, die Gottes Wort hören und bewahren!

Also ist nichts gewisser, als daß es kein wahres Christenthum gibt ohne Verleugnung. Verleugnung aber gibt es auch nicht, ohne daß wir verleugnen wollen. Und damit muß es uns Ernst, redlicher Ernst sein, heute, morgen und alle Tage.

Wie viel darauf ankommt, geht aus den Worten unseres Textes hervor. Der Herr sagt: So Jemand mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich! Das heißt doch offenbar, Wer das Eine will, muß auch das Andere wollen; Wer mir nachfolgen will, muß auch sich verleugnen und sein Kreuz tragen wollen. Es kommt also Alles am Ende auf den Willen an.

Und das ist auch so. Nur mußt du nicht denken, daß es sich da um gar nichts Anderes handle, als um deinen natürlichen, angeborenen Wil-

len. Mit dem ist nichts anzufangen. Mit dem ist nicht weiter zu kommen. Der bringt's höchstens dazu: „Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht.“ Nein, Fleisch und Blut sind verkauft unter die Sünde und werden das Reich Gottes nicht ererben. Aber ich rede gar nicht zum bloßen Menschen, der Fleisch ist vom Fleische geboren und sonst nichts. Ich rede zu dem Menschen, an welchem die Gnade Gottes sich kund gegeben hat, der unter dem kräftigen und lebendigen Worte Gottes steht und an dem eben damit der Geist Gottes sich nicht unbezeugt gelassen hat und lässet. Da ist allerlei Erkenntniß der heilsamen Lehre in die Seele gedrungen; da stehen vor dir gar nicht nur die Weltbilder mit ihrem bunten, betrügerischen Farbenspiel. Nein, da steht vor dir dein Gott und sein heilig Gebot, dein Heiland und seine Liebe bis zum Tod am Kreuz und seine ganze Herrlichkeit in seinem Leben, Leiden, Sterben, Auferstehen und sein ganzes Beispiel, das er uns gegeben, und sein himmlisches Wesen und siehe — dir ist Etwas von der Herrlichkeit des Neuen Lebens aufgegangen und der natürlichen Weltliebe und den Trieben des Fleisches ist in dir eine Macht gegenüber getreten und der Anfang, daß du „geheiliget werdest in der Wahrheit“ (Joh. 17, 17. 19.) ist gemacht. Warst du vorher unwillig zum Guten, so machet der liebe Gott selbst dich jetzt willig, so daß du sagen kannst: „Seine Gebote sind nicht schwer.“ Also sollst du auch jetzt von diesem durch Gottes Macht in dir erneuten Willen einen um so treueren Gebrauch machen und dieß erweisen im Verleugnen und Kreuztragen.

Man kann Niemand auf dem schmalen Wege weiter schieben oder darauf gehen machen. Jeder muß selber darauf gehen wollen. Kräfte zum gehen will der himmlische Vater gerne Jedem geben, der ihn darum bittet. Aber Gebrauch davon müssen wir selber machen.

Nun ist ja ganz gewiß, daß die Menschen überall Vieles und Großes durch ihren Willen ausrichten. Und so kommt nun auch im Reiche Gottes gar viel darauf an. Darum sagt der Heiland: So Jemand mir nachfolgen will. Ein Mensch mag für einen gewissen Lebensberuf Vieles gelernt haben. Er mag schöne Kenntnisse, richtige Ansichten, ein gutes Urtheil, allerlei Erfahrung besitzen. Und das Alles kann viel werth werden. Aber wenn es ihm am rechten festen, aus-

dauernden, durchgreifenden Willen fehlt, so ist alles Andere ein todtes Capital, das keine Zinsen trägt. Ausüben und im Leben tüchtig anwenden, das ist die Sache. Dazu gehört ein entschiedener Wille. Ein Mensch soll einen Lebensberuf ergreifen. Nun stellt er allerlei Berufsarten vor sich. An jeder sieht er gewisse Vortheile, aber auch an jeder gewisse Nachtheile. Nun denkt er und überlegt er hin und her. An dem einen Beruf behagt ihm Dieß nicht, an dem andern Jenes. Hier hat er Dieß zu tadeln, dort Jenes. Und über diesem Hin- und Herlegen und Ueberlegen wird gar nichts aus der Sache. Dem Menschen fehlt's nur an Einem, nemlich an einem festen, energischen Willen. Und wenn er den nicht gewinnt, wird er es auch sonst zu nichts in der Welt bringen. Schwierigkeiten gibt's überall. Deshalb hat man einen Willen, um die zu überwinden. Und so auch im Christenthum. Es kommt vor Allem auf einen festen, starken, redlichen Entschluß an: Ich will Christo nachfolgen! Und es kommt darauf an, diesen Entschluß unverbrüchlich festzuhalten und treu auszuführen. Was du gelobest, das halte!

Nun wär es freilich ein sehr bedenklich Ding, wenn das ganze Christenthum gar nichts Anderes wäre als nur Verleugnen und Kreuz tragen. Da möchte wohl auch dem Allermuthigsten der Muth vergehen, ein Christ zu werden. Aber so verhält sich die Sache gar nicht. Unser Heiland selber sagt: Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht. Er legt uns in seiner Nachfolge keinen ungebührlichen Druck und harte Bürden auf. Er will, daß wir nur das meiden, lassen, verleugnen sollen, was uns doch nur Schaden bringt. Und die lieben Apostel sagen uns auch, daß alle Gabe Gottes gut und nichts verwerflich ist, das geheiligt wird mit Danksagung und Gebet. Am allerwenigsten wird von uns gefordert, daß wir uns gar allerlei selbsterwählte Pein auflegen müßten, um dadurch unsere Seligkeit zu erwerben. „Alles ist euer, ihr aber seid Christi!" Das sagt Alles. Alles gehört uns, Alles steht uns frei, was mit der rechten Liebe Gottes und des Nächsten harmonirt. Wir sind Herren über Alles, so lang wir nur Christum recht Herr über uns sein lassen. Unter ihm sollen wir leben in seinem Reich und da ist Friede, Gerechtigkeit und Freude im heiligen Geist. Da stehen wir im Bunde eines guten Gewissens

mit Gott. Da danken wir Gott alle Tage, „daß er uns erlöset hat von der Obrigkeit der Finsterniß und hat uns versetzt in das Reich seines lieben Sohnes, an welchem wir haben die Erlösung durch sein Blut, nemlich die Vergebung der Sünden.“ Möchte jetzt auch ein Einziges unter uns, das geschmeckt hat wie freundlich der Herr ist, das die Kraft des Wortes Gottes erfahren hat und wieder und wieder erfahren darf, das unter der heilsamen Zucht des Geistes Gottes steht, etwa den guten Pfad der Nachfolge Christi verlassen und auf den breiten Weg treten? Könnte Eines unter uns denken, daß es irgend dabei wahren Gewinn machen würde? Nein, wir haben einen guten Meister und wollen uns recht gerne mit Maria zu seinen Füßen setzen. Wir haben einen treuen Hirten und wollen uns von ihm auf grünen Auen und zu frischen Wasserbächen leiten lassen. Wir haben Etwas von seinem Leben in uns. Wir haben Gemeinschaft mit dem Vater durch Christum. Wir dürfen der Freiheit mitgenießen, damit uns Christus befreiet hat. Wir dürfen herzlich beten: Abba, lieber Vater! Und der Apostel hält uns vor, daß, so wir Kinder sind, so sind wir auch Erben, nemlich Miterben Jesu Christi. Darum: Freuet euch in dem Herrn allewege und abermals sage ich: Freuet euch! Eure Lindigkeit lasset kund werden allen Menschen. Sorget nichts. Der Herr ist nahe!

Jetzt sollte man denken, solche Erfahrung von dem reichen Segen im Glauben an den Herrn und von den geistlichen Gaben in himmlischen Gütern, die er den Seinigen schenkt, und die ganze Anwartschaft auf das selige Erbtheil der Kinder im Lichte wäre auch etwas Verleugnung und Kreuztragen werth. Der alte Adam natürlich wird immer wieder gereizt und gelockt und wehrt sich gegen's Verleugnen und Kreuztragen. Aber der neue Mensch muß über ihn Herr werden und der Geist muß stärker sein als das Fleisch. Es wird nun eben einmal überhaupt nichts Rechtes in dieser Welt ohne Verleugnung. Die Natur selbst lehrt uns das. Sieh an die kleinen Vögel unter dem Himmel. Jetzt kommt der Frühling bald wieder. Da bauen sie ihre Nester. Und wenn sie denn einmal Junge haben, dann fliegen die Alten vom Morgen bis zum Abend aus und ein und suchen da und suchen dort und tragen zusammen und füttern ihre hungrigen Jungen.

Und sie selber werden über der Arbeit ganz mager und brechen sich am eignen Munde ab und ruhen und rasten nicht. Ist das nicht Verleugnung? Wenn du krank bist und gehst zu einem erfahrenen und sachkundigen Arzte und der schreibt dir vor, daß du Dieß nicht essen und Jenes nicht trinken dürfest, so lieb dir dein Leben und deine Gesundheit ist, was wärest du für ein Schwächling, wenn du dich nicht seiner Anordnung gemäß soweit verleugnen könntest! Wenn ein Mann es im Leben weiter bringen will, darf er sich denn Alles gestatten? Nein. Der Mann, welcher Weib und Kind zu Hause sitzen läßt in Hunger und Kummer, während er sein verdientes Geld jeden Abend im Wirthshaus bei Wein und Bier und bei Würfel und Kartenspiel, oder sonst in Saus und Braus hinauswirft, um seines Lustgenusses willen, der ist ganz einfach ein — Lump. Man hat vor Niemand Respect, der nicht lernen will, sich selber verleugnen. Wer ein Amt oder einen Beruf hat, muß nicht seine Bequemlichkeit oder seinen Genuß oder sein Belieben voransetzen, sondern mit Selbstverleugnung seines Amtes und Berufes warten.

Gerade so müssen wir auch als Christen die Selbstverleugnung üben und uns dies Kreuz gerne gefallen lassen. Und Anlaß ist dazu da jeden Tag und jede Stunde. Wir müssen verleugnen unsere fleischlichen Triebe und Begierden, oder wir fallen in die jammervollste Sklaverei. Wer Sünde thut, der wird der Sünde Knecht. Wir müssen verleugnen unsere besonderen, uns angeborenen Fehler, bösen Neigungen oder Schwachheiten, wie es die Welt nennt. Bist du heftig von Natur, so mußt du lernen, an dich halten. Denn des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Bist du von Natur rauh und grob: ei, siehe, da thust du oft wehe und hast kein Recht dazu. Selig sind die Sanftmüthigen, denn sie werden das Erdreich besitzen. Bist du gar empfindlich und leicht verletzt: du mußt das verleugnen und nicht nach eitler Ehre geizig sein; auch suchen, deinen Nächsten zu „entschuldigen, Gutes von ihm reden und Alles zum Besten kehren". Hast du böse Gewohnheiten an dir, so hilft Alles nichts — die müssen verleugnet, ernstlich bekämpft, abgelegt werden. Du mußt verleugnen deine Zunge, daß sie nicht Alles sagen darf, was sie will. „Behüte deine Zunge vor Bösem und deine Lippen, daß sie

nicht falsch reden.“ (Ps. 34, 14.) „O daß ich könnte ein Schloß an meinen Mund legen und ein fest Siegel auf mein Maul drücken, daß ich dadurch nicht zu Fall käme und meine Zunge mich nicht verderbte!“ (Sir. 22, 33.) „Ich sage euch, daß die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gerichte von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.“ (Matth. 12, 36.) Du mußt verleugnen deine Ohren. „Neige deine Ohren und höre die Sprüche der Weisen.“ (Spr. 22, 17.) „Gib dein Herz zur Zucht und deine Ohren zu vernünftiger Rede.“ (Spr. 23, 12.) „Böse Geschwätze verderben gute Sitten.“ (1. Cor. 15, 33.) Du mußt verleugnen deine Augen. „Aergert dich dein Auge, so wirf es von dir.“ (Marc. 9, 47.) Du mußt verleugnen Hand und Fuß. „So dich deine Hand ärgert, so haue sie ab. Aergert dich dein Fuß, so haue ihn ab. Es ist dir besser, daß du lahm zum Leben eingehest, denn daß du zwei Füße habest und werdest in die Hölle geworfen, in das ewige Feuer.“ (Marc. 9, 43. 45.) Du mußt verleugnen deinen Verstand. „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand.“ (Spr. 3, 5.) Du mußt verleugnen deine Vernunft und sie gefangen geben in „den Gehorsam des Glaubens“. (Röm. 4, 5.) Du mußt verleugnen deinen Willen. „Vater, nicht mein, sondern Dein Wille geschehe.“ Du mußt verleugnen deine Geldliebe. Denn „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne, nähme aber Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele wieder löse?“ (Matth. 16, 26.) Du mußt verleugnen deine Hartherzigkeit. „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“ (Matth. 5, 7.) Du mußt verleugnen deine Trägheit. „Seid nicht träge, was ihr thun sollt.“ (Röm. 12, 11.) „Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet.“ (Matth. 26, 41.) Du mußt verleugnen alle Selbstgerechtigkeit und Stolz. „Gott widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. So demüthiget euch nun unter Gottes gewaltige Hand, auf daß er euch erhöhe zu seiner Zeit.“ (1. Petr. 5, 5. 6.)

Genug. Wir sehen, daß es einem Christen nie fehlt an Anlaß *und Aufforderung,* sich selbst zu verleugnen. Und in all dieser Ver-

leugnung liegt für Jeden unter uns sein Kreuz. „Denn der Natur geht es gar sauer an, sich immerdar in Christi Sinn zu geben." Es geht gegen das Fleisch, gegen den alten Adam. Der will sich den Widerspruch des Geistes gegen seine böse, wilde, sinnliche, stolze, lieblose, rachsüchtige, ungöttliche Natur nicht gefallen lassen. Der wehrt sich für sein Leben und will seinen Eigenwillen haben und durchsetzen. Aber das kann ihm nicht gestattet werden. Wo man ihn herrschen läßt, ist's mit der Regierung schlecht bestellt. Darum muß er abgesetzt werden. Er taugt wohl zum Diener, aber gar nicht zum Herren. „Der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze." (Joh. 6, 63.)

Jetzt haben wir uns ernstlich zu prüfen, ob wir denn auch in Wahrheit dieses Wort unseres Herrn uns zur Regel für unser Leben und unsern Wandel nehmen. Wir dürfen die Sache ja nicht als eine Nebensache ansehen und betreiben. Der Herr stellt sie uns viel zu wichtig vor unsere Augen. Er sagt, daß wir, wenn wir uns nicht selbst verleugnen und das Kreuz, die Bitterkeit des Ertödtens des alten Adams uns nicht gefallen lassen wollen, uns nur gar nicht als seine Jünger ansehen sollen. Denn dann folgen wir ihm nicht nach. Und was soll denn unsere Jüngerschaft sein, wenn wir nicht in unseres Herrn und Meisters Fußtapfen treten? Von ihm wissen wir, daß er keine Welttage gesucht und daß er das schwere Kreuz, das ihm zu tragen aufgelegt war, nicht leidensscheu gemieden hat. Ihm war's um unser Heil, um unsere Erlösung „von allen Sünden, vom Tod und von der Gewalt des Teufels," um unsere ewige Seligkeit zu thun. In seinem Herzen wohnte und wirkte eine Liebe, die stärker war als Kreuz und Noth und Tod. Ach, daß doch auch in unseren Herzen mehr wäre von dieser Liebe, daß wir ihn auch lieben würden, wie wir sollten, wie er es um uns verdient hat! Dann würde uns das Verleugnen gar nicht so schwer fallen. Dann würden wir vom Reiz der Sünde auch viel weniger angefochten werden. Dann würden wir im Kampf der Verleugnung feststehen, männlich und stark, und das Kreuz, das dem Weltmenschen so verhaßte Kreuz, würde uns zum Zeichen des Sieges und der Ehre. O wie glücklich ist doch der Apostel Paulus zu preisen, der sagen konnte: „Es sei aber ferne von

mir rühmen, denn allein von dem Kreuze unseres Herrn Jesu Christi, durch welchen mir die Welt gekreuziget ist, und ich der Welt." (Gal. 6, 14.)

Darum wollen wir den lieben Vater im Himmel recht ernstlich und täglich bitten, daß er uns einen recht starken Glauben schenken wolle, daß wir mit demselben Fleisch, Welt und Teufel überwinden mögen und nicht hinuntersehen auf die Welt, die vergehet mit ihrer Lust, sondern unsere Häupter aufheben und emporschauen zu den Bergen Gottes, von denen uns eine ewige Hilfe gekommen. Wir wollen ihn bitten um eine recht herzliche, dankbare Liebe zu ihm, unserem Heiland, daß wir freudig und mit festem Willen auf dem schmalen Pfade im Verleugnungssinn ihm nachwandeln, der uns erworben und erkauft mit seinem heiligen und theuren Blut und seinem unschuldigen Leiden und Sterben. Wir wollen ihn bitten um die rechte Erleuchtung und die Kraft des heiligen Geistes, daß wir helle Augen haben, die sich durch den Betrug der Lust nicht trüben lassen; daß wir ein recht reges Gewissen haben, das kräftig warnt, mahnt und bestraft; daß wir einen festen Willen gewinnen, das Böse abzuweisen und die Verleugnung nicht zu scheuen und so dem Herzog unserer Seligkeit nachfolgen!

So laßt uns denn dem lieben Herrn
Mit Leib und Seel' nachgehen,
Und wohlgemuth, getrost und gern
Bei ihm im Leiden stehen;
Denn wer nicht kämpft, trägt auch die Kron'
Des ew'gen Lebens nicht davon.

Amen.



Erster Sonntag nach Ostern.

(Joh. 20, 19—31).

V. 19, 20: **Am Abend aber desselbigen Sabbaths, da die Jünger versammelt und die Thüren verschlossen waren, aus Furcht vor den Juden, kam Jesus, und trat mitten ein und spricht zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er das sagte, zeigte er ihnen die Hände, und seine Seite. Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.**

Das war ein unerwarteter, aber hochwillkommener Besuch. „Am Abend." So lesen wir. — Der Tag ist oft lange genug. Seine Plage ist oft groß genug. Es ist bei den Meisten viele Mühe und Arbeit drin und oft auch viele Verdrießlichkeit, viele Aufregung, viel Anlauf. Aber auch der längste Tag geht hin. Die Sonne fängt an, nach und nach längere Schatten zu werfen. Der Zeiger an der Uhr rückt vorwärts und endlich schlägt die Stunde, in der die müden Hände das Werkzeug weglegen und die Ruhe kommt. Der Feierabend ist da. Der Weltlärm verstummt, die Stille tritt ein und die Ruhe und Erquickung. Aus dem geschäftigen Treiben kehren sich die Schritte heimwärts. Lange haben die Kinder mit der Mutter auf den Vater gewartet. Endlich kommt er und freudig eilen sie ihm entgegen.

Also der Abend ist da. Was ist aber mit ihm anzufangen? Das ist gar keine gleichgiltige Frage. Im Gegentheil hängt davon sehr viel ab für die Familie und ihre Wohlfahrt und für den Einzelnen und den ganzen Gang seines Lebens. Es ist ganz bezeichnend für den im Hause waltenden Geist, wie des Hauses Glieder ihre Abende zu-

bringen. Es kommt oft gerade am Abend erst recht heraus, welches Geistes Kind Einer ist. Die Leute gehen da gerne ihrem Vergnügen, ihrer Erholung, ihrer Unterhaltung nach. Sie glauben nach des Tages Mühe und Arbeit ein Anrecht darauf zu haben. Das ist ja gar nicht zu bestreiten. Nur kommt's darauf an, wie man das Recht benützt, was man daraus macht. Und Unterhaltung bietet sich ja in gar reicher Abwechslung vielartig dar. Namentlich in einer großen Stadt fehlt es ja nicht an allen denkbaren Vergnügungen, erlaubten und verbotenen, unschuldigen und sündlichen. Jeder wird da finden, was seiner Art und seinem Bedürfniß entspricht. Aus der Welt der Wirklichkeit wenden sich Viele am Abend dem Schauspiel, einer Welt der Dichtung zu. Manche wollen in lärmender Lust den Ernst des Tages vergessen. Mancher schlägt sich am Abend die tiefsten Wunder, die ihm des Tage Plage nie gebracht hätte.

Wie „am Abend" die Jünger zusammen kamen, so bringt der Abend noch immer Freunde zusammen. Den Tag über hat Jeder zumeist genug mit sich selber zu thun. Da geht Jeder in seinem Beruf seinen Geschäften und Sorgen nach, und hat seine Aufgabe zu erfüllen. Was aber der Tag getrennt hat, das soll der Abend vereinigen. Man hat wohl manche Erlebnisse, manche Gedanken auszutauschen. Oft mögen die Gemüther den Tag über aufgeregt, schmerzlich ergriffen worden sein. Sie mögen sich am Abend einander trösten und im Vertrauen und Liebe erquicken. Da ist die Hausgemeinde beisammen. Was der Sonntag ist für die ganze Woche, das sei der Abend dem Tage. Was der Sonntag ist für die ganze Gemeinde, das sei der Abend für die Familie. So sollen Gatte und Gattin, Brüder und Schwestern, Verwandte und Freunde Feierabend halten. Kann der Abend für sie, wenn sie im rechten Geiste stehen, die lieblichste Zeit des Tages werden, so ist er die beschwerlichste für die, die Fremdlinge unter uns sind und zu keinem Hause gehören. Für sie bringt der Abend oft eben darum besondere Gefahren und Versuchungen und sie werden am Ende zu Hause, wo sie nie zu Hause werden sollten.

So sehen wir nun, daß der Abend jenes Tages auch die Jünger *des Herrn zusammen*führte. Es thut wohl zu wissen, daß für sie in

Jerusalem ein Haus offen stand, wo sie freundlicher Aufnahme gewiß waren und auch jetzt sich zusammenfinden konnten.

Und zusammen gehörten sie doch — was auch in den letzten Tagen geschehen sein mochte, als der Hirte geschlagen und die Schafe zerstreut wurden (Matth. 26, 31. Sachar. 13, 7). Es waren zu viele und zu theure Bande, welche ihre Seelen umschlangen, als daß sie sich nicht zu einander hätten hingezogen fühlen sollen. Und gerade jetzt um so mehr, da sie ihren Herrn und Meister verloren hatten. Miteinander hatten sie dieselben wundersamen Erfahrungen gemacht, seit sie ihn kennen lernten, durch den vor ihrem Auge ein ganz neues Licht auf die Welt und das Leben, die Zeit und die Ewigkeit fiel. Durch das, was sie von ihm, von seinem ganzen himmlischen, heiligen Wesen, von seinem vorbildlichen Wandel, von seinen Worten voll Geist und Leben in ihre Seele aufgenommen hatten, waren sie gemeinsam von ihm in die Arbeit genommen worden. Die Wunder und Zeichen, deren Zeugen sie wurden, erfüllten sie mit der Gewißheit, daß hier eine Offenbarung Gottes hervortrete, daß in der Welt etwas Neues, daß das Leben erschienen sei. Und war auch ihrer eigenen Erkenntniß noch Vieles und Großes verschlossen, lag Manches erst nur keimartig in ihnen, so waren diese wenigen Jünger eben doch der ganzen übrigen Welt weit und breit um sie her weit voraus. Sie trugen in sich die Zukunft und gerade ihnen war anvertraut, was die ganze Welt zu bewegen und zu erregen bestimmt war. Und Alles Herrliche, was sie gesehen und gehört von dem Worte des Lebens, das verdankten sie alle nur Ihm, den sie ihren Herrn und Meister nannten. Gleichmäßig waren sie alle seine Schüler. Er hatte sie zu sich gerufen. Um ihn hatten sie sich geschart. Lehre und Mahnung, Ermunterung und Bestrafung, Demüthigung und Warnung hatten sie gemeinsam aus seinem Munde empfangen. Auch das mußte sie unter einander verbinden. Und bei dem Allen konnte es gar nicht anders sein, als daß sie auch Eins waren in ihrer Verehrung für ihn, in ihrer Liebe zu ihm. Diese Verehrung und Liebe lag doch in der Tiefe ihrer Seele, so schmerzvoll auch die Schwachheit des Fleisches herausgetreten war, als sie alle flohen und ihn allein ließen. Gerade jetzt empfanden sie es mehr als je zuvor, wie viel Er ihnen doch geworden

war und wie arm und elend sie ohne ihn waren. Dazu kam, daß Er sie auch dadurch unter sich geeint hatte, daß er sie zu demselben Lebensberuf erwählte und ihnen dieselbe Bestimmung zuwies, nemlich, daß sie sein Evangelium der Welt verkündigen, daß sie Menschenfischer werden sollten. An denselben Erwartungen und Hoffnungen, die freilich den Gedanken ihres Meisters gar nicht entsprachen, hatten sie Antheil genommen und dieselbe Enttäuschung war ihnen allen geworden. Was eigentlich die Natur und das Wesen des Reiches Gottes sei, das hatten sie auch alle erst noch zu lernen. Alle waren von einem hohen Selbstvertrauen getragen worden und Allen ist dieselbe schwere Demüthigung zur Selbsterkenntniß geworden. Der Unterschied von Natur und Gnade hatten sie bisher noch nicht recht erkannt. Sie sollten ihn kennen lernen. Wahrlich diese Jünger hatten Alles gemeinsam und gehörten zusammen. Und nicht anders ist es mit Jüngern Christi auch heute noch. Je mehr sie sich in Ihm, dem Haupte der Gemeinde, und in der Wahrheit, die sie Ihm verdanken, Eins wissen, desto mehr wissen sie auch, daß sie zusammen gehören. Und darum sind ihnen auch die Zeiten und die Orte, in denen sie sich zusammenfinden können, werth und lieb. Darum „lasset uns unter einander unser selbst wahrnehmen mit Reizen zur Liebe und guten Werken und nicht verlassen unsere Versammlung, wie Etliche pflegen, sondern uns unter einander ermahnen, und das so viel mehr, so viel ihr sehet, daß sich der Tag nahet" (Ebr. 10, 24. 25).

Die Jünger hatten alle Ursache, recht innig zusammenzuhalten und fleißig zusammenzukommen auch deshalb, weil sie im Anfang einer neuen, erst werdenden Kirche und Gemeinde standen. Mehr als sie selber es wußten und sich darüber klar waren, standen sie im Begriff, sich von der alttestamentlichen äußerlichen jüdischen Kirche und Gemeinde zu trennen. Und wir wissen, daß diese Trennung ihnen bevorstand. Nicht, daß sie dieselbe wollten. Sie wurde ihnen aufgezwungen. Sie wurden von denselben Obersten des Volkes ausgestoßen, die den Herrn Christum den Heiden überantwortet hatten. Das Judenthum, das den Herrn der Herrlichkeit an's Kreuz schlug, war nicht der Glaube eines Abrahams, nicht der Geist aller rechten *Frommen des Alten* Testamentes, es war nicht das rechte Volk Got-

tes, sondern es war Welt geworden; Welt, die wider den Herrn und seinen Gesalbten feindselig sich stellte. Davon galt es allerdings auszuscheiden und sich auf dem neuen Glaubensgrund und Lebensgrund neu zu sammeln. Mit Wem aus jenem Judenvolk konnten sie denn noch wahre Gemeinschaft haben? Mit den Sadducäern, mit diesem fleischlichen, weltseligen Haufen? Nein; denn Christi Weg ist der Weg der Weltentsagung, des Absterbens und des Kreuzigens des Fleisches sammt seinen Lüsten und Begierden. Oder mit den Pharisäern? Nein, auch nicht. Denn vor deren Selbstgerechtigkeit und Heuchelschein und all ihrem Sauerteige hatte sie der Herr ernstlich gewarnt. Oder mit den Zöllnern? Nicht, so lange diese in ihrer Ungerechtigkeit blieben und es einem Zachäus nicht nachthun wollten. Mit den stillen, kindlichen frommen Seelen im Lande? O ja; die waren es aber seit eines Simeon und einer Hannah Tagen, die selber mit ihnen Gott dankten, daß ein Odem des Lebens endlich einmal wieder über das Gefilde Israels wehete und die todten Gebeine belebte; daß der Herr sein Volk in Gnaden heimgesucht hatte und daß der gekommen, der da war „das Licht zu erleuchten die Heiden und zum Preis seines Volkes Israel." Also merkten es die Jünger recht wohl, daß sich bereits Vieles und Großes zwischen sie und ihr eigenes Volk hineingeschoben hatte, Anderes aber sie unter sich eigenthümlich verband. Es ist in der That auch so: nichts setzt zwischen den Menschen eine tiefere Kluft als Unglaube und Glaube; nichts bindet sie fester an einander als Einheit im Glauben. In dem Herzen, das dieses großen Unterschiedes nicht inne wird, das sich auch in der Genossenschaft des Glaubensspötters und Christushassers freuen mag, fehlt es bei allem Vorgeben und Schein der Christlichkeit am wahren Christenthum und am Ernst der Gesinnung. Christus stimmet nicht mit Belial und am gleichen Joch mit den Ungläubigen können Christen nicht ziehen. Sie können freilich die Welt nicht räumen; sie sind in ihr, nur nicht von ihr. Aber sie gehören unter einander zusammen. Sie haben Theil an denselben großen Heilsgütern. Sie stehen auf demselben Glaubensgrund. Sie sind durch Glaube, Liebe, Hoffnung verbunden. Sie haben Eine Gnade, Einen Kampf, Ein Ziel, Ein Haupt, sie sind Glieder Eines Leibes. Sie sollen zusammenhalten

und sich unter einander lieben und ermuntern, trösten und lehren. Wenn man ein Häuflein Kohlen hübsch ordentlich zusammenhält, da bleiben sie heiß. Wenn man sie auseinander wirft, da werden sie alle bald genug kalt. Es ist so mit uns Christen. Jede Stunde, da wir im Namen unseres Herrn versammelt sind, erwärmt und kräftigt uns in unserem Glaubensleben. Wenn Einer einmal von der Gemeinschaft, von ihrem Segen, vom Gottesdienst der Gemeinde sich losreißt, das ist der Anfang vom Ende seines Glaubens. Er mag das anfänglich selber nicht denken noch wollen. Aber er wird zuletzt und vielleicht zu spät ausfinden, daß es doch so ist. Ein Thomas fehlte Einmal in der Versammlung. Der Schaden blieb nicht aus.

An jenem Tage hatten die Jünger freilich noch ganz besondere Ursache, sich zu versammeln in stiller Abendstunde. Denn an jenem Tage war ja die wundersame Kunde ausgegangen, daß ihr Herr und Meister, der da todt war, wieder lebe. Sie war schon am frühen Morgen ausgegangen. Vielleicht schüchtern sagte sie ein Jünger dem andern. Aber sie ging bald im Kreise der Jünger, auf gutem Zeugniß stehend, von Mund zu Munde, von Herz zu Herz. Diese Botschaft war so neu und so groß, daß dieser und jener wohl mehr staunte als freudig faßte und glaubte. Ein Thomas hört sie ja nachher aus vieler guten Zeugen Mund und kann sie doch nicht glauben — sie ist ihm zu groß, zu gut, zu herrlich. Er ist aber auf besonderem Wege zum Glauben gekommen. Wie sehr aber die Herzen aller Jünger erregt und bewegt waren, das mögen wir uns ja wohl denken. Sie waren schwankend zwischen Furcht und Hoffnung. Groß, unendlich groß lag die Zukunft wieder vor ihnen, aber es war ein Bild, über dessen Herrlichkeit noch ein Nebel seinen Schleier geworfen hatte. Umsomehr fühlten die lieben Jünger, gekommen aus Trübsal und Angst, aus viel Noth und schwerer Demüthigung, nun wie in einer Neugeburt stehend, das Bedürfniß, zusammenzukommen und die Herzen aufzuthun und die Gedanken auszutauschen. Denn weß' das Herz voll ist, davon gehet der Mund über. Wir wissen, daß vorher unter ihnen bisweilen Wünsche und Gedanken laut geworden waren, die nicht dazu angethan waren, die Herzen einander recht näher zu bringen und sie gegen einander *freundlich und friedlich* zu stimmen. Dazu konnte die Frage, welcher

unter ihnen der Größte sein sollte, die sie aufgebracht hatten, in keiner Weise dienen. Der Herr hat ihnen dergleichen ehrgeizige Gedanken auch ernstlich verwiesen. Jetzt wird davon gewiß nicht mehr die Rede gewesen sein. Sie waren Alle mit einander gar sehr gedemüthigt worden. Der Ehrgeiz und die Lust obenan zu stehen hatte allen Grund und Boden verloren, sich daran zu halten. Der Sturm, der über sie hinbrauste, warf sie Alle nieder. Er wirkte aber auch reinigend und läuternd und verband sie inniger unter einander. Und das ist eine Wirkung, welche Noth und Trübsal oft gehabt haben und noch haben mögen. Die Leute in manchem Hause werden es oft erst unter allerlei Anfechtung und Sorge recht inne, wie lieb sie einander haben. Wenn ein Glied des Hauses leidet, dann kommt oft erst an's Licht, wie werth Alle im Hause einander sind. Und wenn es vorher vielleicht manchmal schien, als ob sie wenig Antheil an einander nehmen, so hat gerade die Heimsuchung des Einen Alle in ein Mit-Leiden hineingezogen und die Herzen sind sich näher gekommen.

Ausdrücklich wird uns gesagt, daß an dem Hause, in welchem die Jünger bei einander sich befanden, die Thüren geschlossen waren aus Furcht vor den Juden. Wir wollen uns darüber nicht wundern. Diese Juden hatten sich allerdings so gezeigt, daß man Ursache hatte, Alles von ihnen zu fürchten. Die grausame Wildheit, die sie gegen den Herrn gezeigt hatten, konnte sich jetzt ebenso leicht und ebenso ungerecht auch gegen die Jünger wenden. Das hätten die Jünger nie geglaubt, daß ein solcher gottloser, teuflischer Geist in ihrem eigenen Volke wehe und herrsche. Er hatte sich aber schrecklich geoffenbart. Hohepriester, Oberste und Schriftgelehrte waren mit Mordgedanken und Falschheit umgegangen; sie hatten einen Verräther mit Geld erkauft und falsche Zeugen vorgebracht, um den Unschuldigen zu verdammen. Haß gegen die Wahrheit, gekränkter Ehrgeiz, Neid, Eifersucht und Rohheit des Herzens waren mit der Lüge in einen satanischen Bund gegangen, um den Herrn zu stürzen. Und in diesem bösen Geist wirkten diese Regenten und Richter der Juden auf das Volk ein und reizten es auf, um einen Mörder und Aufrührer Barrabas los, Christum aber an's Kreuz zu bringen. Daß es so schlecht mit ihrem eigenen Volke stehe, das hätten die Jünger wohl nie gedacht.

Aber gerade die Stunde und die Macht der Finsterniß mußten dazu dienen, auch ihnen die Augen über den Zustand der Welt und der Menschenherzen erst recht zu öffnen. Wahrlich da war mit allerlei Flickwerk und Besserung von außen her nichts auszurichten. Alle Herrlichkeit eines von außen her hingestellten Gottesreiches wäre nur die Uebertünchung eines Todtengrabes voll Pest und Fäulniß gewesen. Da bedurfte es einer Erlösung und Belebung im innersten Herzensgrund. Da mußte innen ein ganz neuer Grund und Boden gelegt werden. Da bedurfte es der Stiftung eines neuen, ganz andern Lebens, einer Wiedergeburt und Erneuerung. Und ehe diese kam, hatte man allerdings nichts Gutes zu erwarten, wohl aber viel Böses zu befürchten. Es war ganz gut, daß die Thüren verschlossen waren.

Und gut wäre es, wenn manche Thüren an manchen Orten verschlossen wären — aus Furcht vor den „Juden," das heißt den Feinden Christi und seiner Sache; aus Furcht vor der Welt und dem Weltgeist. Gegen äußere Verfolgung sind wir bis jetzt gesichert geblieben. Was die Welt wider die Kirche und Gemeinde und ihre Glieder spottet und vorbringt, das müssen wir uns in Demuth gefallen lassen. Und trifft die böse Zunge der Weltkinder einen faulen Fleck bei uns, so wollen wir's, statt mit Bösem zu vergelten, lieber zu Herzen nehmen und dabei besser zu werden suchen. Aber gegen den Geist der Welt und ihrer Kinder, gegen ihren leichtsinnigen Ton, gegen ihre Verachtung des Heiligen, gegen ihren Spott über das Wort Gottes, gegen ihren Haß gegen Christus und den schmalen Weg, auf den er uns in seine Nachfolge ruft, gegen die sündlichen Gewohnheiten der Welt wollen wir die Thüren zuschließen. Uns vor diesem Allen zu fürchten, dazu haben wir das vollkommenste Recht und alle Ursache. Schließ dein Haus gegen die Kinder des Unglaubens; sie machen nichts besser an dir und den Deinen. Schließ es zu gegen die, aus deren Mund faule Geschwätze kommen. Denn böse Geschwätze verderben gute Sitten. Schließe deine Ohren gegen Alles, was den evangelischen Grund deines Glaubens und Lebens antasten und zerstören könnte. Schließ deine Augen gegen Alles, was in deiner Seele unreine Gedanken, sündliche Begierden anregen könnte. Schließ dein Herz wider Alles, was den wahren, heiligen Frieden in dir stören,

dich mit deinem Gott entzweien und deiner Seele Schaden thun könnte. Es ist viel besser, wir haben vor der Welt Angst und schließen zu, als daß wir uns mit ihr gemein machen und ihr Freiheit und Zugang gestatten. Sie hat nichts Gutes im Sinn: Nur vergiß auch nicht, daß das Zuschließen nach außen wenig hilft, wenn der Feind schon drinnen ist. Und ist er nicht drinnen? Ist er nicht in Jedem von uns? Darum vor dem Feind Christi in uns selber haben wir uns auch und zuerst zu hüten und ihn müssen wir wohl verschließen und in Banden halten und mit Wachen und Beten drunten halten, daß er nicht ausbricht und Unheil anrichtet. Die Welt in uns bringt uns am meisten Schaden.

Die Jünger sind in der stillen Abendstunde bei einander. Sie sind recht froh, daß sie, seit sie ihren lieben Meister nicht mehr haben, doch unter sich in Frieden beisammen sein können. Und nach außen sind die Thüren verschlossen. Wer weiß, was sie dachten und redeten? Aber siehe da, mit einem Mal da steht Er selbst, der Herr, mitten unter ihnen. Wie hat's doch geschehen können? Wie ist es zugegangen? Wahrlich, Er ist's, Er selber leibhaftig. Und es fehlt nichts, er zeigt ihnen die Nägelmale und die Wunde in seiner Seite, Er ist es.

Also trotz der verschlossenen Thüren und durch dieselben kam er herein. Und wahrhaftig — Er ist seither durch manche verschlossene Thüre gekommen. Um Länder und Völker haben sie Mauern gebaut und alle möglichen Riegel vorgeschoben und dem Evangelium alle denkbaren Hindernisse in den Weg gelegt. Aber es war vergeblich. Das hat den Herrn Christum nicht abgehalten, bis in den Palast des Kaisers zu Rom zu kommen. Und dort hat ihn ein Mann eingeführt, dessen eigenes Herz selbst einmal wie mit einer eisernen Thüre gegen den gekreuzigten Nazarener verschlossen war. Wer hätte es denken sollen, daß der Saulus je noch ein Paulus und ein Christ und ein Apostel des Gekreuzigten werden sollte? Aber geschehen ist's, und es ist wunderbar vor unsern Augen. Christus ist in das gegen ihn verschlossene, mit der eigenen Gerechtigkeit und mit Haß gegen das Kreuz verriegelte Herze des Saulus hereingekommen. Saulus aber, als er war Paulus geworden, hätte den Herrn um alle Welt nicht wieder herausgelassen. So froh war er, daß er ihn drin hatte und

sein Heil und seine Gnade, daß er auch alle Herrlichkeit der Welt für Schaden und für Koth achtete, nur damit er Christum gewinne und in ihm erfunden werde.

Und derselbe Herr und Heiland kann auch durch die verschlossenen Thüren deines Herzens kommen. Ja, was noch besser ist, er kann nicht bloß, sondern er will auch. Darum ruft er auch dich heraus aus der Welt durch sein herrliches Evangelium. Darum klopft er an der Pforte deines Herzens an und will Eingang. Jetzt stehen in dieser lieblichen Frühlingszeit viele tausend Knospen an den Bäumen. Sie sind alle fest verschlossen. Aber die liebe Sonne weiß hineinzukommen. Sie sendet ihre milden warmen Strahlen durch Thüren und Riegel hindurch. Da regt sich's in der Knospe, sie schließt sich auf und breitet ihre Blüthe aus vor der Sonne und nimmt ihre Strahlen auf in sich. So kann auch der Herr Christus seine Liebe in unsere Herzen strahlen und uns erwärmen und gewinnen. Dann bricht das neue wahre Leben an.

Die Thüren um uns waren oft verschlossen gewesen. Draußen war die Welt. Wir aber waren versammelt wie die Jünger. Und wie oft ist der Herr zu uns gekommen, Er, der seine Verheißung erfüllt, daß wo wir versammelt sind in seinem Namen, er mitten unter uns sein will! Es ist recht gut, die Thüren verschließen vor der Welt und in heiliger Stille warten, daß der Herr komme. Und kommen will er, wo wir betend, in Andacht seiner harren.

Gewiß den Jüngern kam der Besuch des Herrn in jenem Augenblicke unerwartet. Aber hochwillkommen war er. Und dies um so mehr, da er ihnen so gar freundlich mit dem Gruße des Friedens entgegenkam. Und weil es ihm mit diesem Friedensgruße ein rechter Ernst war, hat er ihn besonders und mit Nachdruck wiederholt. Die Jünger hätten ja gar nichts dawider sagen können, wenn der Herr ihnen ihre Schwachheit und ihre Untreue vorgeworfen hätte, daß sie alle ihn in seiner schweren Stunde verließen. Aber er wußte, sie waren gebeugt genug und wollte ihnen nicht noch wehe thun. Da sieht man recht seine große Freundlichkeit.

Ach, daß die Menschen doch glauben und merken wollten, daß *Christus in die Welt* gekommen ist, um uns den Gruß des Friedens

zu bringen. Wo die Welt das Scepter über uns schwingt, da ist kein Friede. Sie regt uns auf. Sie weckt in uns fleischliche Begierden. Sie facht die Gluth böser Leidenschaften in uns an. Sie stellt gegen die Erkenntniß des guten Willens Gottes in uns hin den Zauber ihrer Lüste und bringt uns in die Entzweiung mit uns selbst. Sie dient mit ihren Reizen ihrem Fürsten, um uns zu bethören, zu betäuben, zu Fall zu bringen. Wir wissen das Rechte, aber thun das Schlechte. Sind wir gestürzt, so kommt hintendrein die bittere Reue und die Selbstanklage, das Jammergefühl unseres Elends (Röm. 7, 24). Da hat die Sünde, die vor der Thüre lag, ihren Willen gehabt und uns erfaßt und zerrissen. Wahrhaftig, da ist kein Friede. Und wenn wir vollends über die Reue, über die bittere, nachhinkende Selbstanklage im Sündendienst einmal hinaus sind, abgestumpft geworden sind, ungestraft darauf los sündigen und rechte Teufelsknechte geworden sind, ist denn hinter solcher fleischlichen Schwachheit oder in der Verstockung des Herzens ein wahrer Friede? Nein, weder nach innen noch nach außen. Die Gottlosen haben keinen Frieden. Es ist ein Feuer in ihnen, das frißt weiter und weiter und hat nie genug. Es ist ein Wurm, der nagt und bohrt bis in die innerste Herzkammer hinein. Und das werden sie nicht los, und vor dem Gedanken an Gott, Tod, Gericht und Ewigkeit fliehen sie wie vor Gespenstern. Wahrlich, da ist kein Friede.

Was für wunderbare himmlische Kräfte müssen doch ihr Werk thun, daß ein Mensch aus diesem friedlosen Jammerstand herauskommen mag! Aber geschehen kann es und geschehen ist es an Vielen. Und alles, was dazu gehört, ist in dem süßen Namen Christus bei einander. Da sind die Heilskräfte, die göttliche Lichtmacht und Liebesmacht. Christus, und nur Er kann eine Seele aus den Weltbanden und den Stricken der Sünde und des Todes herausführen und erlösen. Man muß ihn aber sein Werk thun lassen. Er zieht uns mit hinein in seinen Tod. Wir müssen den Glauben an die Welt und an uns selber aufgeben. Wir müssen in der Verzweiflung über uns selbst aufleben in seiner Liebe, uns freuen seiner Gnade und Gerechtigkeit. Vorher haben wir nur von ihm gehört und sind scheu ihm aus dem Wege gegangen. Jetzt kennen wir ihn selber. Jetzt wissen wir, daß

durch ihn Alles neu wird und wir Alles anders anschauen und uns erst in ihm das wahre Leben angebrochen und nur durch ihn uns ein zuvor nie gekannter Friede geschenkt ist, ein Friede Gottes, der höher ist als e Vernunft.

Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen. Das wollen wir gerne glauben. Vorher war über all ihre Erwartungen und Gedanken ein kalter Wintersturm mit eisigem Todeshauche hereingebrochen. Alle Farben waren erloschen. Alles war düster, traurig, trostlos geworden. Jetzt aber hörten sie nicht nur von ihm, nein, sie sahen ihn selber. Er war es; er war wahrhaftig aufgestanden. Sie hatten ihn verloren. Jetzt haben sie ihn wieder. Der helle Frühling voll Freude ist in ihre Seele eingegangen. Alles lebt wieder auf; anders liegt alles vor ihnen als sie einst sich's gedacht hatten. In seiner Verklärung wird auch die volle Klarheit in ihre Herzen kommen. Jetzt ist sein Sieg verbürgt, und mit ihm und durch ihn werden auch sie überwinden.

So wie die Jünger den Herrn damals und wie sie ihn zuvor oft sahen, können wir ihn jetzt nicht sehen. Aber ich hoffe, jenes Wort des Apostels Petrus wird doch auch von uns gelten: „Welchen ihr nicht gesehen und doch lieb habt, und nun an ihn glaubet, obwohl ihr ihn nicht sehet.“ Ja, Wer könnte auch Christus näher kennen, ohne ihn lieb zu haben? Es ist an ihm Alles gar herrlich und himmlisch, so voll von Gnade und Wahrheit, Geist und Leben, und es geht lauter Heil und Wohlthat und Heilung und Kraft, Trost und Frieden von ihm aus. Wer das weiß und erfährt, der kennt in aller Welt nichts Lieberes als Christum. Möchte man aber den, den man lieb hat, nicht auch sehen? Ei, freilich. Aber eben in diesem Erkennen dessen, was Christus ist und gibt den Seinen, liegt gerade auch schon ein Sehen und Schauen. Und so hat er sich uns auch schon gar oft und gar lieblich zu erkennen gegeben. So waren wir oft froh, ihn in unserer Mitte zu haben, versammelt als seine Gemeinde vor ihm. Und da stellte er sein Bild in unsere Seele hinein. Ihm aber gleicht unter Allen kein anderer.

Die Jünger wurden damals froh. Und sie blieben froh und ihre *Freude konnte Niemand* von ihnen nehmen. Und an dieser ihrer

Freude haben wir auch Antheil. Einst aber, an jenem großen Tage, wenn er, der Herr, offenbar werden wird in der Herrlichkeit am Abend der Tage, werden wir ihn sehen, wie er ist, und uns freuen mit unaussprechlicher Freude. Auf den Abend wird's ganz helle werden! Und man wird sagen: Da wurden die Jünger froh, daß sie den Herrn sahen.

Amen.



Fünfter Sonntag nach Ostern.

(Evang. Joh. 16, 23—30).

Luc. 11, 1: Und es begab sich, daß er war an einem Ort und betete. Und da er aufgehört hatte, sprach seiner Jünger einer zu ihm: Herr, lehre uns beten, wie auch Johannes seine Jünger lehrte.

Das Leben ist eine Schule. Und die Schule dauert so lang, als das Leben dauert. Man hat darin zu lernen ohne Aufhören und hat auch nie ausgelernt. Ein Kind fängt an zu lernen und lernt alle Tage und gar nicht bloß in der Schule. Und es lernt eigentlich viel mehr, als wir Alle. Der Mensch lernt in der That in den zehn ersten Jahren seines Lebens verhältnißmäßig mehr, als er je nachher lernt. Da gehen ihm die Augen auf über die ganze große, weite Welt, von der er vorher rein nichts wußte. Da lernt er die Dinge am Himmel, im Himmel, auf der Erde, in der Erde, im Wasser, in der Luft mit Namen nennen. Da merkt er, daß ihn die Welt um ihn her angeht und daß er zu den Menschen, die er sieht, in einem Verhältniß steht. Nun kommt die Schulzeit herein. Das ist ja ohnehin die Zeit des Lernens. Und es gibt für die schwachen Kindeskräfte da genug zu lernen, zu fassen, zu behalten, Aufgaben zu lösen, Versuche zu machen. Dann aber kommt erst die Lehrlingszeit, in der der

Junge für seinen besonderen Lebensberuf muß vorgebildet werden. Auch da gibt es gar viel Neues zu erfassen und anfänglich Schweres zu üben und sich fest anzueignen, und es braucht Fleiß und Mühe, bis der Lehrling dazu kommt, daß er das Meisterstück zu machen vermag. Nachher geht es wohl an's eigene Geschäft und man versucht, wie man sagt, auf eigenen Füßen zu stehen. Aber da fängt das Lernen erst wieder recht an und man macht gar allerlei Erfahrungen und zahlt wohl auch dabei manchmal ein schweres Lehrgeld und ist in der That auch da nie fertig mit Lernen. Man tritt wohl auch in den lieben Ehestand ein und da kommt man wieder erst recht in die Schule. Und wer da nicht willig ist, über sich selbst und andere Leute Vieles und Wichtiges zu lernen, der wird aus seinem Ehestand eben einen Wehestand machen. Man geht im Leben mit allerlei Menschen um und macht wieder und wieder die Entdeckung, daß man das Menschenherz noch lange nicht ergründet, daß man dann immer wieder zu lernen habe. Und zuletzt findet man gar, daß man nicht einmal sich selber genau kennt. Nun gibt es aber zu lernen gar nicht bloß von der Welt dieser Sichtbarkeit und dem unendlichen Vielerlei in ihr, sondern man hat auch zu lernen über eine Welt, die man nicht sieht, die aber auch da ist und die eine Macht ist über das Leben und Herz der Menschen. Und wer darin zurückbleibt, der bleibt w e i t zurück. Man hat zu lernen von Gott und der Ewigkeit und den ewigen, unsichtbaren, himmlischen Gütern. Und darum ist die Gottesgelehrsamkeit gar nicht bloß eine Sache der Theologen und Pastoren, sondern geht uns Alle an. Darum hat auch der Prophet des Alten Testamentes schon von einer Zeit geredet, die kommen solle; in welcher man Keinem erst werde sagen müssen: Erkenne auch du den Herrn; sondern sie werden darin Alle v o n G o t t g e l e h r e t sein.

Es scheint, die lieben Jünger unseres Heilandes haben davon auch gewußt. Und sie haben da in unserem Texte gerade ein recht wichtiges Stück der ganzen Gottesgelehrsamkeit vor sich. Einer unter ihnen kommt, und zwar gewiß zugleich für die anderen alle, vor den Herrn mit der Bitte: H e r r, l e h r e u n s b e t e n!

Von Seiten der Jünger — denn der eine hat für alle geredet — *war das ein ehrliches* Geständniß, daß s i e n i c h t b e t e n k o n n t e n,

daß aber Er, ihr Meister, zu beten verstand. Wäre das nicht für sie festgestanden, so wären sie mit der Bitte gar nicht vor ihren Meister gekommen.

Aber sollen wir's denn glauben, daß ein Johannes, ein Petrus, ein Jacobus, ein Philippus, ein Thomas nicht beten konnten? Wir mögen darüber denken, wie wir wollen; gewiß aber ist, daß sie kamen mit der Bitte: Herr, lehre uns beten!

Indessen — gibt es nicht heutiges Tages Tausende und Abertausende, die nicht beten können? Leider, daß es so ist, und daß Tausende auch nicht einmal mit der Bitte kommen: Herr, lehre uns beten!

Die Einen beten nicht aus dem hellsten, barsten Unglauben. Sie glauben an keinen Gott, sondern nur an das, was sie sehen — Berg und Thal und Wasser und Land und Baum und Busch und dergleichen mehr. Natürlich — wenn sie hinter dem Allen und in der wunderbaren Ordnung, die in dem Allen ist, und in der Weisheit, Macht, Liebe, Güte, die darin offenbar wird, nichts Höheres finden; wenn sie glauben können, daß Niemand da ist, der über dem Allen steht als Schöpfer, Erhalter, Regierer, Ordner, daß das Alles so aus sich selbst geworden und gekommen ist — wie sollen sie beten! Alle die anderen Geschöpfe, die sich auf der Wiese, im Wald, im Wasser, in der Luft umtreiben, die wissen ja auch nicht mehr und die beten ja auch nicht. Menschen, die auch so in der Welt stehen und eben an das Sinnliche, Sichtbare sich halten, die beten auch nicht. Versteht die Sache recht — wo der Unglaube anfängt, da hört eigentlich der rechte Mensch schon auf. Da ist für ihn kein Gott und auch kein Gebet mehr.

Andere beten nicht, weil sie Zweifler sind. Das sind gerade keine Leute, die so trotzig und fest hinstehen und sagen: Es ist kein Gott. Dazu sind sie doch schon ein wenig zu klug und zu vorsichtig. Gewissen und gesunder Menschenverstand und Anderes stemmt sich dagegen. Aber freudig, muthig, gläubig, getrost zu bekennen, daß Gott ist und lebt und wirkt und waltet, dazu bringen sie es auch nicht und darum auch nicht zum Beten. Manchmal da ist's ganz gewiß, daß ein Gott ist; ein andermal aber gar nicht. Unglückliche Leute!

Ein Zweifler besteht aus zwei Leuten; der eine sagt Ja, der andere Nein. Zweifel kommt ja her von Zwei, so gewiß als Einfalt herkommt von Ein. Wer nun so mit sich selber in seinen Zweifeln entzweit ist, der kann nicht beten. Der würde so wenig an Gott, als an sein eigen Gebet recht glauben. Zum Beten gehört ein gewisser Gott und ein gewisser Glaube. Aber — „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Wieder andere Leute beten nicht aus purem, miserablem Hochmuth, Undank, Selbstvertrauen, Selbstgerechtigkeit. Gerade solche Leute sind bisweilen sogar noch stolz darauf, daß sie keine Ungläubige seien. Die Frage, ob ein Gott sei oder nicht, macht ihnen kein Kopfbrechen. Aber ihr Glaube, daß ein Gott sei, macht auch nichts anders an ihnen. Nähere Bekanntschaft mit Gott wollen sie nicht machen. Sie lassen ihn im Himmel wohnen und machen sich's auf Erden so angenehm, als es die Umstände erlauben. Sie genießen, was sich Gutes findet, und je mehr, desto besser. Sie sind gesund, kräftig und sie arbeiten und sammeln. Und sie halten sich für tüchtige, wackere Leute und trauen sich alles mögliche Vortreffliche zu. Aber um für alles Gute, das sie genießen, Gott, dem Geber aller guten Gaben, zu danken, oder in der Erkenntniß ihres Undanks, ihres Stolzes, ihres Selbstvertrauens, ihrer leidigen Selbstgerechtigkeit ihre stolzen Kniee zu beugen, dazu bringen sie es nicht. Alle Ehre geben sie sich, Gott aber keine. Ihre Götter sind die Welt und ihr liebes Ich. Die beten sie an.

Manche Menschenkinder sind auch zu blöde, um zu beten, das heißt um aus ihrem eigenen Herzen heraus zu beten mit eigenen Gedanken und Worten. Da läßt sich helfen. Das kann überwunden werden. Es kommt ja auf die Worte, in denen die Herzensgedanken formirt werden, gar nicht an. Aber Alles kommt darauf an, daß das Herz, ein redlicher, rechter Wille darin ist. Das macht Alles. Viele sind auch zum Beten zu träge. Es ist in ihrem geistlichen Leben keine Kraft, keine Frische, kein Leben. Sie mögen wohl sagen, daß sie Alles glauben, und sie mögen fleißig zur Kirche kommen und die heiligen Sacramente mitfeiern und Gottes Wort gläubig hören. Aber es *fehlt doch an* der herzlichen, dankbaren Liebe zu Gott, unserem Hei-

land, an der rechten Sehnsucht nach ihm, an dem Verlangen, aus ihm, dem Born des Heils, mehr zu schöpfen. Darum fehlt's auch am Geist des Gebets. Darüber ist gar kein Zweifel — irgend Etwas ist mit unserem inneren Menschen nicht wohl bestellt, wenn wir nicht beten. Und wenn es mit dir so ist, dann sage es dir selbst nur ganz ehrlich und bitte auch: Herr, lehre mich beten!

Nun mag es aber sein, daß die lieben Jünger zwar keineswegs ohne Gebet lebten, daß sie aber dachten, ihr Beten sei doch nicht das rechte, und daß sie wollten besser, recht beten lernen.

Wir können nicht glauben, daß sie gar nicht gebetet haben. Den Israeliten war ja das Beten nichts Neues oder Fremdes. Bei ihnen wurde ja gebetet von den ältesten Tagen an. Wie kindlich, herzlich und doch ehrfurchtsvoll hat ein Abraham gebetet! Wie demüthig hat ein Jakob es seinem Gott bekannt, daß er viel zu gering sei aller Barmherzigkeit und Treue, die Er an ihm gethan. Ein Samuel hat gebetet. David hat dem Herrn seine Lieder gesungen, Psalmen des Lobes und Dankes, Psalmen zur Unterweisung der Thoren und Verkehrten, Psalmen der Anbetung der göttlichen Wunderwege, Psalmen der Buße und der Bitte um Vergebung und Gnade, Psalmen der Fürbitte für sein Volk, für das Volk und das Reich Gottes. Die Propheten haben gebetet. Wie herrlich hat ein Daniel das Bekenntniß des allein wahren Gottes in seinem Beten auch im fremden Lande und unter den Heiden abgelegt! Und haben nicht auch ein Simeon und eine Hannah, eine Elisabeth und eine Maria gebetet? Auch wissen wir, daß die Juden, die in jenen Zeiten gottesfürchtig leben wollten, an jedem Tage drei Gebetszeiten hielten.

Also es ist nicht so, als hätten die Jünger überhaupt nicht gebetet. Aber vielleicht nur zu beten, was Andere schon gebetet hatten, wollte ihnen doch nicht recht genügen. Sie wollten selber beten können aus ihren eigenen Herzen. Sie fühlten wohl, daß sie die rechte Freiheit dazu noch nicht hatten.

Nun ist es so, daß allerdings Mancher über das auswendig gelernte oder gelesene oder von Anderen gesprochene Gebet nicht hinauskommt. Und manche Seele empfindet das wohl auch als einen Mangel, als ein Gebrechen. Nun wollen wir aber ja davor warnen, gute, im

rechten Geist verfaßte Gebete oder gelesene Gebete zu verachten. Es ist recht gut, wenn man solche weiß und hat und wohl benützt. Das schönste und das herrlichste aller Gebete wissen wir Alle, haben es auswendig gelernt und können gar nicht genug dafür dankbar sein. Und das hat der Heiland eben bei jener Gelegenheit die Jünger gelehrt. Und o wie gar köstlich ist es, daß wir auch so viele andere gottgesalbte Gebete in der heiligen Schrift haben! Jahrtausende sind seither hingegangen, aber wir können heute noch mit Moses, dem Manne Gottes, beten: „Herr Gott, Du bist unsere Zuflucht für und für. Ehe denn die Berge worden und die Erde und die Welt geschaffen worden, bist Du, Gott, von Ewigkeit zu Ewigkeit; der Du die Menschen lässest sterben und sprichst: Kommet wieder, Menschenkinder!" (Ps. 90.) Und hat's uns nicht David wie aus dem Herzen gesungen, wenn er betet: „Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen; lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset; der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit; der deinen Mund fröhlich und du wieder jung wirst wie ein Adler." (Ps. 103.) Was könnten wir denn Köstlicheres beten?

Also ist ein Psalm, den ich nicht selber gesungen, ein Gebet, das nicht ich, sondern ein Anderer vor mir zuerst betete, gar nicht zu verachten. Im Gegentheil sollen wir für solche Hilfe unserer Andacht, die uns ja da das Wort Gottes selber bietet, herzlich dankbar sein. Und auch für alle solche Erbauungsmittel, Gesangbücher, Gebetbücher, die ein rechter, kräftiger Wiederhall des Wortes Gottes aus Menschenherzen sind. Sie können neben dem Worte Gottes selbst in der Gemeinde und im Hause und im Leben der Einzelnen ein großer Segen werden. Und das werden sie, wenn Alles, was wir so etwa auswendig gelernt haben oder beten hören oder lesend beten, auch recht bei uns von innen kommt. Das ist die Hauptsache — von innen muß das Beten kommen. Wir müssen unser Herz recht mitgehen lassen. Wir müssen unsere Seele recht hineinlegen. Wir müssen in unserem Beten Gott recht ernstlich suchen und recht in ihn *einbringen.* Dann und nur dann ist's recht gebetet, es sei sonst wie

es wolle. Und ist ja nicht zu vergessen, daß Einer wohl, wie man sagt, aus seinem Herzen beten mag, aber das an sich beweist gar nichts. Worte hat der stolze, selbstgerechte Pharisäer auch machen können; aber solche Worte und ein solches Herz können Gott nicht wohlgefallen. Es ist schon recht, wenn Einer in jener Reife steht, daß er auch vor Anderen aus dem Herzen beten kann. Aber wie gerne schleicht sich da viele Eitelkeit und auch Unwahrheit und wer weiß was sonst ein! Man muß also auch dabei wachen und beten, über dem eigenen Beten wachen.

Darüber kann kein Zweifel obwalten, daß die Jünger mit ihrer Bitte zu ihrem Meister kamen, weil sie merkten, daß ihnen in Beziehung auf's Beten noch etwas Wichtiges fehle. Sie wurden es inne, daß sie so recht, wie es doch sein sollte, mit ihrem Gott nicht standen. Sie wollten ihm durch's Beten näher kommen.

Wer ernstlich bemüht ist, ein gottseliges Leben zu führen, der wird das verstehen. Ein Christ auch, wenn er es im Christenthum noch gar nicht weit gebracht hat, weiß, daß er beten soll. Willst du für einen Christen gelten und betest doch nicht, da straft dich darüber dein eigenes Gewissen. Im Beten tritt's hervor, daß du an Gott, den lebendigen Gott und Vater in Christo glaubst; es sei denn, du wärest ein entsetzlicher Heuchler. Betest du aber herzlich, innig in der Stille und Einsamkeit, wo kein Mensch dich sieht, kein Menschenohr dich hört, dann ist's so, daß das Kind redet mit seinem Vater. Dann wird's wahr, daß du an deinem Gott deinen Trost und deines Herzens Theil hast.

Ach, es fehlt viel, wo man nicht betet. Es fehlt ein Großes, wo man nicht redet mit Gott, wo man nicht fürbittet, dankt, lobt, bekennt, fleht, sich ihm betend weihet und hingibt, das Herze vor ihm ausschüttet. Da fehlt's nur an Einem — an Gott im Herzen, im Leben, in der Freude, im Leid, in der Mühe, in der Ruhe, im Kampf, im Hoffen — in Allem. Da fehlt aber auch die Hauptsache oder nicht weniger als Alles.

Daß die Jünger mit dieser ihrer Bitte zum Herrn gekommen sind, das war eben auch die Wirkung des Beispiels.

Wir sehen, sie halten ihm geradezu das Beispiel des Täufers Jo-

hannis vor; er hat seine Jünger beten gelehrt, lehre Du uns auch beten!

Das ist nun zugleich ein edles Zeugniß für jenen theuren Gottesmann. Es wird damit von ihm vorerst gesagt, daß er selber betete. Und das ist nun einmal gewiß, daß wir ihn uns gar nicht denken können, ohne stehend in der Uebung des Gebetes. Wer so dastand im Geist und in der Kraft von oben, Buße zu predigen und vorzubereiten auf das nahe vorhandene Reich Gottes und zu mahnen, daß dem Herrn sein Weg müsse bereitet werden, und hinzuweisen auf das Lamm Gottes, das der Welt Sünden trug, der muß auch mit Gott zu Rathe gehen, der muß aus dem Born der Wahrheit und des Lebens schöpfen, der muß beten. Johannes der Täufer war ein Mann des Gebetes. Mit Beten hat er sich ausgerüstet, draußen in der Wüste, in seiner großen Kirche unter Gottes freiem blauem Himmel dem Volk Israel ihre Sünde und Uebertretung vorzuhalten und sie vor dem ewigen Gericht und dem Zorne Gottes zu warnen. Betend stand er unter seinen Jüngern. Und dort im Gefängniß, in dem er lag um des Zeugnisses der Wahrheit willen und von wo er seine Jünger sandte zum Herrn, daß sie aus seinem eigenen Munde hören möchten die tröstliche Kunde von den herrlichen Dingen, die jetzt geschahen, hat er gebetet für das Kommen des Reichs, für das er draußen die Stimme in der Wüste nicht mehr konnte erschallen lassen.

Und er lehrte seine Jüngern beten. Sie sollten wissen, daß man mit der Kraft von oben muß ausgerüstet sein, wenn man bestehen will im Kampf mit der Welt. Besseres konnte er ihnen nichts mitgeben, als daß er ihnen den Weg zeigte, wie man in rechter Demuth, aber auch in wahrem Glauben Gott im Gebet suchen muß, um an ihm den rechten Halt zu haben und in seiner Gemeinschaft fest zu sein wider alle Anläufe der Welt, alle Verführung des Fleisches, alle Pfeile des Bösewichts.

Aber die Jünger Christi hatten, was das Beten betrifft, das herrlichste Beispiel gerade auch jetzt in ihrer allernächsten Nähe. Denn wir lesen ja im Anfang unseres Textverses: Und es begab sich, daß er war an einem Orte und betete. Also auch der Meister, den sie *hatten, betete.* Und wahrlich — Er war der Meister auch im Beten.

Auch hat er gar nicht blos gebetet bei jener Gelegenheit. Vielmehr war der Umgang mit seinem Vater im Himmel, das Beten zu ihm, das Reden mit ihm, das Loben, Danken, Bitten, Fürbitten bei ihm die Ordnung seines Lebens, das, wovon er lassen weder wollte noch konnte. Stand er mitten unter den Tausenden, die kamen, von ihm das Wort vom Reich zu hören, da speisete er sie wunderbar auch dem Leibe nach mit wenigen Broden und Fischen; aber er betete, dankte und segnete auch, was er ihnen gab. Dort am Grabe seines Freundes Lazarus schaut er auf zum Vater und betet um Erhörung. Hohepriesterlich betet er am Abend vor der Nacht des Leidens und Todes für Alle, die ihm der Vater gegeben. Mitten im Kampfe der Trübsal stärkt er seine Seele mit Gebet. Hatte er des Tages Last und Hitze getragen, da ging er in der Stille der Nacht und der Einsamkeit in's Gebet vor Gott dem Vater. Am Kreuze sterbend, ist sein letztes Wort ein Wort des Gebetes.

Also wahrlich — Beispiel genug für die lieben Jünger. Und dies Beispiel war schon selber eine gewaltige Lehre. Und da wurde in ihnen die Sehnsucht geweckt: Ach, daß wir auch recht beten könnten! Und das war gerade, was ihr Meister wollte. O wie willkommen war der bei ihm, der für sie Alle kam und sagte: Herr, lehre uns beten!

Nun ist's ja ganz gewiß, daß das Beispiel eine große Macht im Leben ist. Man hört wohl manche gute Lehre. Aber was man selber sieht im Leben und wieder und wieder sieht, das übt einen stillen, aber stetigen und tiefgehenden Einfluß aus. So auch in den Stücken und im Ueben der Gottseligkeit und darum auch im Beten.

Willst du, daß deine Kinder ja nicht sollen beten lernen und in ihrem Leben nicht beten, das kannst du ganz leicht zu Wege bringen. Da bete du nur ja nie selber. Da laß sie merken, daß du zu Gott nichts zu sagen hast, weder zu danken, noch zu bitten, noch abzubitten, noch für deine eigenen Kinder Fürbitte einzulegen. Sei ganz ruhig — dein Beispiel wird gar stark auf deine Kinder wirken, und sollte mich gar nicht wundern, wenn sie auch wären, wie du bist. Hören sie dagegen, daß du fluchst und Gottes Namen lästerlich mißbrauchst, es sollte mich auch gar nicht wundern, wenn sie um des Beispiels willen

auch darin gar bald in deine Fußtapfen treten würden. Willst du, daß sie alles Wichtigste im Leben ohne Gott und seinen Segen anfangen, da sorge nur dafür, daß sie nicht beten lernen. Willst du, daß sie sich vor keinem Gericht der Ewigkeit scheuen, daß sie gegen die Macht der Sünde waffenlos, in Trübsal, Noth und Tod trostlos sein sollen, da sorge nur, daß sie nicht beten lernen.

Und es ist ja nur allzugewiß, daß in diesen unseren bösen Zeiten des Abfalls vom Worte Gottes und der religiösen Zerfahrenheit viele Eltern und Lehrer der Jugend das schreckliche Beispiel geben, daß sie nach Gott nicht fragen und vom ihm überhaupt nichts wissen wollen. Andere Eltern kann man finden, die sich auch um die religiöse Erziehung und Bildung ihrer Kinder rein nichts bekümmern, sie sonst Alles lernen lassen, aber sagen: Wenn sie einmal groß sind, da mögen sie sich schon selber eine Religion wählen. Als ob man geschwind eine Religion wählen könnte, wie man sich einen Rock oder Hut im Laden kauft. Nein, wahrlich nicht! Nein, das will früh angefangen sein. Das Gewissen will früh geweckt, das Herz früh auf Gott gewiesen, der gute Same der göttlichen Erkenntniß frühe in die Seele niedergelegt, das Leben frühe an rechte christliche Sitte gewöhnt werden. Ein Kind kann man beten lehren, ehe es multipliciren und dividiren kann. Sage nicht, daß das Kind die Dinge noch nicht verstehe. Denn was verstehen denn wir Alte davon? Die göttlichen Dinge sind uns alle unerforschliche Geheimnisse, aber deshalb gehen wir doch damit um und haben sie und genießen sie und merken die Kräfte der zukünftigen Welt.

Also merket, was eure Pflicht ist und wie viel auch beim Beten ankommen wird auf das Beispiel, das ihr Andern, das ihr besonders den Eurigen gebet.

Ist aber die Bitte, mit welcher die Jünger vor ihren Herrn und Meister kommen, nicht gar eigenthümlich? Nämlich sie wollen, Er solle sie beten lehren. Kann man denn eigentlich Jemand das Beten lehren? Oder ist denn das Beten überhaupt eine Sache, die man erst lernen soll oder kann?

Nun ja — lehren wie etwa das Einmal-Eins kann man das Beten Niemand. Und wenn's Einen von innen treibt zum Beten, da braucht

er's nicht erst zu lernen. Der Mensch steht so in der Welt und im Leben, daß er nach allen Seiten sein Elend, Schwachheit, Abhängigkeit und auch die Herrlichkeit Gottes merken kann. Das heißt, er ist zum Anbeten und Bitten geschaffen. Wird er das nicht inne, dann ist er schon um's gesunde Herzensgefühl gekommen und hat das Gleichgewicht verloren. Er ist aus der Einfalt heraus, überspannt, überstudirt, in leidiger Selbstüberschätzung.

Braucht man viel zu lernen, um recht zu Beten? Dort die Mutter der Söhne Zebedäi weiß recht gut für ihre Söhne zu bitten. Und jene Mütter, die zum Heiland kommen und ihm ihre Kindlein bringen, daß er die Hand auf sie lege und sie segne, die wissen auch recht schön zu bitten und der Heiland hat an ihrem Gebete seine Freude. Und jener Aussätzige, kann der nicht kräftig bitten und beten: Herr, so du willst, kannst du mich wohl reinigen! Und jener Königische weiß auch zu bitten: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt! Und der Schächer betet noch am Kreuz: Herr, gedenke an mich, wenn du in dein Reich kommst! Und die lieben Jünger selber — haben sie nicht kräftig gebetet, als sie dort zwischen Tod und Leben riefen: Herr, hilf uns, wir verderben!? Und eben jetzt kommen sie mit einer Bitte vor ihren Meister.

Also, liebe Zuhörer, das Beten ist keine Kunst und braucht wenig Lehre und Lehrer. Alles kommt nur darauf an, wie es da drinnen, wie es im Herzen mit uns steht. Fehlt's aber an der innern Zubereitung, dann hilft kein Lehren. Kunst braucht's gar keine. Alles aber liegt im einfältigen Sinn. Wer mit schönen Worten kommen will, der wird dem lieben Gott ärgerlich.

Und dennoch — das Beten will auch gelehrt und gelernt sein. Und die Jünger sind zum rechten Meister gegangen. Und auf's rechte Lehren kommt gar viel an.

Das rechte Lehren aber ist immer nicht etwa nur ein Vorsagen und ein Nachsagenlassen. Es ist nicht blos ein äußerliches mechanisches Anlernen und Angewöhnen. Dazu hat der Herr den Jüngern das Vater Unser nicht mitgetheilt. Das rechte Lehren ist immer ein inneres Erwecken, Anregen für das was man lernen soll und darum auch ein Einführen in die Sache, Erleuchten, Einleiten und Anleiten. Es will

den Schüler dazu bringen, daß er sich das zu Lernende selber recht zu eigen macht, daß er sich darin frei fühlt, daß er daran sich selber versucht und daran seine Freude hat.

So ist's auch mit dem Beten. Alles, was der Herr den Jüngern sagte, sollte und konnte eben dazu dienen, daß sie beten, recht beten lernten. Und das ging neben dem herrlichen Beispiel her, das er ihnen mit seinem eigenen Beten gab. Darum suchte er sie recht auf sich selbst zu führen und sie merken zu lassen, wie viel ihnen noch fehle zum rechten geistlichen Leben. Und daß wir selber nichts sind und nichts haben und uns nicht helfen können, das ist ja der Anfang und Ausgang alles rechten Lebens. Und dann stellte er sie vor den Vater und zeigte ihnen, wie gar herrlich der Vater, der allein gut ist, gegen sie sei in seiner großen Liebe und in seinem Erbarmen gegen uns arme Sünder. Und er zog sie an sich, daß sie im rechten starken Glauben an ihm, dem Sohn des Vaters, hängen und daß er sie durch die Wahrheit frei machen, mit seinem Geist erfüllen, zum Vater bringen möge. Und je mehr er ihnen den Kreuzesweg zeigte, auf welchem er ging und sie auch zu gehen hatten, um so mehr mußten sie es inne werden, wie nöthig ihnen das Gebet sei, um sie in rechter fester Gemeinschaft mit dem Vater zu erhalten. Und so kam ihnen von Ihm alles Licht, alle Wahrheit und alles Leben, und ganz besonders auch alle Gerechtigkeit und alles Kindesrecht vor dem Vater zu, der sie um seines lieben Sohnes willen und um ihres Glaubens an ihn willen liebte, und zu dem sie darum auch in des Sohnes Namen bitten sollten und durften. Leset nur das herrliche Evangelium des heutigen Sonntags, Joh. 16, 23—30.

So hat der Heiland seine Jünger beten gelehrt. Sie standen in der Schule des Gebets noch ehe sie es wußten, ehe sie kamen mit der Bitte: Lehre uns beten! Und wie sind sie ihm damit so willkommen gewesen!

War die Lehre an ihnen vergeblich? Nein, keineswegs. Sie haben beten gelernt. Sie haben herzlich gebetet. So lesen wir ja in der Apostelgeschichte. Und wie oft werden ihre Worte in ihren Briefen zu Gebeten! Das kommt aus der Tiefe der Seele, daß ein Petrus schreibt, daß der Gott aller Gnade, der uns berufen hat zu seiner

ewigen Herrlichkeit in Christo Jesu, euch, die ihr eine kleine Zeit leidet, wolle vollbereiten, stärken, kräftigen und gründen. Und was Besseres kann man für die Gläubigen des Herrn erbitten, als daß der Herr ihnen geben wolle viel Gnade und Frieden. (1. Pet. 1, 2. 5. 10.) Und wie viele andere solche Herzenswünsche, Segensgebete könnten wir dem beifügen!

Nun ist die Frage, ob wir auch mit der Bitte der Jünger vor den Herrn treten. Vielleicht unser Beten ist nicht der rechten Art. Wir sind vielleicht selber nicht damit befriedigt. Wir merken, daß uns der rechte Gebetsgeist fehlt. Oder vielleicht wir beten gar nicht; beten vielleicht kaum mit, wenn in der Kirche gebetet wird; hören's so mit an, wie ein Stück Predigt. O wie manches Haus ist, in dem man nicht vernimmt die Stimme des Gebets, des Lobens und Dankens, der Bitte und Fürbitte! Wie manches Herz ist, das dahinlebt ohne Gebet! Was wird das für eine Welt werden, in der einmal nicht mehr gebetet wird? Eine Welt ohne Gebet ist eine gottlose Welt. Ein Herz ohne Gebet ist ein Herz los von Gott. Ein Leben ohne Gebet ist ein Leben los von Gott, aber weltgefesselt. Da steht's nicht gut.

Ach, der liebe Herr und Gott will uns selber beten lehren. Er lehrt uns in seinem Wort und den herrlichen Beispielen in demselben. Er lehrt's uns durch seine wunderbaren Führungen in unserem Leben; bald lockt uns seine Güte zum Danken und Loben, bald sein Ernst zur demüthigen Bitte und Abbitte und Fürbitte. Und sein heiliger Geist will uns treiben, daß wir kommen sollen „getrost und mit aller Zuversicht wie die lieben Kinder" und bitten und beten: Abba, lieber Vater!

Jetzt kommt es nur darauf an, ob wir auch lernen wollen, beten lernen wollen. Wem seine Seele etwas werth ist, der wende seine Gnadenzeit zum Lernen und zum Beten wohl an. Dereinst soll unser Bitten lauter Loben, Preisen und Danken werden. Betet ohne Unterlaß!

Amen.



Am 11. Sonntag nach Trinitatis.

(Luc. 18, 9—14.)

V. 10: **Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel, zu beten: einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.**

„Er sagte zu Etlichen, die sich selbst für fromm hielten." So lautet es im Anfang unseres Evangeliums. Also „Leute, die sich selbst für fromm hielten". Diese Familie ist auch heute noch nicht ausgestorben. Sie ist vielmehr noch heute außerordentlich zahlreich. Sie ist verbreitet in allen Ländern. Ihr könnt sie finden unter den Heiden, den Muhamedanern, den Juden, den Katholiken; ja, auch unter den Evangelischen.

Die erste Frage ist freilich, was das Wort fromm eigentlich bedeute. In einem sehr schönen Liede, das uns wohlbekannt ist, singen wir: O Gott, du frommer Gott. Da sagen wir vom lieben Gott, er sei fromm. Und er ist es auch. Der römische Hauptmann sagt dort am Kreuz des Heilands: Dieser ist ein frommer Mensch, ist Gottes Sohn gewesen. Und er hatte Recht.

Wer wird nun wohl fromm heißen können? Ich denke, jene Leute, die sich für fromm hielten, glaubten von sich, daß sie es seien, die Gott recht ehren und überhaupt es ihm recht machen. Ob es nun wirklich so war, das ist eine andere Frage. Der Pharisäer, dessen Gebet der Herr uns heute hören läßt, hielt sich auch für fromm. Dankt er nicht Gott dafür, daß er so fromm und so viel besser ist als andere Leute? Ich kann gleichwohl nicht viel Frommes dran sehen. Ich weiß, dem lieben Gott hat er's nicht recht gemacht.

Darf ein Mensch nicht Gott danken, daß er fromm ist? So gewiß *als Einer dafür danken* soll, daß er Augen hat, die sehen können. So

kann er nicht genug dafür danken, wenn er ein inneres Auge hat, das Gott und göttliche, ewige, himmlische Dinge und Wahrheiten erkennt und Freude dran hat. Aber — soll Einer denken, daß er es damit dem lieben Gott in allen Stücken recht gemacht hat? Oder soll er sich gar über Andere hinaufstellen und sie verachten? Das sei ferne!

Aber Eines sollten wir Alle suchen, nemlich fromm zu werden. Das wäre gut. Sind wir nicht dazu jetzt hier bei einander? Sind wir nicht in die Kirche gegangen, wie der Pharisäer und der Zöllner in den Tempel? Und was Anderes wollten wir denn hier miteinander? Nun wollen wir fragen:

Warum geht man in die Kirche?

Darauf will ich nun zuerst sagen: Man geht in die Kirche um zu beten, das heißt um Gott zu suchen und ihm näher zu kommen.

Der Heiland erzählt uns im Evangelium: Es gingen zwei Menschen hinauf in den Tempel zu beten, einer ein Pharisäer, der andere ein Zöllner.

Also — sie wollten beten. Das lehrt uns, daß sie einen Glauben an Gott hatten. Sie sahen ihn nicht. Es war auch in dem ganzen Tempel gar kein Bild von Gott. Aber dessen bedurfte es auch gar nicht. Sie wußten auch wohl, daß Gott nicht wohnt in einem Hause, von Menschenhänden erbaut, Er, den der Himmel Himmel nicht zu umfassen vermögen. Sie wußten aber auch, daß Gott auch da war und daß sie zu ihm reden konnten und daß er sie hörte und daß es recht war, vor Gott zu treten und zu beten.

Beide haben auch offenbar erkannt, daß Gott, zu dem sie beten wollten, ein heiliger Gott sei, der wolle, daß wir auch heilig sein sollen und dem gottloses Wesen nicht gefalle. Das sehen wir daran, daß der Pharisäer stolz ist auf seine Erfüllung des göttlichen Gebotes, auf seine Tugend; der Zöllner aber gebeugt über seine Uebertretung des Gebotes, über seine Missethat, seine Sünde. Und — zwar der Pharisäer zählt dem lieben Gott seine Tugenden vor, als ob derselbe nicht davon wüßte! Der Zöllner aber kann seine Sünden nicht herzählen. Wo sollte er anfangen? Wo aufhören? „Wer kann wissen,

wie oft er fehle?" Aber dessen bedarf's auch nicht. Der Zöllner ist nur gar zu gewiß, daß der Herr der Herren, vor dem er steht, ihn und seine Sünden besser kennt als er selber.

Die Beiden gehen hinauf in den Tempel. Man kann und soll auch zu Hause beten, im stillen Kämmerlein. Aber der Tempel, die Kirche, ist auch ein guter, vortrefflicher Ort zu beten. Es heißt „hinauf;" denn der Tempel lag ja auf der Höhe, emporragend über die tiefen, dumpfen Straßen, über das gemeine weltliche Treiben und Gelärme der Stadt. Der Tempel war eine heilige Stätte und Alles, was das Auge da sah, konnte und sollte dran erinnern, daß Israel und jede Seele in Israel Gott, dem Gott des Bundes und der Väter, angehöre, daß der Herr hier seines Namens Gedächtniß gestiftet habe, hier zu seinem Volke kommen und es segnen wolle. Eine heilige Stätte kann und soll in uns heilige Gedanken wecken. Die Welt, ihr eitles Wesen soll uns ferne sein. Es ist gut dahin gehen. Die Zwei waren auf gutem Wege, der Pharisäer und der Zöllner, als sie hinauf gingen in den Tempel.

Es heißt: Mein Haus ist ein Bethaus. Wir denken dran, wie kräftig der Herr Andere und uns bei einer Gelegenheit daran erinnert. Die Zwei, der Pharisäer und Zöllner, haben das auch gewußt. Denn sie gehen hinauf zu beten.

Das klingt recht gut. So weit war es auch ganz recht. Aber wie es an's Beten selber geht, da gehen Beide weit auseinander.

Der Pharisäer hat auch gebetet, Worte zu Gott gesagt. Aber nachgedacht über das, was und wer Gott sei und was dagegen er selber sei, hat er nicht. Er sagt zwar, er danke Gott, aber das kommt nicht aus der Tiefe. Er erinnert mich an einen einfältigen, aufgeblasenen Menschen, der sich neben einen hohen, vornehmen, reichen Herrn hinstellt und diesem plump anfängt beizubringen, daß er auch Etwas sei und ein Haus und schöne Ochsen im Stalle habe. Es ist bei dem Pharisäer so gar kein Gefühl der Ehrfurcht, der heiligen Scheu vor Dem, vor welchem auch Engel ihr Antlitz verhüllen; er vergißt sich soweit, daß er in seiner Oberflächlichkeit nicht nur an seine Fehler gar nicht denkt, sondern sogar noch im Gebet Steine lieblos *nach dem armen* Zöllner wirft. Das ist doch sehr schlimm. Und der

Mann hält sich für vollkommen. Er ist voll und gar satt. Er sucht den lieben Gott nicht und bittet um nichts. Das ist kein rechtes Beten.

Anders stand's mit dem Zöllner. Der Mann muß auf bösen Wegen gegangen sein. Vielleicht hatte er ganz vergessen, daß Gott vom Himmel herunterschaut auf aller seiner Menschenkinder Weg und Gang. Er hat vielleicht um die Stimme seines Gewissens nichts gegeben und es, wie er dachte, zu Tod geschwiegen. Aber er irrte sich. Das Gewissen ist wieder aufgewacht und hat dem Mann gezeigt, daß es noch Zähne habe und recht scharf beißen könne. Der Herr vom Himmel hat ihn merken lassen, daß er noch derselbe eifrige Gott ist, der da heimsucht die Missethat, am Uebertreter. Da war nicht zu entrinnen. Da war nichts zu rechtfertigen. Der Mann stand unter dem Zorn Gottes. Seine Sünden gehen ihm über sein Haupt. Wie eine schwere Last sind sie ihm zu schwer. Es ist keine Ruhe in seinen Gebeinen. Er hat keinen Frieden auf der Zollbank, keine Rast zu Hause. In ihm brennt ein Feuer, nagt ein Wurm. Was ist zu thun? Er hat's doch auch gehört einmal, daß Gott ist barmherzig und gnädig, geduldig, von großer Güte und Treue; daß er nicht will immerdar hadern noch ewiglich Zorn halten; daß bei ihm ist viele Vergebung, auf daß sein Volk ihn fürchte. Es treibt ihn, er geht hinauf den Weg zum Tempel. Da ist er auch einmal wieder — vielleicht zum ersten Mal nach langer, langer Zeit. Vordrängen kann er sich nicht. Er will lieber von ferne stehen. Er will nicht sehen noch gesehen werden. Er darf auch seinen Blick nicht erheben frisch und froh. Wo sollte der Muth dazu herkommen? Er schlägt die Augen nieder. Aber es drängt sich aus seinem gepreßten Herzen der Nothseufzer: Gott, sei mir Sünder gnädig!

Was braucht's mehr? Das war ein ehrliches, aber nicht leichtes Bekenntniß. Das war ein Aufgeben seiner selbst. Das war ein Zugeben, daß Gott Recht habe und mit dem armen Sünder nach dem Recht verfahren könne. Das war ein bußfertiges Appelliren des verlornen Mannes, dem der Stab gebrochen war, an die letzte Instanz, an die Gnade und das Erbarmen des Herrn der Herren und des Königs der Könige.

Ich sage, das heißt Gott suchen. Da ist's auch der Mühe werth, in den Tempel, in die Kirche zu gehen. Da ist auch ein Ernst drin. Und die Gott suchen, von denen läßt er sich finden.

Um Gott zu suchen, ihm näher zu kommen, tiefer in ihn, in seine Erkenntniß, in sein Wort, seine Wahrheit einzudringen, dazu soll man in die Kirche kommen. Da muß ein nach Gott verlangendes, ernstlich auf ihn gerichtetes, betendes Herz und Gemüth drin sein.

Ueberhaupt aber — der Mensch soll Gott suchen. Das gehört zum Menschen. Das liegt im Menschen. Kein anderes Geschöpf kann beten. Der Mensch aber kann beten. Wenn des Morgens die Sonne ihre goldene Strahlen sendet, da leuchten der Berge Spitzen auf und strahlen im lichten Glanz und verkünden die Ehre Gottes. Aber sie beten nicht. Die Blumen heben ihren duftenden Kelch empor uud saugen das milde Licht ein, als schauten sie mit unschuldigem Blicke auf gen Himmel. Aber sie beten nicht. Und die muntere Schaar zieht aus auf leichten Schwingen, und ihr Gesang ertönt im Feld und Wald, fröhlich und kräftig. Aber sie beten nicht. Die Schatten werden wieder länger. Die Sonne sinkt. Und wieder leuchten die Berge Gottes auf und ihre lichten Krone stehen da wie Hochaltäre mit flammenden Abendopfern der weiten Schöpfung. Aber sie beten nicht. Viel tausend Sterne blitzen auf, strahlend wie Krondiamanten am dunkeln Gewölbe des Himmels. Wie sie flimmern und leuchten! Aber sie beten nicht.

Hörst du der Glocke Schall? Sie klingt und tönt und ruft durch's weite Thal. Sie „ladet zum beten ein.“ Sie kommen, sie füllen das Haus des Herrn. Sie beten. Menschen können beten.

Sieh dort im stillen Kämmerlein knieet eine Mutter. In der Wiege schlummert der Säugling. Dort hinter der Mauer, über die das Kreuz ragt, ruhet der Gatte, der Vater. Gottes Auge steht darüber offen. Sie betet. Menschen können beten.

Der Zöllner im Tempel betet. Wie tief war der Mann drunten! Es war eine Zeit, da hat er vielleicht geflucht, nicht gebetet. Aber es ist ihm dabei nicht wohl geworden. Länger konnte er's auch nicht aushalten. Er kehrt um. Es muß mit ihm anders werden. Jetzt sucht *er Gott. Er betet.* Auch „arme Sünder“ können beten.

Kann man Gott suchen? Der Mensch kann es; ja, es ist Etwas im Menschen, das sucht immer Gott. So sucht das Eisen den Magnet. Wo es ihm nahe kommt, da wird's von innen zu ihm hingezogen, es möchte zu ihm hinfliegen. So sucht die Pflanze das Licht. Aus dem schweren Boden drängt sich der zarte Halm und streckt sich und strebt nach dem Licht und in's Licht. So sucht der Hunger Speise und will Sättigung. So hat auch deine Seele einen Hunger, ein Verlangen nach Gott. Sie kränkelt, sie wird elend, sie zehrt aus, sie stirbt, ja, sie stirbt endlich den ewigen Tod, wenn ihr Hunger nicht gestillt wird.

Warum sollte man nicht Gott suchen? Wir suchen mit großer Mühe Gold, Silber, Edelsteine. Wir suchen, was uns für unser Leben nöthig ist. Wir suchen, was uns abhanden gekommen ist. Wir suchen Hilfe, wenn wir krank oder in der Noth sind. Warum sollen wir nicht auch den lieben Gott suchen? Der ist uns tausendmal nothwendiger als Gold und Silber, Essen und Trinken. Geld verloren — Etwas verloren; Ehre verloren — oft viel verloren; Gott verloren — Alles verloren! Der Zöllner ist's inne geworden, und noch zur rechten Zeit. Suchet doch Gott, ehe es zu spät ist!

Die Kirche ist ein sehr guter Ort, Gott zu suchen, wenn das Wort Gottes lauter und rein gelehrt wird und die heiligen Sacramente nach der Einsetzung Christi verwaltet werden. Das ist das Eine. Aber das Zweite ist, daß man ein Herz und Gemüth mitbringt, das Gott sucht, ein rechtes Verlangen, in ihn einzudringen, ihn recht zu erkennen und in seiner Liebe stark zu werden, die Welt zu überwinden.

Es gibt heutzutage Manche, die benutzen ihre Sonntage besonders dazu, um nicht in die Kirche, sondern in die freie schöne Natur zu gehen. Da, so sagen sie, haben sie gar herrliche Gefühle und edle Empfindungen. Gewiß, die Natur ist gar herrlich. Aber — was hat denn die Natur den Heiden Gutes und Heiliges gepredigt? Und doch stehen sie vor ihr und in ihr seit Jahrtausenden. Nein, aus dem Naturtempel geht Keiner „gerechtfertigt hinab in sein Haus.“ Es ist keine Erlösung von der Sünde und ihrem Fluch dort zu haben. Wenn Einer sagt, dort finde er die herrlichsten, besten

Gefühle und Gedanken, das kommt mir vor als wenn Jemand, statt einer herrlichen Symphonie zu lauschen um Musik zu genießen, auf einen hohen Berg ginge, wo die Winde aus jeder Ecke pfeifen. Man mag sie wohl auch gerne je und je brausen hören. Aber Melodie und Harmonie ist nicht drin. So ist auch die Natur gar lieblich und herrlich. Aber im Menschenherzen ist ein Suchen, Verlangen und Fragen, worauf die Natur mit all' ihren tausendfachen Stimmen uns die Antwort schuldig bleibt.

Wenn dir's nun wirklich Ernst damit ist, Gott zu suchen, ihm näher zu kommen, wahrhaft frömmer zu werden, dann sage ich, entziehe dich dem Gottesdienst der Gemeinde nicht, singe mit, bete mit, höre mit, gehe in die Kirche, so lange Gottes Wort dort gepredigt wird. Bekümmere dich doch nicht um das Geschwätze derer, die über Religion, Christenthum, Bibel, Kirche und alles Heilige spotten. Vor solchen Leuten kannst du selbst keinen Respect haben. Du weißt sie meinen's nicht gut in ihrem gottlosen Leichtsinn. Frage auch nicht nach denen, welche alsobald mit Mucker, Pietisten und Heuchler und ähnlichen Ausdrücken da sind, so bald ein Mensch es mit dem Christenthum nur ein wenig ernstlich nimmt. Ich möchte wohl wissen, wie viel christliche Frömmigkeit solche Leute gestatten, ehe sie mit jenen und ähnlichen Ausdrücken beehren. Ich möchte fragen, wo der Christ aufhören muß, damit der Mucker nicht anfange. Ich weiß wohl, daß das Gehen in die Kirche den Christen noch nicht macht. Wird das Wegbleiben ihn machen?

Will Jemand Geschäfte treiben, da geht er in's Kaufhaus. Meint er, er müsse Prozeß führen, da geht er zum Advokaten. Ist er krank, so geht er zum Arzt. Ist er ein Kriegsmann, so geht er zum Heere. Will Jemand fromm oder frömmer werden, hier in der Kirche ist der Platz für ihn. Und — wahrlich hier ist auch Geschäft und Kauf — hier wird die edelste Perle angeboten; was gibst du dafür? Hier kannst du auch vor's Gericht treten — dein Gott hat einen Rechtshandel mit dir; wie wirst du bestehen? Hier komm nur her, wenn du krank bist, krank an deinem Herzen oder auch vom Scheitel bis zur Fußsohle, da ist der große Seelenarzt, Jesus Christus, der kann und *will dich heilen*. Hier, wenn du ein rechter Kriegsmann bist, ruft

dich der Herzog deiner Seele auf, ihm nachzufolgen und den guten Kampf des Glaubens zu kämpfen um die unvergängliche Krone des Lebens.

Kann man nicht auch allein und zu Hause Gott suchen, beten, sein Wort lesen und hören? Ja, man soll sogar. Aber daß man deshalb von der Kirche wegbleiben soll, ist damit nicht gesagt. Es kann Jemand auch allein für sich hinsitzen und essen. Und kann's nicht anders sein, so muß es auch recht sein. Aber wenn alle die Hausgenossen, Vater, Mutter, Söhne, Töchter — alle sich um den Tisch setzen, ist das nicht lieblich und kommen sie einander nicht näher und mundet es nicht besser? So ist's mit der Kirche. Und eine gute Ordnung auch darin ist gar etwas Heilsames und ist ein gutes Beispiel für Andere und besonders auch für die liebe Jugend. Und ist das Wegbleiben von der Kirche und dem Gottesdienst nicht zugleich eine Verachtung des heiligen Predigtamtes, das unser Herr Jesus Christus eingesetzt hat? Und Wer gibt dir ein Recht zu solcher Verachtung? Oder Wer gibt dir ein Recht, den alten, seit der Apostel Tagen stehenden Gebrauch der Christenheit auf die Seite zu setzen und die Versammlungen der Gemeinde zu verlassen? Du wirst für dich und die Deinigen und euer christliches, geistliches Leben dabei nichts gewinnen.

Also — komm nur und komm fleißig in die Kirche. Aber laß es nicht blos etwa einen Sonntagsspaziergang sein. Sondern komme mit ernstem Sinn, mit einem Gott suchenden, redlichen Gemüthe, mit einem herzlichen Verlangen, wieder *erbaut* zu werden, erbaut zu werden auf dem Grund der Apostel und Propheten, an welchem unser Herr Jesus Christus der Eckstein ist. O daß du mit Dank und Freude sagen könntest: Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet; da man verkündigt alle deine Wunder, da man prediget all' dein Thun!

Warum geht man in die Kirche? Ich will darauf aus Gottes Wort eine zweite Antwort geben. Man geht in die Kirche, um *sich mit Leib und Seele dem lieben Gott darzustellen und hinzugeben als sein Eigenthum.*

Auch daran hat es dem *Pharisäer* gar sehr gefehlt. Es scheint, er hatte vom lieben Gott nichts zu suchen, aber ihm auch nichts Rechtes

zu geben. Unrecht soll ihm keineswegs geschehen. Und daß er kein Räuber, Mörder, Ehebrecher oder Betrüger war, das war ja gewiß besser als wenn er in solchen Sünden und Lastern gelebt hätte. Daß er Zins bezahlte von Allem was er hatte und in der Woche zweimal fastete und Alles that nach dem Gesetz, oder nach seiner Meinung gar mehr als das Gesetz forderte, nun ja, das war auch recht. Aber was uns an dem Allem und an dem ganzen Mann nicht gefallen will, ist eben das, daß er glaubt, er habe dem lieben Gott nun nichts mehr zu geben und Gott könne auch nicht mehr von ihm fordern. Er stellt sich hin als der, der seinen sauren Dienst geleistet hat und noch leistet und sich darum recht darf sehen lassen. Er hat ein Register von jüdischen Tugenden und guten Werken vor sich und er ist überzeugt, daß er der vollkommene Mann ist.

Und doch fehlt uns an ihm Etwas, was all' seiner Tugend und seinen guten Werken erst die rechte Weihe, den lieblichen Duft verliehen hätte; Etwas, darin wir erst recht den Pulsschlag wahren frischen Lebens gefühlt hätten; Etwas, das ihn namentlich auch abgehalten hätte, in seinen Worten des armen Zöllners in solcher Weise zu gedenken. Es fehlt uns an all' den Tugenden und guten Werken und an all' der äußerlichen Vollkommenheit die S e e l e, es fehlt die freie innere Herzenslust dabei, es fehlt daran das freudige Wollen statt des leidigen Sollen; es fehlt die Hingabe des ganzen inneren Menschen an Gott, es fehlt die L i e b e. Und — verlangt denn Gott etwas Anderes? Oder verlangt er weniger? Nein, er will unsere Liebe, unsere ganze Liebe. Er ist darin sogar sehr eifersüchtig. Und er hat das Recht dazu. Dazu unsern Nächsten mögen und sollen wir auch lieben und zwar nicht weniger als uns selbst. Aber das waren dem Pharisäer fern abliegende Gedanken, verborgene Geheimnisse; Wahrheiten, deren Sinn ihm noch nicht erschlossen war. Ach, der Pharisäer hatte dem lieben Gott noch Vieles, die Hauptsache, sein Herz, Alles in kindlicher, inniger, demüthiger Liebe zu geben. Und nun — was gab er ihm?

Ob wohl der Z ö l l n e r in der Liebe Gottes stand, wie er dort an seine Brust schlägt und bittet: Gott, sei mir Sünder gnädig! Allerdings — er stand jetzt unter dem Zorn Gottes. Sein Gewissen strafte

ihn um seiner Sünden willen und ihm war bange vor dem Gericht, das er verdient hatte. Er erkannte es, daß er bisher Gott das Seine geraubt, seine Ehre geschändet, Schuld auf Schuld gehäuft habe. Aber jetzt erkennt er reumüthig sein schweres Unrecht. Er kommt hieher in den Tempel, er stellt sich reumüthig in die allerheiligste Gegenwart des gerechten Gottes, er bekennt zerknirscht sein Unrecht, er bittet um Vergebung; er weiß er muß sich auf Gnade und Ungnade ergeben; er kann nur flehen um Gnade, die er nicht verdient hat; er gibt sich Gott dar, er ist fertig mit sich selber, aber er wirft sich dem lieben Gott zu Füßen.

Ich sage, das war ein gesegneter Kirchgang. Ja, für den Mann war's der Mühe werth, daß er kam. Dem war der Gang nicht leicht geworden. Aber wie gut war's, daß er ihn ging!

Wir Alle haben Dem, der da reich ist über Alle, nichts zu geben. Er bedarf unser und unseres Dienstes nicht. Aber wir haben auch kein Recht, ihm das Seine zu rauben. Leider, daß wir's thun! Wir denken viel zu wenig daran, daß Gott unser Herr ist. Wir spielen so gern die Freiherren. Unsere Lust, unser Vergnügen und Behagen, unsere Begierde, unser Wille steht obenan. Gott hat uns mit allen Gaben und Kräften ausgerüstet gewiß nicht, daß wir sie gegen seinen Willen anwenden und damit in seine heilige Weltordnung Störung bringen sollen. Aber das vergessen wir oder fragen nicht darnach. Mit unseren Sünden dienen wir nur uns selbst und bedenken nicht einmal, daß wir uns am Ende doch damit den schlechtesten Dienst gethan haben. Statt Knechte Gottes, Mitarbeiter an seinem herrlichen Gottesreich zu sein, werden wir Sklaven des Lasters. Ach, was hat doch der Satan eine so furchtbare Gewalt über so manche Seele! Die Geschöpfe Gottes ziehen wir mit uns herunter in den Dienst der Eitelkeit. Uns selbst vergöttern wir, aber Gott nehmen wir seine Ehre.

Von wie viel Bösem müssen wir alle Tage hören! Alle Zeitungen sind voll von Berichten über Betrügereien, Gewaltthaten, Rohheiten, Schlägereien, Mordthaten. Wie Vielen begegnen wir täglich auf der Straße, denen man es ansieht, wie die Sünde sie zugerichtet hat. Der Leichtsinn der Zeit ist groß. Wer ernstere Grundsätze verthei-

digt, dem überhandnehmenden bösen Wesen besonders auch um der lieben Jugend willen entgegenarbeiten will, der wird gehaßt und verspottet. Was für lästerliche Reden muß man hören über Religion, und es scheint, es ist bald nichts mehr zu nennen, was dem Geschlecht unserer Zeit groß und heilig ist. Ist dies der Weg, auf welchem das wahre Glück der Menschen befördert werden kann?

Nun — wir mögen denken, daß wir doch anders sind. Wir mögen an dem bösen Geist der Zeit keine Freude haben. Aber — vergessen wir nicht, daß wir doch auch Kinder unserer Zeit sind. Vielleicht klebt uns mehr von ihr an, als wir denken. Nie ist die Gottentfremdung allgemeiner gewesen, als in unserer Zeit. Darum — wir müssen zurück zu Gott. Wir müssen ihn wieder mehr Herr über uns sein lassen. Wir müssen von der leeren Einbildung, als bedürften wir Gottes nicht, umkehren und nüchterner und demüthiger werden.

Ich denke, darum ruht auch oft nicht der rechte Segen auf unserem in die Kirche Gehen, weil wir nicht kommen mit der ernsten Absicht, uns auf's Neue Gott hinzugeben. Die Gewohnheit der Sache stumpft das Gefühl ab. Die Zerstreuung, die von außen hereinkommt, wehrt oft der Sammlung des Gemüthes, und dem matten, ungeistlichen Zustand fehlt der Ernst des Willens, uns auf's Neue mit allen Kräften in den Dienst Gottes zu stellen. Das ist nicht gut.

Sollte eine Seele unter uns sein, die sich's nicht leugnen kann, daß sie wie der Zöllner auf bösen Wegen, in grober, frecher Verachtung des Gebotes Gottes, in schweren Sünden und Lastern dahinging — heute ist sie hier, und ist nicht zufällig hier im Hause Gottes. O liebes Herz, komm, kehre wieder! Du bist nicht glücklich, du bist unter einem Bann. Aber wende dich mit dem Zöllner zu Gott und gib dich ihm hin und bitte um Gnade und Vergebung. Gott ist kein Ding unmöglich. Und er ist ein Vater, der seine Arme ausbreitet und freundlich aufnehmen will ein Kind, das reumüthig und gebeugt vom Irrweg umkehrt zu ihm.

Ich schließe mit einem dritten Worte auf die Frage: Warum geht man zur Kirche?

Man möchte von dort doch auch Etwas mitnehmen. Und das Beste,

was man mitnehmen kann, ist Friede mit Gott und Liebe zu Gott und unseren Mitmenschen.

Wer Gott dort nicht ernstlich sucht und sich ihm nicht recht hingibt, der wird auch nichts Rechtes mitnehmen. Sich selber nahm der Pharisäer wieder mit nach Hause. Er ging weg, wie er gekommen war, kalt, selbstgefällig, ohne innere Bewegung des Gemüthes, ohne etwas Rechtes erfahren, gewonnen zu haben. Lassen wir ihn. Freuen wir uns aber des Zöllners, von dem der Herr sagt: „Er ging hinab gerechtfertigt in sein Haus vor jenem.“ Das war ein Segen. Da hatte er Friede und Freude im Herzen. Da hatte er nun Liebe zu Gott, der ihm gnädig begegnet war. Da war der Anfang eines neuen, besseren Lebens in der Abkehr vom Bösen, in der Liebe Gottes und des Nächsten. Die Kette war zerrissen, das Herz war frei. O gesegneter Kirchgang!

Kirchen sollen uns Stätten sein, wo wir den Frieden Gottes finden, den die Welt nicht hat und nicht kennt. Da hört man die selige Botschaft von der Liebe Gottes in Christo, seinem lieben Sohne. Diese Botschaft ist eine Botschaft der Vergebung der Sünde. Ein bußfertiges und gläubiges Gemüthe darf sie sich aneignen. Es darf trotz aller Selbstanklage sich des Trostes freuen. Und wie wird es dadurch gelockt, wieder zu lieben Ihn, der vergibt Missethat, Uebertretung und Sünde! Mit seiner großen Liebe will Gott es über uns und unser todtes, kaltes Herz gewinnen. Mit seinen Lebensworten will er unsern innern Menschen neu beleben und mit seinem heiligen Geist uns selbst zu seinen Tempeln weihen, die Herrlichkeit seines ewigen, heiligen Wesens und Lebens in uns zu offenbaren. Was Besseres könnte uns zu Theil werden?

Wo liegt's, wenn wir nicht solchen Segen aus der Kirche mit nach Hause bringen? Wo liegt's, wenn wir nicht im Geiste erquickt, mit Fried' und Freude im Herzen dahingehen? Wo liegt's, wenn die Liebe Gottes nicht auch von uns nachher wieder ausstrahlt? Wo liegt's, wenn wir alsobald wieder aus der Kraft des Wortes Gottes in die Kraft- und Saftlosigkeit ordinären, eiteln Wesens und Treibens heruntersinken?

Freunde, ich denke, wir haben doch schon herrliche Stunden der An-

dacht im Hause Gottes je und je gefeiert. Dabei strahlte auf uns die Klarheit, die ausgeht vom Angesichte Jesu Christi. Aber aus den Stunden sollte ein Leben in Gott werden, das die Welt überwindet. Helfe Gott uns dazu! Aus der Welt in die Kirche, aus der Kirche in den Himmel!

Amen.



Am 13. Sonntag nach Trinitatis.

(Luc. 10, 23—37.)

Und er wandte sich zu seinen Jüngern, und sprach insonderheit: Selig sind die Augen, die da sehen, das ihr sehet. Denn ich sage euch: Viele Propheten und Könige wollten sehen, das ihr sehet, und haben es nicht gesehen; und hören, das ihr höret, und haben es nicht gehöret. Und siehe, da stand ein Schriftgelehrter auf, versuchte ihn, und sprach: Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe? Er aber sprach zu ihm: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Er antwortete, und sprach: Du sollst Gott, deinen Herrn, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allen Kräften, und von ganzem Gemüth; und deinen Nächsten als dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Du hast recht geantwortet; thue das, so wirst du leben. Er aber wollte sich selbst rechtfertigen, und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da antwortete Jesus, und sprach: Es war ein Mensch, der ging von Jerusalem hinab gen Jericho, und fiel unter die Mörder; die zogen ihn aus, und schlugen ihn, und gingen davon, und ließen ihn halb todt liegen. Es begab sich aber ohngefähr, daß ein Priester dieselbige Straße hinab zog; und da er ihn sahe, ging er vorüber. Desselbigen gleichen auch ein Levit, da er kam bei die Stätte, und sahe ihn, ging er vorüber. Ein Samariter aber reisete, und kam dahin; und da er ihn sahe, jammerte ihn sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden, und goß drein Oel und Wein; und hob

ihn auf sein Thier, und führete ihn in die Herberge, und pflegte sein. Des andern Tages reisete er, und zog heraus zwei Groschen, und gab sie dem Wirth, und sprach zu ihm: Pflege sein; und so du was mehr wirst darthun, will ich dir's bezahlen, wenn ich wieder komme. Welcher dünkt dich, der unter diesen dreien der Nächste sei gewesen dem, der unter die Mörder gefallen war? Er sprach: Der die Barmherzigkeit an ihm that. Da sprach Jesus zu ihm: So gehe hin, und thue deßgleichen.

„Meister, was muß ich thun, daß ich das ewige Leben ererbe?" Das war die Frage, mit welcher der Schriftgelehrte vor den Herrn trat. Und er hätte mit keiner Frage vor ihn treten können, die wichtiger gewesen wäre. Er dachte dabei wohl an die ewige Seligkeit. Er fragt, was er thun, wie er sich halten müsse, um sie erlangen. Er sieht ein, daß man nicht auf allen Wegen in den Himmel kommen kann. Er will den rechten Weg wissen. Er läßt auch mit seiner Frage merken, daß man nicht im Schlaf selig wird, wie eine Raupe im Schlaf ein hübscher Schmetterling wird. Er fragt: Was muß ich thun?

Nun wäre es gar eine schöne Sache, wenn wir glauben könnten, daß der Mann wirklich recht um seine Seele und seine Seligkeit ernstlich bekümmert war; daß er redlich suchte, den rechten Weg zu lernen und auf ihm gewisse Schritte zu thun. Die Frage ist so wichtig. Die Sache ist so groß. Da sollte es Einem ja wohl voller Ernst dabei sein. Aber — was müssen wir hören? Es wird uns ausdrücklich gesagt, der Schriftgelehrte stund auf, ihn zu versuchen. Mit der Frage war es ihm nur in so fern Ernst, als er glaubte, sie sei eine Falle, mit der er den Herrn fangen und in Verlegenheit bringen könne.

Das war nun nicht recht. Während er sich den Schein gab, als liege ihm so viel dran, den Weg des Lebens zu lernen, war es ihm um die Antwort und die Wahrheit nicht zu thun, sondern um etwas ganz Anderes. Das war unlauter. So fragt Mancher über Sachen aus der Bibel und will seinen Witz und gar seinen Unglauben zeigen und spielen lassen. Aber gerade mit seinem Fragen will er sich nur die Antwort vom Leib halten. Die Bibel hätte ihm gar Großes,

Wichtiges zu sagen. Das wäre die Hauptsache. Darüber bedürfte es keines Fragens und Grübelns. Allein das wollen solche Leute nicht an sich hinkommen lassen. „Gott schuf den Menschen aufrichtig, aber sie suchen viele Künste." Oft gerade auch die Schriftgelehrten.

Der Herr, der doch der Herzenskenner ist, nimmt von der Absicht des Schriftgelehrten scheinbar gar keine Notiz. Die Antwort auf jene Frage ergibt sich aus dem eigenen Munde des Mannes mit der größten Einfachheit. Er weiß das Gebot, den Willen Gottes. Das ist recht. „Thue das, so wirst du leben."

Da war der Knoten, der dem Herrn, ihn zu versuchen, war vorgelegt worden, mit der größten Leichtigkeit und in aller Einfalt gelöst. Dem Schriftgelehrten ging die Sache nur zu einfach. Er fühlte, daß er „den Kürzeren gezogen" hatte. Um seine Beschämung zu verdecken und sich vor den Anwesenden zu rechtfertigen, bringt er eine neue Frage auf, nemlich: Wer denn sein Nächster sei. Aber auch da wird ihm in so herrlicher Weise gedient, daß er gar nicht umhin kann, wieder die Antwort selber zu sagen: „Der, der die Barmherzigkeit an dem Unglücklichen that;" der, der ihn liebte, der war sein Nächster. Nun aber sollen wir Alle an einander Barmherzigkeit thun und Liebe üben; wir sollen Alle einander Nächste sein!

Was braucht's da viel Fragens und Grübelns? Die Sache ist so einfach. Und der Herr gibt dem Schriftgelehrten und uns die Hauptsache mit auf den Weg. Er hat uns sehen lassen, was der Samariter that und er sagt Jedem auch unter uns: Gehe hin und thue desgleichen. Wir fragen:

Was gehört dazu?

Ich antworte darauf: Die gute Gelegenheit. Wo immer die ist, da kann und soll man hingehen und desgleichen thun.

An der Gelegenheit hat es damals auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho nicht gefehlt. Die Gelegenheit barmherzig zu sein war da für die Räuber. Der Mensch, der dort die Straße hinabzog, war in ihren Händen. Die Gelegenheit war für sie da, nicht räuberisch, unmenschlich, roh, mörderisch mit ihm umzugehen, sondern seiner zu schonen und ihn ruhig seine Straße ziehen zu lassen.

Die Gelegenheit war da für den Priester. Er zog des Weges. Er war frisch und munter. Niemand molestirte ihn. Da kommt er an die Stätte, wo der arme zerschlagene Halbtodte in seinen Wunden lag. Er sah ihn. Er merkt, in welchem Elend der Mann ist. Er sieht mit eigenen Augen, wie schändlich er zugerichtet ist. Er weiß, der Mann sollte Hilfe, schleunige Hilfe haben. Er merkt, es war weit und breit Niemand, der sich seiner annahm. War da nicht für einen Priester Gelegenheit, an dem Unglücklichen Barmherzigkeit zu thun?

Und ganz dasselbe war es mit dem Leviten. Auch er kommt auf jenem Wege einhergezogen. Es stört ihn nichts. Da plötzlich liegt der arme zerschlagene Mitbruder vor ihm. Vielleicht er hört ihn in seinen Schmerzen wimmern und seufzen. Da sind die klaffenden Wunden, aus denen das Blut strömt. Ist da nicht eine Gelegenheit, ein Anlaß, eine Aufforderung Gutes zu thun?

Da kommt desselben Weges auch der Samariter. Er zog die Straße als ein Fremdling. Hier in dieser Gegend war er nicht zu Hause. Er wanderte da im Judenlande. Er war froh durchzukommen und bald wieder unter Samaritern zu sein. Wer weiß, welche Gedanken seine Seele erfüllten? Aber siehe da — plötzlich läßt er sein Thier stille halten. Da sieht er die Jammergestalt am Boden liegen. Ei, denkt er, der Mensch da ist ja entsetzlich zugerichtet; was ist zu thun? Den kann man doch nicht also liegen lassen! Und siehe — ihn jammerte sein, ging zu ihm, verband ihm seine Wunden und goß drein Oel und Wein und hob ihn auf sein Thier und führte ihn in die Herberge und pflegte sein. Für ihn war die Gelegenheit da nicht mehr als für die Andern. Aber er war weder der Eine noch der Andere von ihnen, sondern der Samariter.

Und allerdings — der Gelegenheit bedarf's auch heute noch.

Leute, so lange sie gesund und munter sind, arbeiten und Brod verdienen, oder gar Brods die Fülle haben auch ohne daß sie arbeiten, denen braucht man wenigstens äußerlich nicht zu helfen. Da ist kein Anlaß zur Barmherzigkeit, so lange es ihnen gut geht. Leute, die ihren Lebensunterhalt mit gesunden Gliedern und Sinnen selber verdienen können, vielleicht aber nicht wollen, weil sie vor dem Arbeiten eine wahre Angst haben, die können auch mit Recht nicht erwarten,

daß man sie unter die geeigneten Gegenstände des Mitleidens und der Barmherzigkeit zähle. Man würde ja damit gar fremder Sünde theilhaftig und Gutes würde damit nicht befördert. „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen."

Aber darum gibt es doch genug Gelegenheit, Barmherzigkeit zu üben.

Zwar es mag uns nicht gehen, wie dem Samariter. Wir mögen nicht gerade einen von den Räubern also Zugerichteten am Wege liegen sehen. Wenn je, so ist die Frage, was wir thäten. Und am Ende ist es doch gar nicht undenkbar, daß uns Dergleichen begegnen würde. Oder — geschehen nicht täglich genug böse Thaten? Oder ereignen sich nicht oft genug Unglücksfälle, wo man Anlaß hat, zu zeigen, ob man zu Thaten der helfenden, rettenden Nächstenliebe bereit ist? Denket an Feuersbrünste, Wassersnöthen, schreckliche Ereignisse durch unsere neuen Verkehrsmittel und Arbeitskräfte und Maschinen und dergleichen mehr. Da kann man oft höchst unerwartet Anlaß und Aufforderung finden, an unglücklichen Mitmenschen ohne allen Verzug Barmherzigkeit zu üben. Wie würden wir uns bei solchen Anlässen zeigen? Nun — man hört in unserer Zeit viel von Bosheit und Ungerechtigkeit und Grausamkeit, womit die Menschen einander wehe thun. Aber man freut sich doch auch, wenn man dagegen wieder von Anderem hören darf, von dem freudigen Muthe, mit welchem tüchtige Leute dran gehen und ihr Leben einsetzen, um das Leben der Mitmenschen zu retten. Zu was wären **wir** wohl fähig, wenn solche Anlässe sich bieten würden?

Indessen ist gar nicht nöthig, daß wir an außerordentliche Fälle denken. Der Herr sagt uns: „Mich habt ihr nicht allezeit, Arme aber habt ihr allezeit, und wenn ihr wollt, könnt ihr ihnen Gutes thun." Und so ist es auch. Ueberall sind Hungrige zu speisen, Dürstende zu tränken, Nackende zu kleiden, Gefangene zu besuchen. Bald da, bald dort bricht eine Noth aus in diesem oder jenem Hause, in dieser oder jener Stadt, Hunger, Krankheit, Verheerung durch Krieg oder durch die Elemente der Natur. Ist da nicht Anlaß, Barmherzigkeit zu üben? Wenn man's sehen und merken **will**, hat's keine *Noth. An Gelegen*heit, Nächstenliebe zu üben, ist kein Mangel.

Und der liebe Gott legt uns die Dinge so deutlich vor die Augen, daß man sie wahrnehmen muß. Der Priester und der Levit haben sich nicht damit entschuldigen können, daß sie den halbtodten Mitmenschen nicht gesehen haben.

Nun will ich dich aber daran erinnern, daß es überall Wittwen und Waisen gibt. Wenn du willst, hast du Gelegenheit, der Wittwen Sache zu führen und den Waisen Recht zu schaffen aus Barmherzigkeit und dem vom Alter gebeugten Haupt des abgearbeiteten, lebensmüden Pilgers für den Abend der Wanderung ein sanftes Kissen unterzulegen und den müden Füßen eine Ruhestätte zu bereiten. Da sind verwahrloste Kinder genug, namentlich in unseren großen Städten. Die Eltern haben sie vielleicht verlassen oder auch gar ausgestoßen. Nimmt sich ihrer Niemand an, so kommen sie bald in die Hände der wilden Rotte und in eine wahre Schule des Verbrechens. Das Ende ist zuerst der Diebstahl, dann der Raub, dann der Mord, dazu das Gefängniß, vielleicht der Galgen. Mich wundert nicht, daß es gar oft diesen Weg nimmt. Ich weiß, was für ein Heidenleben Tausende von Familien führen und in welche Teufelsschulen da Tausende von Kindern tagtäglich gehen. Kann man erwarten, daß sie aus all dem Schmutz rein und gesund heraussteigen sollen? Es ist Jammerschade um die Seelen. Es ist ein Schaden für Stadt und Land und eine Schande für ein Christenvolk. Ich weiß, man kann und darf oft nicht eingreifen. Dazu fehlt oft schon das äußere Recht. Aber oft hat man auch Gelegenheit, zu helfen und zu bessern. Und dazu — wie viele Aufforderung!

Ueberdies aber — ist's nicht auch Barmherzigkeit, geistliche Hilfe zu bringen, wo es Noth thut? Und wahrlich, es thut überall Noth! Wir müssen die Tausende und Zehntausende von Kindern mit barmherziger Liebe in unsere Sonntagsschulen sammeln und sie dort mit Gottes Wort und Willen bekannt machen. Wir müssen christliche Schulen einrichten, Gemeinden sammeln, Kirchen bauen, für die Erhaltung des christlichen Gottesdienstes sorgen, an der Erziehung der künftigen Träger des heiligen Amtes Antheil nehmen, das Wort Gottes in die Hände der Armen zu bringen suchen, Boten des Evangeliums in die Welt aussenden.

O wie viel Anlaß und Aufforderung ist da, Barmherzigkeit zu üben und Gutes zu thun und zu fördern! Da sollten wir nicht kalt und hartherzig und selbstsüchtig vorbeigehen. Der Herr selber ist's, dem wir da begegnen. „Was ihr Einem unter diesen meinen Geringsten gethan habt, das habt ihr mir gethan!"

Was gehört dazu? Ich gebe eine zweite Antwort auf diese Frage. Außer dem Anlaß und der guten Gelegenheit gehört dazu ein guter, barmherziger Samariter. Das ist Alles.

Dazu braucht es nun vor Allem gar nicht viel Geld und viele Mittel, sondern nur ein göttlich gesinntes, gutes, braves Herz und einen guten Willen.

Vieles Geld hatte der Samariter auch nicht. Zwei Groschen zieht er heraus und dann ist er auf dem Boden von seinem Beutel. Der Wirth in der Herberge muß ihm für den Nothfall borgen. Er thut's aber auch. Er kennt seinen Mann.

Mit viel Geld wäre übrigens auch gar nichts auszurichten gewesen. Ein ganzer Berg von Gold hätte dem unglücklichen, halbtodten, zerschlagenen Menschen gar nicht geholfen. Mit Geld allein kann man kein Leben erhalten. Aber daß der Samariter stille hielt, da die Anderen vorbeigegangen waren, daß er von seinem Thiere stieg, zu ihm hinging, sich über ihn neigte, freundlich ihn anredete, ihn tröstete, ermunterte, sich um ihn bekümmerte, seine Wunden verband, Oel und Wein darein goß, das war's, das hat's gethan. Da war kein Geld drin, aber etwas tausendmal Besseres — die Liebe. Ach, wie wohl wird's dem armen, unglücklichen Menschen gethan haben! Menschenhände hatten ihn zerschlagen, Menschenhände thun ihm jetzt wohl und pflegen seiner. Vielleicht hatte er sich schon aufgegeben. Vielleicht dachte er noch an die Seinen, an Weib und Kinder zu Hause, und wie sie warten werden auf ihn mit Schmerzen und Klagen, daß er nicht komme, und werden vergeblich warten und klagen und ihn nie mehr sehen. Vielleicht sah er den Priester und Leviten vorübergehen. Er hatte Fußtritte gehört und etwa gedacht, da kommt eine helfende Seele. Nein, sie gingen vorüber. Was muß er empfunden haben! Nun aber — da kommt wieder Einer. Und der sieht nicht blos und *geht vorüber*. Nein, der kommt zu ihm, der hilft, den jammert sei-

ner, der fürchtet sich nicht und wendet sich von seinen blutigen Wunden nicht ab, sondern „thut die Barmherzigkeit an ihm.“ Was muß er jetzt empfunden haben!

Freunde, viel Geld war's nicht, aber das rechte Herz und der rechte Wille. Da sagt Mancher: „Ja, wenn ich so reich wäre, wie Dieser und Jener, da wollt ich Gutes thun!“ Schon recht. Aber ich fürchte, es schlüge zuletzt doch oft anders aus. Und traurig wäre es, wenn die Barmherzigkeit nur auf einem großen und vollen Geldsack sitzen könnte. Nein, die muß sitzen im Herzen. Und ist das Herz das rechte, dann sitzt sie auch und thront über dem Geldsack und der Wille ist ihr Diener. Die Zwei richten viel aus.

Wahrlich das Scherflein der Wittwe war scheinbar eine kleine Gabe. Da war doch in der That wenig Geld drin. Ja, wenig Geld, aber viel Herz. Der Heiland bezeugt, daß sie gab „von ihrer Armuth.“ Das war das Schöne. Er sagt, daß sie gab „ihre ganze Habe.“ Das war das Große. Es ist die Liebe, die Barmherzigkeit, die aus der kleinen Gabe gar ein großes Kapital machte, welches Zinsen trug bis auf den heutigen Tag. Die „zwei Groschen“ des Samariters sind wenig. Aber sie sind bis heute zu Millionen geworden. Es liegt drin der Glaube, daß es darauf ankommt, nicht daß man äußerlich Vieles thut, sondern daß man *thut was man kann*; Alles liegt an dem, daß man göttlich denkt und darnach handelt.

Also am vielen Geld liegt's an sich nicht. Wem viel gegeben ist, von dem wird viel gefordert. Aber nicht als ob der, der nicht reich ist, darum nicht barmherzig sein könnte. Sind wir ja doch auch nicht erlöset mit „vergänglichem Gold oder Silber, sondern mit dem theuren Blute Christi als eines unschuldigen und unbefleckten Lammes.“ Also das Erbarmen dessen, der uns mehr liebte als Vater und Mutter uns lieben können und der sich für uns dargab und mit seinem Leben und seinem Blute für uns bezahlte, dieses Erbarmen ist unsere Rettung vom ewigen Tode. Gold ist wahrlich nicht die Hauptsache, sondern die Freundlichkeit, die Theilnahme, das Mitgefühl, das lebendige und geschäftige Wohlwollen. Das kann immer Etwas finden, um die offenen, schmerzvollen Wunden zu verbinden; das hat immer ein paar Tropfen Oel und Wein, um sie drein zu gießen. Der *reiche* Ma

hat den armen Lazarus vor seiner Thüre liegen lassen. Die arme Wittwe zu Sampta hat den Propheten zur Zeit der Hungersnoth aufgenommen.

Kleine Bächlein zusammenrinnend machen einen Bach. Man kann immer Dies und Jenes thun auch mit geringen Mitteln. Das Waisenhaus zu Halle, in dem so viele Tausend Waisen sind genährt, gekleidet, gepflegt, erzogen worden, hat mit Einem Thaler angefangen. Wo der rechte Wille ist, da findet er auch einen Weg. Es geht in manchem Hause knapp genug her. Aber ich weiß es aus meines Lebens Erfahrung, die mich in allerlei Häuser führt, daß auch heute noch mancher Arme sein Stücklein Brod theilt mit dem Hungrigen und manche Wittwe ihr Scherflein gibt um der Barmherzigkeit Gottes willen. Nun, ihr lieben reichen Leute, dahinter dürft und könnet ihr nicht zurückbleiben. Und das Herz, das recht gestellt ist, das weiß auch seine Pflicht und thut sie; das fühlt in sich den Trieb, den Gott hineingepflanzt und durch seinen heiligen Geist belebt hat, und folgt ihm.

Darum, liebes Herz, weiche der Gelegenheit nicht aus, Barmherzigkeit zu üben. Denke daran, wie dir's zu Muthe wäre, wenn du im Jammer und im Elend, in Sorge und Kummer säßest und Andere würden nur so kalt und selbstsüchtig an dir vorbei gehen. Laß dir's auch nicht in den Weg kommen, daß man oft keinen Dank für Gutthaten empfängt. Das begegnet ja dem lieben Gott auch; aber er läßt doch seine Sonne scheinen auf Gerechte und Ungerechte und regnen über Gottlose und über Fromme.

Um der gute, barmherzige Samariter zu sein braucht's auch nicht viele Macht und Gewalt, wohl aber Eines — die Macht der Liebe.

Macht und Gewalt hatten die Mörder über den armen Menschen auf dem Weg von Jerusalem nach Jericho. Und sie haben sie schändlich mißbraucht. Macht und Gewalt hatten auch der Priester und der Levite, an ihm Barmherzigkeit zu üben. Aber auch sie machten davon keinen Gebrauch. Sie haben insofern gerade gethan, was die Räuber endlich auch thaten: „sie ließen ihn halbtodt liegen.“ So fand ihn der Samariter. Aber der kam herangezogen mit einer gewaltigen *Macht, mit der Macht der Liebe.* Darum konnte er den Halbtodten

auch nicht liegen lassen. Er konnte denken: Dieselben Räuber, die ihn schlugen, mögen auf dich lauern. Er konnte sich vorsagen, der Mann da am Wege gehe ihn gar nichts an und sei vielleicht gar ein Jude, mit dem er als ein Samariter sich gar nicht solle zu schaffen machen. Er konnte berechnen, daß der Halbtodte ihm nur Aufenthalt mache und ihm am Ende gar allerlei Ungelegenheiten bereiten könne und was dergleichen mehr ist.

Aber das Alles störte ihn nicht und hinderte ihn nicht. Ihn bewegte und trieb etwas Anderes und weit Stärkeres, nämlich die Macht der Liebe.

Daran darf's freilich nicht fehlen. Sonst wird entweder nicht gethan werden, was wir thun sollen, oder es wird gethan werden, aber nicht im rechten Geiste, nicht aus den rechten Beweggründen. Was ist es dann werth?

Aber wo nun diese Macht der Liebe einmal eingezogen ist, da ist ihr unendlich Vieles möglich. Was vermag sie doch in einem Mutterherzen! Ein Kindlein ist gar ein schwaches, hilfloses Wesen. Es weiß sich selbst nicht zu rathen. Es ist ganz auf Andere gewiesen. Es hat viele Bedürfnisse. Man muß es nähren, kleiden, reinigen, bewachen, pflegen. Aber die Mutter wird gar nicht müde, sich mit dem armen, schwachen, hilflosen Wesen abzugeben. Sie muß den Tag über für dasselbe sorgen, des Nachts dafür wachen; sie muß sich vielem Unangenehmem unterziehen, sie muß gar Vieles wagen und dulden und entbehren um des Kindleins willen. Aber es ist ihr nicht möglich, daß sie seiner sich nicht erbarmen sollte. Und bei all' der Mühe und Sorge, die sie mit dem Kindlein hat, da herzt sie es noch und küßt es und hat an ihm ihre größte Freude. Und ob ihr auch alles Leid widerfahren sollte, sie schlägt das gar nicht an, wenn nur dem Kinde nichts fehlt. Sehet, das ist die Macht der Liebe.

Die Juden haben dem Heiland alles Böse angethan. Sie haben ihn mit dem schmählichsten Undank behandelt. Sie lassen alle Bosheit, alle Rohheit an ihm aus. Sie können ihn mit Hohnlachen in seiner Leidensgestalt sehen. Sie können den Barrabas, den Mörder, los bitten, und über Christum, den Unschuldigen, rufen: Kreuzige ihn! Ja, sie können ihn auch an's Kreuz bringen. Aber eins können sie nicht,

die Macht der Liebe können sie darum aus seinem Herzen nicht vertreiben. Die ist unüberwindlich.

Gewalt und Macht ist gar oft ein Schrecken und ein Verderben. Die Macht der Liebe ist aber ein Segen. Die Gewalt der Räuber schlug den armen Wanderer nieder. Die Macht der Liebe im Samariterherzen richtete ihn auf. Saulus, als er hinabzog nach Damascus, hatte Gewalt und Macht in seiner Hand. Damit konnte er erschrecken, binden, in's Gefängniß überantworten. Als er wieder als ein Paulus heraufzog und in die Welt auszog, da wollte er Niemand schrecken, Niemand wehe thun. Nein, er wollte sich sogar für seine Brüder verbannen lassen; er zog unter die Heiden, um ihnen die trostvolle Botschaft von der Gnade Gottes in Christo, und von der Vergebung der Sünden zu bringen, um sie einzuladen in's Reich Gottes. Da war aber eine andere Macht in sein Herz eingezogen, nämlich die Macht der Liebe.

Der Blitz offenbart eine furchtbare Gewalt. Er ruft den Donner und sein Rollen und Grollen. Er zerschmettert die stärksten Bäume. Er zündet und verzehrt in wenigen Augenblicken die Segensernte eines Jahres. Er trifft, und im Nu ist es um ein Menschenleben geschehen. Das ist eine Gewalt des Schreckens. Die Sonnenstrahlen senken sich auf die Flur. Sie berühren gar sanft und stille wie mit zartem Kusse die Millionen Halme im wogenden Felde. Da erwärmen, erquicken, bewegen, beleben sie alles, daß es wächst und gedeiht und zeitigt, und wir uns des Segens freuen. Das ist eine Macht der Liebe.

Die Jünger wollen in ungeheiligtem Eifer Feuer herabrufen auf eine Stadt, die den Herrn nicht aufnehmen will. Mit Gewalt der Elemente wollen sie drein fahren. Aber der Herr spricht zu ihnen: „Wisset ihr nicht, welches Geistes Kinder ihr seid? des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erretten!" Und wieder: „Gott hat seinen Sohn nicht gesandt, daß er die Welt richte, sondern daß er sie selig mache!" Das ist die Macht der Liebe.

Und der Macht der Liebe bedürfen wir alle. Ihrer bedarf der Aermste und der Reichste, der Schwächste und der Stärkste, der Kranke *und der Gesunde*. Ihrer bedarf täglich und stündlich der frömmste

Mensch auf Erden, und ihrer bedarf der arme Sünder, der nichts vor sich hat als ein Ende mit Schrecken. Und ihrer bedarfst auch Du!

Soll aber diese Macht der Liebe nur von außen an uns heran kommen? Soll sie nicht auch in uns eindringen, uns beleben, beseelen, in uns wohnen, durch uns wirken? Sieh, von dem war Etwas in dem Herzen des Samariters. O wie hat der Unglückliche das fühlen können, an dem er die Barmherzigkeit that! Und ist er nicht uns allen heute noch lieb und werth? Nun sieh — du Christ solltest doch nicht weniger sein wollen. Laß nur die selige Macht der Liebe auch in dein Herz kommen. Werde und sei auch du der gute, barmherzige Samariter!

Und — dazu wird zuletzt nicht nöthig sein viel Wissen und hohe weltliche Bildung und Wissenschaft, sondern nur die wahre Weisheit und Erkenntniß.

Der Priester und der Levit mochten Vieles besser wissen als der Samariter. Aber das war bei ihnen ein todtes Capital; Holz, das nicht brannte und nicht wärmte; Licht wie im kalten Januar, bei dem Einer erstarren und sterben kann. Der Samariter hat, was er wußte, recht erkannt als die Wahrheit, das Wahre und hat es sich recht zu eigen gemacht. In ihm war's Geist und Leben geworden. Er weiß, das ist Gottes Wille, daß wir Menschen uns unter einander lieben, daß wir einander Gutes thun sollen. Und er erkennt, wie schön und herrlich dieser Gotteswille ist. Er trägt das Gebot nicht etwa nur im Kopf, im Gedächtniß, nein, es ist und lebt in seinem Herzen. Und wir sehen ihn nun in seiner thätigen Barmherzigkeit mit Freuden. Er ist frei von Vorurtheil, geht an die Sache mit weiser Benützung der Zeit; er bringt die Hilfe, die eben jetzt nöthig und möglich ist; er wählt die rechten Mittel, und was er angefangen, das führt er fort so lange er kann und sorgt, daß es auch bis zum Ende hinaus geführt werde. Ein weises Herze in seiner Liebe, dies Samariterherz!

Unsere Zeit ist so stolz auf ihr Wissen. Und wir wollen uns ja freuen, wenn uns die Decke des Irrthums und der Unwissenheit vom Auge genommen wird. Aber Vieles von dem Wissen unserer Zeit steht doch auf gar schwachen Füßen. Manche Errungenschaft, über die man heute triumphirt, wird vielleicht nach kurzer Zeit unter die

Träume verwiesen. Und wir erfahren es recht in unsern Tagen, daß „das Wissen aufblähet, die Liebe aber bessert.“ Von Gott und seiner Liebe wollen die Menschen nichts mehr hören. Für die Herrlichkeit seines Evangeliums haben sie kein Aug und kein Ohr mehr. Der Heiland sagt in unserem Evangelium: Selig die Augen, die sehen, das ihr sehet; die Ohren, die hören, daß ihr höret! Heute fehlts dazu bei Tausenden am Glauben, und nur mit dem rechten Glauben wächst auch die Liebe, die Liebe zu allem Guten, Göttlichen, Heiligen. Man reißt ein am Tempel Gottes ohne Rücksicht auf den Verlust, den Menschenseelen damit erleiden. Für das bischen Wissen, das wir etwa gewinnen, müssen wir schrecklich theuer bezahlen, und für das Verlorene an heiligen Gütern finden wir keinen Ersatz.

Und leider müssen wir's bekennen, daß auch die Liebe und Barmherzigkeit, wie sie im alltäglichen Leben geübt wird, oft nicht die rechte weise Liebe ist. Man folgt nicht den rechten Beweggründen; man gibt, um des Bittens los zu werden; man hilft oft damit gar noch dem Bösen.

Hier ist noch eine große Aufgabe der Christenheit. In ihrer Zerbröckelung, wie sie eben einmal ist und wie wir's nicht ändern können, da fehlt Vieles zum einheitlichen, allseitigen, umfassenden Wirken der Barmherzigkeit. Die rechte Weisheit fehlt.

Und doch — auch unsere Augen sehen, und unsere Ohren hören Vieles, dessen wir uns freuen mögen.

Aber die Hauptsache bleibt für uns jetzt die: Wo die Gelegenheit kommt, da komme auch der barmherzige Samariter! Und der barmherzige Samariter sei Du! Denn darum sagt der Herr: Gehe hin und thue desgleichen!

Amen.



Am 16. Sonntag nach Trinitatis.

I.

(Luc. 7, 11—17).

Und es begab sich darnach, daß er in eine Stadt mit Namen Nain ging; und seiner Jünger gingen viele mit ihm, und viel Volks. Als er aber nahe an das Stadtthor kam, siehe, da trug man einen Todten heraus, der ein einiger Sohn war seiner Mutter; und sie war eine Wittwe, und viel Volks aus der Stadt ging mit ihr. Und da sie der Herr sahe, jammerte ihn derselbigen, und sprach zu ihr: Weine nicht! Und trat hinzu, und rührete den Sarg an; und die Träger standen. Und er sprach: Jüngling, ich sage dir, stehe auf! Und der Todte richtete sich auf, und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter. Und es kam sie alle eine Furcht an, und priesen Gott, und sprachen: Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden, und Gott hat sein Volk heimgesucht. Und diese Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land, und in alle umliegende Länder.

Wir lesen in unserem heutigen Evangelium von unserem Heiland: Als er sie sahe, da jammerte ihn derselben. Er sah die Mutter, die Wittwe in ihren Thränen und das ergriff ihn in seinem Gemüthe, es jammerte ihn. Es ist dies aber keineswegs das einzige Mal, daß wir Solches von ihm lesen. Matth. im 7. Capitel, Vers 36, lesen wir: Und da er das Volk sahe, jammerte ihn desselben, denn sie waren verschmachtet und zerstreuet wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Und Capitel 14, Vers 14, heißt es: Und Jesus ging hervor und sahe das große Volk und es jammerte ihn derselben und heilete ihre Kranken. Wiederum Capitel 10, Vers 32, lesen wir: Und Jesus rief seine Jünger zu sich und sprach: Es jammert mich des

Volkes; denn sie nun wohl drei Tage bei mir beharren und haben nichts zu essen. Ebenso dort als nahe bei Jericho dem Herrn zwei Blinde begegnen, die ihn um Hilfe baten, da lesen wir Capitel 20, Vers 4: Und es jammerte Jesum und er rührete ihre Augen an; und alsbald wurden ihre Augen wieder sehend, und sie folgten ihm nach. Und nun also auch hier bei der Wittwe zu Nain hören wir, daß den Heiland derselben jammerte.

Es ist das gar ein lieblicher Zug am Wesen Christi, den uns die Evangelisten damit bezeichnen. Er hatte gar ein weiches, mitfühlendes Herz; er, der große Hohenpriester, der versucht war allenthalben gleich wie wir nur ohne Sünde, der hat Mitleid mit unserer Schwachheit. Er weiß, wie uns zu Muthe ist, wie es uns ergeht. Und er nimmt Antheil dran.

Aus dem Allem lernen wir, daß ihm die Noth der Menschen nahe ging. Er lebte eben nicht für sich, sondern für Andere. Bei uns ist das gar anders. Wir leben eben meistens Jeder nur für sich selbst und um die Andere bekümmern wir uns meistens nicht. Bisweilen wohl da kommt uns irgend ein Nothstand so ganz grell vor die Augen, daß wir nicht nur vorübergehen können, sondern wohl auch einmal und das andere Mal Etwas thun. Aber im Ganzen lebt eben Jeder sich selber und den Seinigen. Und mancher lebt nicht einmal den Seinigen, sondern nur sich selbst. Er fragt nur darnach, daß es ihm gut geht. Das große Elend der Welt aber, der ganze Jammer, den Sünde, Unwissenheit, Gewissenlosigkeit, Laster, Bosheit und Unredlichkeit in der Welt anrichten, der ist ihm gleichgiltig. Unsere Stadt heißt Philadelphia, die Stadt der Bruderliebe. Wie Viele ihrer Hunderttausende von Bewohnern stehen nun wohl auch in dem Geist und Sinn, den das Wort andeutet? Ach, große Städte geben besonders viel Anlaß Gutes zu thun. Aber in ihnen wird auch die Selbstsucht besonders aufgestachelt.

Was wäre aber die Welt und was würde aus ihr, wenn nicht ein göttliches Erbarmen über ihr wäre? Das ist die einzige Heilquelle, der einzige Trost in all' dem Elend der Welt — Es ist das göttliche Erbarmen, das alles „Denken übersteigt!" Dieses Erbarmen ist in *Christus in die Welt* gekommen. Darum jammerte ihn das Elend, in

dem wir Menschen sind. Darum kommt er, ein Erretter und ein Helfer. Und so kommt er auch nach Nain und zu der weinenden Wittwe. Und so kommt er heute noch zu den Elenden und Gebeugten. Und kommen will er auch zu uns.

Nun wollen wir aber Alles, was uns unser Evangelium vorhält, zusammenfassen in zwei Worte. Wir können sagen:

Das Todtsein und das Lebendigwerden.

Der Heiland kam von Capernaum. Auch dort hatte er eben an dem Knecht des Hauptmanns seine Lebens- und Heilkräfte geoffenbart und eine That der Liebe gethan. Nun zog er hinaus auf Land und wanderte durch die lieblichen Fluren Galiläas.

Er kommt aber nicht allein, sondern wir lesen „seiner Jünger viele und viel Volks ging mit ihm.“ Wir lernen da, daß der Herr viele Jünger hatte. Es wird uns das auch ja sonst bisweilen gesagt. Das waren Seelen, die zwar nicht in dem engen Verhältniß der Zwölfe zu ihm standen, aber doch auch als seine Nachfolger angesehen wurden. Zudem hören wir, daß „viel Volks“ mit ihm ging. Da trieb wohl Manche die Neugierde. Andere mochten doch auch gerne das Wort vom Reiche hören. Der Heiland kommt gar oft mit vielen Zeugen. Und er darf sich vor den vielen Zeugen gar nicht fürchten bei Allem was er redet und thut.

Wie sie nun nahe zu dem Stadtthor von Nain kommen, da zieht ein ernster Zug heraus aus demselben.

Das Stadtthor zu Nain mag manchen Feind und manchen Dieb und Räuber abgehalten haben. Einer aber war hineingekommen trotz Mauer, Thür und Riegel. Den hält nichts auf. Dem ist keine Mauer zu hoch, keine Thüre zu stark, kein Schloß zu fest. Den kann man mit Geld nicht abkaufen, mit Kunst nicht wegweisen. Vor dem gilt kein Verstecken. Arm oder reich, gelehrt oder ungelehrt, hoch oder nieder, auch gut oder böse — es macht keinen Unterschied. Er schont auch des Kindleins auf der Mutter Arm so wenig als des Alten, der vielleicht doch noch gerne etwas länger, nur auch noch so ein Paar Jährchen bei den Seinen bliebe.

Dieser Feind war jetzt auch nach Nain gekommen und hatte sich einen Raub geholt. „Siehe, da trug man einen Todten heraus.“ Und das war nicht etwa ein zartes schwaches Kindlein, das von Weh und Ach der Welt noch nicht viel erfahren hatte und jetzt am Mutterherzen zum letzten Mal eingeschlummert war, wie ein schwaches Lichtlein nach und nach erlischt. Es war auch nicht ein Hochbetagter, der vielleicht gewartet hatte lange, lange auf seines Leibes Erlösung. Nein; ein Jüngling war es, den sie da hinaustrugen. Wie war er doch sonst so munter gewesen und wie mag er oft durch dies Stadtthor leichten Schrittes, hellen Auges hinausgegangen sein auf Feld und Flur. Aber jetzt trugen sie ihn. Da lag er — die Augen geschlossen, die Wange blaß, die Glieder starr. „Was ist alle Herrlichkeit des Fleisches? Gleich des Grases Blumen auf dem Felde, die am Morgen blühet, schnell abgehauen und bald welk wird!“

Was die Ursache des Todes des Jünglings gewesen sein mag, ob er langsam dahin siechte oder plötzlich abberufen wurde, das ist uns unbekannt. Die letzte Ursache liegt aber in dem alten, wohlbekannten Wörtlein: Der Tod ist der Sünde Sold.

Nun hören wir aber, daß dieser Jüngling war ein einziger Sohn seiner Mutter, und sie war eine Wittwe. Da sehen wir ein wenig in den Zusammenhang der Sache. Gewiß an dem einzigen Sohne hing das Mutterherz mit besonderer Liebe. Und ihn sah sie, die eine Wittwe war, an als die nächste irdische Stütze. Diese Stütze war jetzt gebrochen. Die Zukunft lag sehr dunkel vor den thränennassen Augen der Wittwe. Und das Mutterherz hatte sein Liebstes auf Erden verloren. Da war Leid und Kummer. Der Tod bringt Leid und Thränen genug in die Welt. Aber getrost! Hier sollte es auch diesmal gehen nach dem Wort des Herrn: „auf daß die Werke Gottes offenbar werden!“

Wir lesen auch, daß „viel Volks aus der Stadt mit ihm ging.“ Das zeigt doch eine Theilnahme. Es beweiset wohl auch eine Achtung und Ehrerbietung gegen die weinende, leidtragende Mutter. Vielleicht deutet es auch hin auf den guten Namen, den der Jüngling hatte. Das war immerhin löblich und tröstlich. Nur war eben damit das Leid nicht abgenommen und der Tod nicht überwunden. Wo

es recht darauf ankommt, da können wir Menschen eben doch einander nicht helfen. Der Jüngling war todt. Das endet Alles für diese Welt.

Mit diesem Todtsein sind wir auch bekannt. Wir werden tausendmal erinnert an das Sterbenmüssen. Wir hören es oft zu unserer Ueberraschung von diesem oder jenem Bekannten, daß er jetzt auch gestorben ist. Wir begegnen auch so manchem Leichenzuge. Wir begleiten je und je einen Freund oder Verwandten zur letzten Ruhestätte. Vielleicht haben wir schon im eigenen Hause Bekanntschaft mit dem Tode gemacht. Wir wissen wohl genug, daß die Reihe früher oder später, einmal ganz gewiß, auch an uns kommen muß. Und wir haben auch Alle ein Sprüchlein gelernt, klein, aber sehr ernst, das besagt: „Es ist dem Menschen gesetzt, Einmal zu sterben, und darnach das Gericht!" Das Sprüchlein sollten wir nicht vergessen. Das Sterben an ihm selber ist keine Kunst. Aber das Wohlsterben, das ist ein Anderes.

Nun gibt es aber auch ein anderes Todtsein. Die Frage ist, ob wir damit auch bekannt sind. Und dabei ist gleich zu bemerken, daß Einer in diesem anderen Tode sein kann und es nicht einmal weiß.

Das Wörtlein Tod und Todtsein wird in der heiligen Schrift in gar eigenthümlicher Weise gebraucht. Es ist da die Rede von geistlich todten Menschen. Das sind Leute, die zwar dem Leibe nach leben, essen, trinken, arbeiten, lachen und weinen. Aber dem Geiste nach leben sie nicht. Essen, trinken können andere Geschöpfe auch und noch Vieles dazu. Aber im Geist leben, als im rechten, höheren Elemente, das können sie nicht. Der Mensch aber kann es, wenn er im rechten Verhältniß steht zu dem, der lauter Geist, heiliger Geist ist und ihn nach seinem Bilde geschaffen hat. Es gibt ein geistliches Leben, welches gegenübersteht dem Leben nach den Lüsten des Fleisches. Es gibt ein Leben, in welchem der Geist herrschet und die Oberhand hat. Es gibt aber auch ein Leben, in welchem das Fleisch, das Niedere, das Sinnliche herrscht und überwuchert. Da gilt der Geist von oben her nichts. Da ist der Geist eigentlich todt. Er hat keinen Pulsschlag. Er athmet nicht. Er thut nichts, wirkt nichts. Das nennt die Schrift das Geistlichtodtsein.

So redet Gottes Wort auch von todten Werken (Ebr. 9, 14). Was soll das sein — todte Werke? Es müssen Werke sein, denen es doch am rechten inneren Leben fehlt, an der Seele; die man thut, wie man sie im geistlich todten Zustand eben thun kann. Es sind Werke, wie die fleischliche Natur sie vollbringt, die aus sich, aus ihren Lüsten und Begierden, nicht aus dem Geist, der Kraft von oben, dem göttlichen Lebensodem lebt. In solchen Werken pulsirt also ein dem Leben aus Gott geradezu entgegengesetztes Leben, welches aber, als losgerissen von Gott, den Tod schon in sich trägt und zum ewigen Tode führt. Solche Werke stehen unter dem Verdammungsurtheil Gottes. Mit ihnen wird ihm nicht gedient. Er sieht an ihnen nicht die Lebenszeichen, die er sehen will. Das sind todte Werke.

So lesen wir auch, daß selbst der Glaube todt ist, so er keine Werke an ihm hat. Von einem Baum erwartet man, daß er ausschlägt, Blätter und Blüthen treibt und Früchte bringt. Dazu hat er Wurzeln, Stamm und Zweige; dazu steht er in der Erde und im Sonnenschein und Regen. Thut er's nicht, so ist er todt. So hat ein Mensch den Glauben an Christum eben zu dem Ende, daß er dadurch viele gute Werke hervorbringe. Er steht im Boden der Kirche und des Wortes Gottes. Er genießt den Frühregen und Spätregen der göttlichen Wahrheit. Er steht im Sonnenschein der göttlichen Gnade. Er sagt, er habe Glauben. Wenn aber nun der Glaube trotz dem Allen keine rechten Früchte bringt, wenn die Werke fehlen, welche aus der empfangenen Gnade und Wahrheit kommen sollen, dann fehlt solchem Glauben das Leben. Das ist ein todter Glaube.

Gottes Wort redet auch von einem anderen, dem ewigen Tode. Von wem Gott seinen heiligen Geist und seine Gnade nimmt, der steht unter dem Zorn Gottes. Der ist von Gott, dem Quell des Lebens, abgeschnitten. Er lebt zwar, er existirt. Aber das ist kein wahres Leben. Er steht unter dem Fluche und hat keine Vergebung seiner Sünden. Da kann natürlich kein Leben und Seligkeit sein. Wenn ich den Zweig vom Baume haue, so verdorret er. Wenn ich den Arm vom Leibe reiße, so verfaulet er. Wenn eine Seele von Gott losgerissen ist, so ist sie von der Seligkeit, von Ruhe und Frie-

den abgeschnitten. Das ist ein schreckliches Lebenmüssen, aber kein seliges Lebendürfen. Und ist des Jammers kein Ende abzusehen. Deswegen ist jetzt die angenehme Zeit und jetzt der Tag des Heils.

Wenn wir einen Todten sehen, so merken wir, daß der Lebensgeist entflohen ist. Darum die Regungslosigkeit, die Theilnahmlosigkeit. Die Augen sehen nicht, die Ohren hören nicht. Der Leib liegt da, starr und kalt. Das Leben ist fort. — Der Lebensgeist eines wahren Christenmenschen ist nicht der Naturgeist, das natürlich beseelte Wesen. Ein Christenmensch hat einen anderen Geist empfangen durch das Werk Gottes an seiner Seele, den Geist aus Gott. Wo dieser Geist fehlt, da ist ein Mensch noch todt für die göttlichen Dinge, Wahrheiten, Kräfte und Werke. Wenn ein Mensch von diesem Geist aus Gott empfangen hat und die Gabe Gottes nicht erkennt, bewahrt und weckt, da wird der Geist des Lebens wieder von ihm genommen und er fällt zurück in den geistlichen Tod. Darum betrübet nicht den Geist Gottes, durch welchen ihr versiegelt seid auf den Tag der Erlösung! (Eph. 4, 30.)

Ein Leiblichtodter ist, wie wir wahrnehmen mögen, empfindungslos. Man mag mit ihm anfangen, was man will, er fühlt es doch nicht. Nichts macht auf ihn den geringsten Eindruck. Es ist ganz ähnlich mit geistlich-todten Leuten. Die herrlichsten, seligsten Wahrheiten von der Liebe Gottes machen keinen Eindruck auf sie. Die ernstesten Worte, womit die heilige Schrift zeugt gegen die Sünde, fallen von ihnen ab wie der Tropfen Wassers am Fittig des Vogels. Alle Warnungen vor dem Gericht und dem ewigen Verderben sind an ihnen verloren. Vielleicht machen sie gar ihren Spott mit dem Heiligen. Die Liebe Gottes, die sie auf ihrem Lebenswege erfuhren, weckt sie nicht zum Danke. Trotz ernster Züchtigungen beharren sie in ihrer Unbußfertigkeit und ihrem Leichtsinn. Es gilt von ihnen, was der Prophet sagt: „Du schlägest sie, aber sie fühlen es nicht!“ (Jer. 5, 3.)

Ein Leiblichtodter nimmt auch nichts an; es ist ihm mit nichts beizukommen; man kann ihm nichts beibringen. Auch die allerköstlichste Arzenei ist an ihm völlig verloren. Gerade so ist es mit dem

Geistlichtodten. Ein geistlichlebendiger Mensch erquickt sich am Wort Gottes. Er freut sich dieses Brodes des Lebens. Eine kräftige Predigt des Evangeliums erfrischt ihn und stärkt ihn. Der Genuß des heiligen Abendmahles wird ihm zu einer geistlichen Sättigung und Belebung. Er erbaut sich in der Gemeinde und mit ihr am Gebet, am Gesang, an Wort und Sacrament. Er weiß da und dort zu Hause oder in seinem Berufe oder im Umgang mit Anderen oder in der Betrachtung der Werke und Thaten Gottes Etwas zu gewinnen. Gott redet auf allerlei Weise und Wegen zu uns. Man kann überall etwas Gutes finden und heim bringen. Davon aber weiß ein Geistlichtodter nichts. Es bietet sich auch ihm gar Vieles dar, was zum göttlichen Leben und Wandel gehört. Aber er ist nicht dafür da. Er merkt's nicht. Er nimmt's nicht an.

Ein Leiblichtodter thut nichts. Andere fangen mit ihm an, was sie wollen. Hier der Jüngling, der sonst so munter einherzog, wird jetzt getragen. Vielleicht Genossen seiner Jugend erwiesen ihm diesen letzten Dienst. Sonst da rollte das Blut in seinen Adern, da nährten sich die frischen Kräfte, da ging der Athem aus und ein, da griffen die Hände zu, da redete der Mund, da leuchtete das Auge. Mit dem Allen ist es aus und vorbei. Sonst hat er vielleicht der Mutter manche Arbeit geleistet und für sie manche Last getragen. Jetzt liegen diese Arme so schlaff und todt da! Der Jüngling thut nichts mehr, er ist todt.

Es gilt dasselbe im rechten Sinne auch von einem Geistlichtodten. Er lebt zwar dem Leibe nach. Aber dem Geiste nach ist er todt und thut nichts. Er denkt nicht nach über ernste, hochwichtige Dinge. Er wacht nicht über sich selbst. Er prüft sich und sein Herze nicht und fragt nicht darnach, auf welchem Wege er gehe. Er betet auch nicht; es fehlt Lust und Kraft, sich zu Gott zu erheben und aus diesem ewigen Quell des Lebens Heiligungskräfte zu schöpfen. Er fördert auch nichts Gutes an Anderen. Er denkt nicht daran, daß da mitten drin im Weltreich ein Gottesreich gegründet ist, und daß er auch berufen ist, an demselben einen herzlichen Antheil zu nehmen, als ein wahrer Jünger Christi in seines Heilandes Fußstapfen zu treten und so auch *in Anderen* Gutes zu fördern, mit rechtem christlichen Wandel und

Beispiel. Die Welt liegt im Argen. Man sollte sich ja freuen, ein Mitarbeiter Gottes zu sein und an Allem thätigen Antheil zu nehmen, was zum Besseren dienen kann. Aber geistlichtodte Leute thun darin nichts. Sie bekümmern sich oft gar nichts um Kirche, Predigt, Gemeinde. Sie kommen nicht zum Tische des Herrn und wollen sich auch dazu mit bußfertiger Gesinnung und gläubigem Herzen nicht anschicken. Oder es mag sein, daß sie äußerlich solche Stücke halten. Es mag sein, daß sie den Schein der Gottseligkeit haben, aber sie sind doch geistlichtodt. Die Kraft zu einem gottseligen Leben und zu einem Stande guter Werke fehlt. Sie ist erstorben. Der gute, gesunde Baum bringt Frucht, nicht aber der todte Baum. Tragen aber lassen sich geistlichtodte Leute. Der Strom der Welt, der Strom des Weltgeistes und Zeitgeistes trägt sie auf seinem breiten Rücken. Gegen die Wogen weltlichen Leichtsinns, die hervorbranden, wehren sie sich nicht. Sie lassen sich von ihnen fortreißen. Da ist kein rechtes Leben. Da herrscht der Tod und bindet und fesselt die Glieder, daß sie nichts Rechtes, Göttliches thun.

Was wartet zunächst auf den Leiblichtodten? Die Verwesung. Das ist ein demüthigendes Wort. Das also, Zerfall, Verfaulung, Todtengeruch, ist das Ende von all' der Herrlichkeit! Es ist so. Und hilft dagegen keine Kunst. Der Staub muß wieder zum Staube, von dem er genommen ist. Man mag ihn einbalsamiren und zu erhalten suchen. Es hilft wenig, und eine Mumie ist keine schöne Gestalt. Ebenso gehet auch von einem geistlichtodten Menschen Verwesungsgeruch aus. Man mag den Todeszustand des inneren Menschen bedecken, wie man will, es hilft doch nichts; innen ist's Moder und Todtengebein. Man mag heutigen Tages noch so viel geistlichtodtes Wesen einbalsamiren und einwickeln in gar schöne Worte von Bildung und Aufklärung und Fortschritt und Freiheit und Wissenschaft. Tausendmal merkt man's mit Schrecken, daß der Tod dahinter waltet und hauset, oft gar häßlich und erschrecklich. Nein, es hilft nichts — trotz all' unserem Stolz auf unsere Zeitbildung, trotz all' dem Gerede von Triumphen des menschlichen Geistes offenbart sich überall viel fleischliche Rohheit und viel faules Wesen, Verwilderung und Zerfall der besseren Sitte. Wo so viele Tausende den Sinn für

die Herrlichkeit und Lieblichkeit des Evangeliums von Christo verloren haben, da erwarten wir keine Verbesserung, wohl aber befürchten wir eine Zersetzung, ein Zerfallen und Sinken.

Man kann auch nach den Ursachen des Geistlichtodtseins fragen. Der Tod ist überall in der Welt der Sünde Sold und so auch der geistliche Tod. Jetzt kommen wir Alle in die Welt Fleisch vom Fleisch gebornen, mit einem gewaltigen Hang nach sinnlichem Genuß; mit mächtigen Trieben, die ihren Willen auf das Fleischliche, Weltliche hin haben wollen; mit einem Widerwillen gegen geistliche Dinge und ein geistliches Leben. Das ist unser Elend von vornherein. Das bringen wir mit. Da ist der Tod schon drin, da fehlt ganz das rechte göttliche Leben, wie wir's führen sollten. Die Menschen wollen in unserer Zeit an den Zusammenhang zwischen Sünde und Elend und Noth und Tod nicht glauben. Und doch kann man's mit Händen greifen, wie ganz anders der Zustand der Welt wäre, wenn keine Sünde, kein Unrecht, keine Schlechtigkeit, kein Laster da wäre.

Und nebenher wirken immer noch andere Ursachen mit. Mancher wird in seiner Jugend gar sehr in geistlichen Dingen verwahrloset. Manches Kind wächst auf ohne den rechten Unterricht aus Gottes Wort. Es hört nichts Gutes zu Hause; es lernt in geistlicher Hinsicht nichts in der Schule. Es sieht wenig gute, aber viele böse Beispiele. Es lernt nicht beten. Sein Gewissen wird nicht aufgeweckt, sein Herz nicht ergriffen. Es wird zu keiner guten christlichen Sitte angeleitet. Es verwildern auf diesem Wege genug Kinder in unserer eigenen Stadt, und in unserer nächsten Umgebung. Wie soll bei ihnen ein geistliches Leben entstehen?

Es drohen unserem leiblichen Leben täglich und stündlich viel mehr Gefahren als wir denken. Gerade so ist es mit dem geistlichen Leben. Auch wo eine gewisse Erkenntniß höherer göttlicher Wahrheiten angefangen hat, wo Einer, so zu reden, die ersten Schritte im göttlichen Leben thun soll, überall umgibt seine Seele Gefahr. Böses nimmt der Mensch ja ohnehin viel leichter auf als Gutes. Steine des Anstoßes findet man überall. Der Teufel hat überall seine Handlanger, die ihm bei seinem Lieblingsgeschäft, Seelen zu verderben, willig

helfen. Hat ja doch auch Jeder seine besondern schwachen Seiten. Man wird träge zum Gebet. Man wird von der falschen Scham der Menschenfurcht geplagt und schweigt, wo man reden sollte. Man ist zu leicht von Anderen beherrscht und geleitet und ist zu schwach, um zur rechten Zeit Nein sagen zu können.

Mancher Mensch kommt um sein Leben, weil er sich vermessener Weise in Gefahr begibt. Es ist auch auf diesem Punkte dasselbe mit dem geistlichen Leben. Böse Geschwätze verderben gute Sitten. Auf die Wahl des Umgangs kommt so viel an, aber wie wenig wird da mit Weisheit und Vorsicht gehandelt! Gerade bei den allerwichtigsten Verbindungen des Lebens läßt man sich von Anderem bestechen. Die Frage, ob nicht der geistliche innere Mensch, ob nicht die Seele Schaden nehmen werde, sieht man als eine Nebensache an. Nicht alle Geschäfte taugen für rechte Christenmenschen. Nicht an allen Orten können sie sagen: „Hier ist gut sein!“ Hier also gilt große Vorsicht und ein recht waches und redliches Auge.

Wie dem Leibe die rechte Nahrung und, wenn er krank ist, die rechte Arzenei nothwendig ist, so auch der Seele und dem geistlichen Leben. Aus Gottes Wort, dem Brod des Lebens, muß immer dem innern Menschen Kraft zugeführt werden. Keiner ist in seinem geistlichen Leben völlig und fertig. Ueberall ist an uns Kränkelndes, Schwaches. Da hilft keine Arzenei als die Wahrheit, in welcher allein wir geheiligt, gestärkt, gesund und frei gemacht werden können. Wer Gottes Wort und Wahrheit nicht liebt und übt, bei dem muß das geistliche Leben mehr und mehr sinken, abnehmen, verkrüppeln. Die Leute lesen viel in unserer Zeit. Viel zu wenig lesen sie andächtig in Gottes Wort, viel zu viel in weltlichen Büchern und dichterischen Lebensschilderungen, welche die Phantasie und das Gefühl erregen, die Sinnlichkeit reizen, den Geist zerstreuen und den Geschmack für eine bessere, ernstere Kost verderben. Man wird dabei unterhalten; es ist eine angenehme Spielerei, ein Zeitvertreib. Wer ist auch je dadurch wirklich gebessert worden? Das wäre aber die Hauptsache. Tausende haben dadurch geistlich und sittlich verloren. Das ist die leidige Thatsache. Und wie unvorsichtig wird dies Gift in Zeitungen und Büchern in den Häusern in unserer Zeit überall herumgeworfen! Wie

wenig wird nur auch Auswahl gemacht oder — wie ist das Schlimmste oft das Willkommenste!

Um's Todtsein herum ist unendlich viel Leid, Thränen, Kummer, Sorge und tausendfache Lebensnoth. Die dämmert auch dort in Nain schon im Hintergrunde finster herauf. Unendlich jammervoller das geistliche Todtsein. Unendlich kläglicher seine Wirkungen und Folgen. Ueber Alles schrecklich sein Ziel, der ewige Tod!

Stehet da stille einen Augenblick. Fragt euch selber, ob ein geistliches Leben in euch ist, ein Widerstand, wohl bewaffnet, kräftig sich regend wider alle Sünde. Fragt euch, ob ihr im Glauben an Christus den Heiland stehet; in einem Glauben, der das Fremdartige, Ungöttliche abstößet, austreibt. Fragt euch, ob ihr eine Liebe habt in euch zu allem Göttlichen und zu wie viel in der Nachfolge Christi diese Liebe fähig ist. Fragt euch, auf was ihr denn auch euer Vertrauen setzet und ob ihr gewiß seid, daß euch der himmlische Vater um Christi willen eure Sünden vergeben habe. Und sind unter uns solche, die es sich selbst gestehen, daß sie noch im geistlichen Tode sind — wie? Soll es dabei bleiben! Nein! Da sei Gott entgegen!

Wir stehen am Stadtthore zu Nain. Da ist der Trauerzug. Da ist die weinende Wittwe und Mutter. Da liegt der einzige Sohn auf seiner Bahre. Wollen wir ihn weiter tragen?

Halt! Ja, auch ohne Wort und Rufen — keinen Schritt weiter! Und der Herr dort in der Mitte seiner Jünger und vielen Volkes ist schon vorgetreten und hat den Sarg angerührt und die Träger stehen stille. Ja, er hat schon in die offene blutende Wunde, in das Mutterherz einen Tropfen Balsams gesenkt mit dem freundlichen, tröstlichen Worte: Weine nicht! Das war schon ein Evangelium. Das Evangelium ist eben lauter Liebe und Trost.

Nun aber tritt er hinzu, heran an den Sarg. Da liegt der Jüngling vor ihm. Sie harren, sie warten, was es werden soll. Und er sprach: „Jüngling, ich sage dir, stehe auf!" Und der Todte richtete sich auf und fing an zu reden. Und er gab ihn seiner Mutter.

Ist geschehen an dem Tag und zu der Stunde dort am Thore zu Nain in Galiläa vor vielem Volk und Zeugen. „Und es kam sie Alle *eine Furcht an.*" Kein Wunder. Da griff Gottes gewaltiger Arm ein.

Da ward Gottes Kraft offenbar. Da war das Leid Freude, die Klage Dank und Preis geworden. Da ward der Tod verschlungen vom Leben. Da ward das Trauerthor gegen die Gräber bei Nain eine Siegespforte und ein Thor des Jubelns geworden. Wahrlich „ein großer Prophet war aufgestanden und Gott hatte sein Volk heimgesucht.“ Und „die Rede von ihm erscholl in das ganze jüdische Land und in alle umliegenden Länder,“ ja, bis herüber nach Amerika und geht weiter und immer weiter.

Gott sei Dank, daß der Stärkere gekommen ist, dem Starken, dem Tod, seinen Raub zu nehmen. Es soll der Tod nicht herrschen ewiglich, auch nicht der geistliche Tod. Nein, *man kann lebendig werden*. Dazu ist der Sohn Gottes erschienen in der Welt, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Der Teufel aber ist „ein Mörder und ein Lügner von Anfang und ist in der Wahrheit nicht bestanden.“ Lügen und Morden ist seine Arbeit. In die Wahrheit führen und frei machen vom Tod, vom geistlichen Tod, vom leiblichen Tod, vom ewigen Tod, von allem Tod erlösen, *erlösen*, das ist die Arbeit des Sohnes Gottes.

Seine Arbeit, *sein* Verdienst, *sein* Werk, *sein* Ruhm — und keines Andern. Wie dort zu Nain, so heute noch hier bei uns und in aller Welt. Die Andern stehen Alle da verloren, rathlos, hilflos. Die Thränen bringen den Todten nicht in's Leben. Das bloße Mitleid auch nicht, da hilft nichts als eine Gottesthat.

Und so ist's gerade auch mit dem Geistlicherwecktwerden, mit dem innern Belebtwerden. Es kommt freilich aus einem Mitleiden, aber aus dem Erbarmen Gottes im Himmel, geoffenbart in der großen Liebe Christi auf Erden. Es redet auch zu uns liebreich, tröstend, erquickend, ermunternd. Da soll Keiner zurückgestoßen werden. Nein, locken will uns der liebe Vater, daß wir Vertrauen fassen, aufmerken sollen; er will so freundlich von lauter Seligkeiten, von einem andern, bessern, neuen Leben mit uns reden; er will uns in sein Gottesrei[illegible] einladen und aufnehmen; es ist Segen und Leben für uns da; All[illegible] soll anders werden und uns ewig wohl sein, wenn „wir in sein[illegible] Reiche unter ihm leben und ihm dienen in ewiger Gere[illegible] Unschuld und Seligkeit.“

Darum tritt der Heiland auch zu so manchem Herzen so nahe heran, wie dort zum Sarge des Jünglings. Wie kräftig und ernst und wahr und liebevoll schlugen seine Worte an am Herzen eines Petrus, eines Johannes, einer Maria, eines Zachäus und so vieler Andrer! Da kann man freilich zu keinem Andern gehen. Denn in seinen Worten ist ewiges Leben. Wohl der Seele, bei der die „Träger dann stille stehen,“ die sie bisher durch die Welt trugen, denen sie willenlos folgte! Ein Einhalt muß gemacht werden, sonst bleibt der Weg ein Weg des Todes. Aber die Hauptsache ist, daß der Herr mit seinem allmächtigen Wort und Gnadenwillen den Tod und seine Fesseln in der Seele bricht und ein Leben, ein neues Leben, ein Leben aus dem Geiste drin stiftet. Hat er es nicht an Tausenden gethan? Liebes Herz, warum sollte er es nicht thun können auch an dir?

Und was ist lieblicher und seliger als wenn die Bande der Welt und Sünde, des Unglaubens und der Trostlosigkeit in einer Menschenseele zerrissen werden und das neue Leben in der Kraft des Geistes von oben beginnt? Was sind doch Christenthum, Glaube, Buße, Rechtfertigung, Bekehrung, Wiedergeburt, Heiligung einem Menschen zuvor so fremde, fern abliegende Klänge und Dinge! Er hat nichts dran, vielleicht nur einen Ekel. Jetzt kommt es anders. Jetzt geht der Seele ein Licht auf. Jetzt bricht ein neues Leben an. Jetzt ist Freude im Himmel und auch Freude auf Erden, wie bei der Mutter, der ihr Sohn vom Herrn wiedergegeben war. Und sollte dieser Sohn, an dem solch' Wunder geschehen war, nicht von nun an auch geglaubt haben an Den, der ihn in's Leben aus dem Tod gerufen? Sollte er nicht seines Glaubens Lebensfrüchte zu Hause und überall gebracht haben? Und sollte, der neu belebt ist von oben, nicht den Namen des Herrn freudig bekennen und überall, wohin der Herr ihn stellt, zeigen, daß das Alte vergangen ist und Alles neu geworden? Und da darf es und kann es wahrlich nicht an Anlaß fehlen, den Vater im Himmel zu preisen.

O selige Wahrheit: Die Todten sollen leben! O herrlicher Trost: Der Herr Christus weckt die Todten auch heute noch! Darum — der du schläfst, wache auf, stehe auf von den Todten, auf daß dich Christus *erleuchte!* Laß die Todten ihre Todten begraben. Du aber lebe und *gehe hin und verkündige* des Herrn Werk! Amen.

Am 16. Sonntag nach Trinitatis.

II.

(Luc. 7, 11—17).

„Und viel Volks.“ So heißt es im ersten Verse unseres heutigen Evangeliums. Die Jünger begleiteten den Herrn auf seinem Wege und viel Volks. Also eine Menge Leute waren bei ihm. Warum sie alle mit ihm gingen, das möchte schwer zu sagen sein. Die Einen kamen aus Neugierde. Andere wollten vielleicht gerne eine Hilfe haben. Manche liefen mit, weil sie sahen, daß so viele Andere gingen. Es werden aber auch Solche mitgegangen sein, welche, wie die Jünger, schon einen Glauben an ihn hatten und gerne hörten das Wort vom Reich Gottes, das er ihnen verkündigte.

Es ist für einen Prediger eine Ermunterung darin, wenn Viele kommen und das Wort der Predigt hören wollen. Wer wird denn gerne leeren Stühlen predigen? Das Wort soll etwas Rechtes wirken in den Herzen und an der Welt. Das ist aber nicht möglich, wenn die Leute verachten, es zu hören. Es ist also immerhin erfreulich, daß wir lesen, das Volk strömte dahin, wo der Heiland war. So waren Tausende um ihn jenseits des Galiläischen Meeres in der Wüste. Und er speiste sie nicht nur mit dem Brod des Lebens, sondern sättigte auch den leiblichen Hunger mit „fünf Broden und wenig Fischlein“. Und auch heute lesen wir, daß bei ihm war „viel Volks“.

Aber freilich, an den Vielen ist's allein nicht gelegen. Es ist ganz recht, daß sie da sind. Sie können unendlich viel gewinnen. Wenn man mit Christus geht, da trifft sich immer etwas gar Merkwürdiges und Wichtiges. Da bekommt man immer Großes zu hören und Herr-

liches zu sehen. Und je mehr Seelen dabei sind, desto mehr kann Segen dabei herauskommen. Und wie sehr wäre das zu wünschen! Aber wir wollen nicht vergessen, daß die Vielen allein das nicht machen. Unser lieber Heiland hat sich darüber nicht getäuscht. Darum hebt er auch den warnenden Finger empor und sagt: Viele sind berufen, Wenige sind auserwählt!

Wir gehören nun auch wieder zu den Vielen, die sich um den Herrn versammeln. Ach, daß wir doch auch zu den Auserwählten gehöreten, die Gottes Wort nicht blos hören, sondern auch bewahren in einem feinen, guten Herzen und hingehen und viele Frucht bringen in Geduld! Der Herr ist nach seiner Verheißung auch mitten unter uns. Wir aber wollen jetzt im Geiste auch mit den lieben Jüngern und dem vielen Volk mit ihm gehen und hören

Die Predigt in That und Wort am Stadtthor zu Nain.

Diese Predigt ist zunächst eine Mahnung an unseres Lebens Hinfälligkeit und Nichtigkeit.

Der Herr kam damals gerade aus Capernaum. Dort war ihm Etwas begegnet, worüber er sich herzlich freute, nämlich der einfältige, kindliche, demüthige, feste und gehorsame Glaube jenes heidnischen Hauptmanns. Wir wissen, welch' ein Ehrenzeugniß er diesem Glauben ausstellte und wie das diente zur Beschämung Israels. Auch dort in Capernaum hatte der Herr zu helfen und zu heilen. Und das hat er überall zu thun in der Welt, wo er hinkommt. Das hat er auch heute wieder hier zu thun und noch Größeres.

Jetzt zieht er durch die lieblichen Fluren Galiläa's und kommt heran gegen das freundliche Nain. Aber wie er sich nun mit den Jüngern und viel Volks dem Stadtthore nahet, da kommt aus demselben ein langer Zug Menschen heraus und tritt ihm entgegen. Das ist aber ein ernster, feierlicher Zug. Da hört man nicht den Ton der Freude; die singen nicht, wie man sich etwa „freuet am Tage der Ernte; wie man fröhlich ist, wo man die Beute austheilt." Nein; freilich hat hier auch Einer geerntet und Beute gemacht, nämlich der *Tod. Darum* hört man hier die Stimme des Klagens und Wei-

nens. Das ist so ein Zug, ein Leichenbegängniß, wie wir wohl auch schon manchen mitgemacht haben. Sind wir nie mitgegangen, blos der Gewohnheit und herkömmlichen Sitte ihr Recht zu lassen? Was waren unsere Gedanken und Unterhaltungen bei solchen Anlässen? Das fordert eine Antwort, die Jeder von uns sich selber zu geben hat.

Heute aber haben wir jedenfalls Anlaß zu ernsten Gedanken. Wen tragen sie da heraus auf der Bahre vom Stadtthor zu Nain? Nicht einen Alten, Hochbetagten, den die Last der Jahre längst gebeugt und dem in langer Erfahrung das Auge über den Elendszustand im Menschenleben längst aufgegangen war und der den Tod vielleicht willkommen hieß, als eine Erlösung von vielen Uebeln und auf selige Hoffnung des ewigen Lebens. Auch nicht ein zartes Kindlein, dem die bunte Farbenpracht dieser vergänglichen Schöpfung noch nicht einmal recht in's Auge geleuchtet hatte. Nein, sondern einen Jüngling, ein Menschenkind, das stand in der ersten Blüthe und Frische des Lebens. Ein Jüngling war die Beute des Todes geworden.

Da ruht er jetzt stille vor uns. Alle Regung und Bewegung, alle Lust des Lebens ist dahin. Todtenblässe hat sich über das sonst frische Antlitz gelagert. Die Augen sind gebrochen, ihr Licht ist erloschen. Die Lippen, sonst vielleicht manchmal in fröhlichem Lachen überquellend, sind geschlossen. Da liegen die sonst so regen Hände starr. Die starken Arme sind gebunden. Das Herz, sonst so rasch pulsirend, steht stille. Der Tod hat sein Werk gethan, seine Beute geholt.

O die schreckliche Macht des Todes! Seltsam, daß in diese wundervolle Welt, wo Alles lebt und sich regt und bewegt, der Tod hereingekommen ist und über Alles Gericht hält und Alles, was nicht des ewigen Lebens Stempel an sich trägt, umbringt. Ja, er übt Gericht im Namen des höchsten Richters — der Tod ist der Sünde Sold, die Gabe Gottes aber, ein freies, unverdientes Gnadengeschenk, ist das ewige Leben durch Jesum Christum, unsern Herrn! Und gegen diesen Feind, der allen Weltmächten trotzt, ist alles Ringen und Kämpfen vergeblich. Da ist alle Kunst, alles Wissen, jeder Wille, selbst das schwerste Opfer verloren. Vor ihm ist nichts sicher. Der stolzeste Monarch auf seinem Throne muß willenlos dem Winke

folgen, mit dem der Bote der Ewigkeit ihn fordert. Und Alles muß dem Tode dienen, wenn er auf Beute aus ist; alle Elemente, Erde, Feuer, Luft, Wasser, alle Kräfte der Schöpfung. Bald holt er sich Tausende in der Pestilenz, bald Zehntausende von blutigen Schlachtfeldern; ihm hilft die Lust des Lebens so viel wie der Tage Mühen und Plagen. Bald rafft er seine Beute hin in einem Augenblick; bald wartet er mit langer Frist. Keiner ist vor ihm je sicher. Keiner entgeht ihm. „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen.“ Es hilft dich nicht, daß du nicht bedenken willst, daß du sterben mußt. Der Tod vergißt dich nicht. Es ist umsonst, daß du heute noch prangst in Gesundheit und Kraft. „Was ist unser Leben? Ein Dampf, der eine kurze Weile währt und dann vergeht er.“ Es kann vor Abend anders werden, als es am frühen Morgen war. Was ist alles Fleisch und alle Herrlichkeit des Fleisches? Gleich des Grases Blume auf dem Felde, die des Morgens blühet, schnell abgehauen und bald welk wird. Und doch — wie sicher lebt der Mensch, der Staub! Mit wie vielen hohen Gedanken und eiteln Einbildungen bewegen sie sich und wie stolz sind sie auf die Dinge, von denen sie doch gar bald Abschied nehmen müssen und die selbst dem Moder und der Verwesung anheimfallen! Darum ist der Tod ein rechter Demuthsprediger. Denk' nur an dein Ende, wenn Glück und Gunst der Welt dich vielleicht aus dem bescheidenen Geleise herausbringen wollen. Wozu der Lärm und die Großthuerei? In etlichen Tagen ist die ganze Herrlichkeit dahin und sie legen dich in das kleine stille Haus tief in der Erde, und etliche Jahre vergehen und kein Mensch denkt noch daran oder weiß noch davon, daß auch du einmal dagewesen bist. Der Tod erinnert uns an unsere Unbedeutendheit, uns Leute, die wir oft denken, wie wichtig und unentbehrlich wir seien. Der liebe Gott braucht Keinen von uns Allen. Weg hat er allerwegen und an Mitteln fehlt's ihm nicht auch ohne uns. Darum will Stolz, Eitelkeit und Hochmuth uns schlecht kleiden. Vielmehr demüthiget euch unter Gottes gewaltige Hand; denn er widerstehet den Hoffährtigen, aber den Demüthigen gibt er Gnade. Der Tod ist ein Bußprediger. Denn an die Uebertretung des *göttlichen Gebotes* ist er angehängt und folgt ihr wie ihr Schatten.

Er läßt merken, was die Sünde auf sich hat. Er ist ihr Sold und Lohn. Und weil wir Alle gesündigt haben, darum ist er auch zu Allen hindurchgedrungen. Deshalb aber mahnt er uns, daß wir zu dieser unserer Zeit bedenken sollen, was zu unserem Frieden dient, unsere Sünde und Schuld vor Gott erkennen und bekennen, seine Vergebung in Christo Jesu anrufen und uns in wahrem Glauben zu Christo wenden und ihm anhangen. Es möchte ja sonst zu spät sein und kein „Raum zur Buße" uns noch gelassen werden. Mein Gott, ich bitt' durch Christi Blut, mach's nur mit meinem Ende gut! Vor einem bösen schnellen Tod behüt' uns, lieber Herre Gott! — Der Tod ist ein Erweckungsprediger. Wo er uns begegnet, wo wir an ihn erinnert werden, und das geschieht ja oft genug, da soll er uns das Wort in's Gedächtniß rufen: Heute, da ihr Gottes Stimme höret, da verstockt eure Herzen nicht! Der Gedanke an den Tod, an unser eigenes Ende soll uns zu einem Weckruf werden, daß wir aus unserer leidigen Gleichgiltigkeit gegen unseren eigenen Zustand aufwachen und mit Furcht und Zittern schaffen das Heil unserer Seele. „Wache auf, der du schläfest; stehe auf von den Todten, damit dich Christus erleuchte!" Der Tod ist ein Gerichtsprediger. Das ist er in manchen Fällen mit ganz besonderer Schärfe. So bei einem Absalom, einem Judas, einem Herodes. Aber er ist es immer. Er thut immer kund des heiligen Gottes Unwillen über das böse Wesen der Menschen. Und dazu fordert er uns Alle auch noch vor den Richterstuhl des großen Gottes. Denn es ist uns gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht, wo ein Jeder empfangen soll, was seine Werke werth sind bei Leibesleben, es sei gut oder böse. Aber der Tod kann auch sein ein Trostprediger. Denn er kann die gläubigen Kinder Gottes daran erinnern, daß nach des Lebens Mühe und Arbeit eine Ruhe kommt für das Volk Gottes und nach der Thränensaat eine Freudenernte. Für Solche ist der Tod die letzte enge Pforte, durch welche sie dorthin gehen, wo ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zur Rechten Gottes immer und ewiglich! Bei ihnen geht's durch Tod zum Leben. Bei den Weltkindern ist's umgekehrt.

Darum — der du vielleicht noch stehest in den Jahren des Jüng-

lings, in der ersten Frische und Blüthe des Lebens, wo die Welt dir der Lust und Sättigung so viel bietet, und du leicht denkst, es sei der Mühe werth, mitzumachen, „freue dich, Jüngling, in deiner Jugend und laß dein Herz guter Dinge sein. Thue, was dein Herz gelüstet und was deinen Augen gefällt. Aber wisse, daß dich Gott um dies Alles wird vor Gericht führen! Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe die bösen Tage kommen und die Jahre herzutreten, da du wirst sagen: Sie gefallen mir nicht!"

Und der du drin stehest in einem Leben voll Mühe und Arbeit und Sorge und dich abplagest alle Tage und denkest, du kannst dir selbst und deinem Hause und Geschäfte nie genug thun; vielleicht du hast keine Zeit, an Anderes zu denken, aber darum mußt du doch daran erinnert werden, daß es dir gilt so gut wie allen Anderen: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben und wirst nicht lebendig bleiben!" Der Tod fragt nicht darnach, ob du Zeit gehabt, an ihn zu denken und an das, was nachher kommt. Aber was ist gewonnen, wenn du dir dein irdisch Haus noch so gut bestellt hättest, hättest aber kein Haus, von Gott erbaut, im Himmel, welches ewiglich währet?

Und der du von der Welt angesehen wirst als ein rechtes Glückskind und lebst „alle Tage herrlich und in Freuden" — ich weiß, die Erinnerung an den Tod ist auch dir keineswegs erwünscht und angenehm. Aber auch du „hast keinen Vertrag mit dem Tode und keinen Bund mit der Hölle." Dich geht die Geschichte von jenem Manne auch an, der seine Scheunen voll hatte und der zu seiner Seele sagte: „Iß und trink und sei guten Muthes; du hast einen Vorrath auf viele Jahre!" von dem es aber galt: „Du Narr, heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern, und weß wird das sein, das du bereitet hast?" „Was hülfe es dem Menschen, ob er auch die ganze Welt gewinne, nähme aber Schaden an seiner Seele? Oder was kann der Mensch geben, daß er seine Seele erlöse?"

Und du, der du ein Amt hast und deines Amtes Pflichten und deine Verantwortlichkeit, wo du dem Tode begegnest, wo er dich daran erinnert, daß er auch da ist, da denke an deine Rechenschaft, die du einst vor dem großen Gott, dem obersten Richter, abgeben mußt, und halte dich doch so, daß du vor jener Rechenschaft nicht zu erschrecken brauchst.

Es ist gar ein großes und gutes Ding, wenn du dein Amt zur Ehre Gottes führst als Vater, Mutter, Lehrer, Prediger oder was es sein mag, und wenn dein Herr dich wachend findet, zu welcher Stunde er auch kommen mag, und wenn er zu dir sagen kann: „Ei, du frommer und getreuer Knecht, du bist über Wenigem getreu gewesen; ich will dich über Viel setzen; gehe ein zu deines Herrn Freude!"

Du aber, der du die Welt kennst und vielleicht ihren bittern Kelch bis auf die Neige geleert hast und stehest im Glauben an Christus und vielleicht mit dem Apostel sagen kannst: „Ich habe Lust, abzuscheiden und daheim zu sein bei dem Herrn, welches auch viel besser wäre," sei getrost, die Stunde der Erlösung ist nicht ferne; „es wird nicht lange währen, so kommen wir nach Haus." Wer wird denn auch ewig in dieser Welt bleiben wollen? Ich lebe auch gerne und habe Gott für viel Gutes zu danken. Ich bin gerne bei euch und bei den Meinigen. Aber ewig möchte ich doch nicht da sein. Dafür ist mir zu viel Fehler und Gebrechen an mir selbst und an Anderen. Und warum sollte ich mich nicht freuen der Hoffnung, die Gott gibt? „Wir warten aber eines neuen Himmels und einer neuen Erde nach seiner Verheißung, in welchen Gerechtigkeit wohnet." (2. Petr. 3, 13.) Darum wohl dem, der endlich mit einem Simeon sagen kann: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen!"

Wir Alle aber wollen mit Mose, dem Manne Gottes, im 90. Psalm, beten: „Lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

Die Predigt am Stadtthor zu Nain ist aber auch eine Erinnerung an des Herzens Trostbedürftigkeit.

Die Predigt des Todes ist ja wahrlich auch eine Leidpredigt. Da gehört ja der Trost wohl hin. So war es auch zu Nain. Von dem Jüngling, dessen entseelte Hülle sie dort zu Grabe tragen wollen, wird uns gesagt, er sei ein einziger Sohn seiner Mutter gewesen, sie aber war eine Wittwe. Da ist ja vor uns eine ganze Geschichte menschlichen Elendes hingelegt. Was sind doch für rauhe Stürme über dies Mutterherz gegangen! War's nicht ein Hartes, den lieben Gatten zu verlieren und war die Mutter nicht in Thränen und sorgenschwer an

seinem Grabe gestanden? Aber da hatte sie doch noch das eine Kind, das ihr zum Trost, künftig zur Stütze werden konnte. Der eine Sohn, wenn er auf gutem Wege blieb, konnte nach Gottes Gebot die Mutter ehren durch Gehorsam und Dienst und Dank und ihr die Last des Lebens leichter machen. Nun ist aber auch diese Stütze gefallen. Jetzt erst stand sie recht verlassen und vereinsamt da und die kommenden Tage lagen dunkel vor ihr. Sie hatte Niemand mehr als Gott den Herrn. Der ist die rechte Zuflucht in der Noth. Wohl denen, die auf ihn trauen! Indessen aber — wie konnte es anders sein? — flossen ihre Thränen um den einzigen Sohn. Diese Thränen bleiben dem Auge unseres Herrn nicht verborgen. Die ganze Noth und der Schmerz dieses Mutterherzens standen vor seiner Seele. Der Jammer um sie ergriff ihn und da geht er zu ihr hin und spricht zu ihr: „Weine nicht!“ Damit war freilich die Noth noch nicht abgewendet. Aber dem gebrochenen Mutterherzen war ein erster wohlthuender, ermunternder Zuspruch geworden. Wer so drin steckt im Leid, in Trauer und Noth, wie diese weinende Mutter und Wittwe, der bedarf zuerst eines Wortes, das eine Theilnahme, ein herzliches Mitleiden anzeigt. Da liegt schon ein Trost, eine Aufmunterung drin. Und das ist ihr mit dem Worte des Heilands in's Herz gezogen.

O was Worte vermögen! Das sollten wir immer recht wohl bedenken, die wir ja doch oft nichts zu thun vermögen als Worte zu machen. Um so mehr sollten wir unsere Worte wohl erwägen, aus was sie kommen, zu was sie dienen, was sie anrichten. Liegt ja doch das Herz in jedem Wort. Es ist darum gar nicht etwa bloß ein Laut, ein Schall, der in die Luft geht. Nein, du bist selbst in jedem Wort, das aus deinen Lippen kommt. Da gilt es: „Deine Sprache verräth dich!“ Deshalb wissen wir auch, warum unser Herr Jesus Christus sagt, daß „die Menschen müssen Rechenschaft geben am jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort, das sie geredet haben.“ (Matth. 12, 36.)

Worte können spitzige Nägel, schneidende Schwerter, glühende Zangen sein. Sie können furchtbar schmerzen, tief verwunden, reißen und zerreißen, daß kein Heilen mehr ist. Aber Worte können auch *fein lindernd Oel* in brennende Wunden, Tropfen süßen Honigs in

bittere Leidenskelche, Sonnenstrahlen, die golden in finstre Kerker hineinfallen und Lichtschimmer verbreiten. O wie unsäglich viel Unheil Worte anrichten können! Aber auch — wie können doch Worte erquicken, stärken, verbinden und heilen! „Ein Wort, geredet zu seiner Zeit, ist wie ein goldener Apfel in silbernen Schalen.“ (Sprüchw. 25, 11.)

Trostbedürftige gibt es aber in dieser Welt immer und überall, gerade wie „wir allezeit Arme haben.“ Vielleicht du kannst ihnen die drückende Last nicht abnehmen; du kannst ihren Schmerz nicht in Freude verwandeln, du kannst das Dunkel um sie nicht helle machen. Aber du kannst ihnen eine herzliche Theilnahme, ein inniges Mitleiden schenken. Du kannst herzlich, ermunternd und erquickend zu ihnen reden. Und du glaubst kaum, was für eine belebende und stärkende Kraft in einem Worte, herzlich, freundlich geredet, liegt und welche Wirkung es thun kann. Das kleine Kind, dem wer weiß was für ein Leid begegnet ist, eilt weinend und schluchzend zur Mutter und birgt das thränenvolle Antlitz klagend in ihren Schooß. Aber die Mutter wischet sanft die Thränen ab und redet etliche freundliche, tröstende Worte. Da wird das gebrochene Herz wieder heil, die nassen Wolken ziehen schon weg und der Himmel wird wieder hell und blau. Das thun Worte, in Liebe freundlich geredet. Darum sagt der Herr zu dem noch übrigen, der Hilfe harrenden gläubigen Samen Israels: „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet.“ (Jes. 66, 13.) Es war für Hiob, den schwer geprüften Mann, gerade das noch besonders schwer, daß ihm's an Trost, an Ermunterung gebrach in seinem Elend. Freunde, die selbst noch dem schwer Duldenden verklagten und heimlicher Missethaten beschuldigten, die konnten ihm ja nicht zum Troste werden. Die machten ihm sein Leid noch bitterer. Da saß er denn in finsterer Kerkernacht, bis endlich der Strahl von oben die Finsterniß seiner Seele durchdrang und die Nacht erhellte und er selbst den herrlichsten Trost aussprechen konnte, der einer Menschenseele zu Theil werden kann: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und Er wird mich hernach aus der Erde auferwecken; und werde darnach mit dieser meiner Haut umgeben werden und werde in meinem Fleische Gott sehen; denselbigen werde ich mir sehen und meine Augen wer-

den ihn schauen und kein Fremder.“ (Hiob, 19, 25—27.) Der beste, ja der einzig rechte Quell wahren Trostes bleibt **Gottes Wort**. Auf Gottes Zusage hin kann man recht trösten. Anderer Trost ist Schaum, leere, schön klingende Reden. Dort aber sind die ächten, stichhaltigen Trostgründe. Menschen sind ohne Gottes Wort „leidige Tröster.“ Darum schreibt auch der Apostel: „So tröstet auch nun mit diesen Worten unter einander.“ (1. Thessal. 4, 18.) Darum heißt es auch: „Ich hatte viele Bekümmernisse in meinem Herzen, aber deine Tröstungen ergötzten meine Seele (Ps. 94, 19).

Der du dich guter Tage freuest, laß dein Herz sich ja nicht überheben. Du fühlst dich vielleicht jetzt so fest und stark, daß du vielleicht auch kaum ein Mitgefühl für Trostbedürftige hast und nicht glauben willst, daß dir selbst einmal „um Trost sehr bange“ werden möge. Vielleicht du kannst's gar nicht glauben, daß in dem von dir jetzt verachteten Gottesworte ein solcher Schatz von Trost liege. Aber komm nur herunter von deiner eiteln Höhe. Laß nur das bedenkliche Vertrauen auf die eigene Kraft fahren. Du weißt nicht, was deiner warten und wie dir noch zu Muthe werden kann. Es mag so kommen, daß du noch tiefst gebeugt wirst und daß du froh wärest, wenn du dich nur an einem Liebeswort trösten und aufrichten könntest. Darum fahre nicht stolz und hoch her. Du bist nicht mehr als andere Leute auch sind. Gott kann dich auch noch dunkle, harte Wege führen. Du kannst noch sehr des Trostes bedürftig werden. Das ist menschlich. Trösten aber, und aufrichten das ist göttlich. Darum reiß dich nicht los von Gott. Glaube an seine Liebe, auch wenn er seinen väterlichen, züchtigenden Ernst an dir offenbart. Siehe doch, wie freundlich er sich zu uns kehrt: „Tröstet, tröstet mein Volk! spricht der Herr. Redet mit Jerusalem freundlich und prediget ihr, daß ihre Ritterschaft ein Ende hat, denn ihre Missethat ist vergeben.“ (Jes. 40, 1. 2.) Das ist der größte Trost im Leben, Leiden und Sterben.

Das Wort des Herrn war geredet zu der Wittwe: Weine nicht! Das gilt auch heute noch allen gläubigen Seelen, die um den Hingang ihrer Lieben trauern und klagen. Und das ist nicht ein Wort, *wie wir oft* auch Worte reden, die wohlgemeint, aber innerlich kraft-

los sind. Nein; hinter dem Wort des Herrn lag etwas Anderes. Das Wort war eine Aufforderung zum Trauen und Glauben, aber das Glauben sollte Schauen werden. Und auf das Wort des Herrn hin sagen auch wir der gläubigen trauernden Seele: „Weine nicht!" Denn „deine Todten werden leben!" (Jes. 26, 17.)

Die Predigt in That und Wort am Stadtthor zu Nain ist auch eine Kunde von der Herrlichkeit des Lebensfürsten.

Zuerst hat es das erbarmungsvolle Herz des Heilandes getrieben, der Wittwe ein Wort des Trostes zu geben. Damit drang ein Erstlingsstrahl dämmernden Lichtes in ihre Seele. Aber dabei wollte und durfte der Herr es jetzt nicht bewenden lassen. Er tritt heran. Er legt seine Hand auf den Sarg. Die Träger stehen still. Aller Augen sind auf ihn gerichtet. Alles schweigt und harrt, was wohl noch werden soll. Und nun — da lag der Leichnam auf der Bahre. Der Herr aber spricht sein Lebenswort: „Jüngling ich sage dir, stehe auf!" Und der Jüngling stand auf, war dem Leben wieder gegeben und fing an zu reden. Der Heiland aber gab ihn seiner Mutter. Ihr gehörte er zunächst und mit welchem Dank, mit welcher Freude sie den einzigen Sohn wieder an ihr Herze drückte, das können wir uns wohl denken. Jetzt waren die Trauerthränen von ihrem Angesicht abgewischt. Jetzt war die Noth und der Schmerz lauter Freude geworden. Dem Sohn aber sollte der Augenblick, wo der Herr ihn seiner Mutter gab, ihn ihr auf's Neue schenkte, die Tage seines Lebens unvergeßlich bleiben. Der Mutter gehörte er an. An ihr sollte er das Gebot Gottes üben und sie ehren mit Dank, Liebe und Gehorsam, damit er dadurch Gott ehre.

Warum ist diese That geschehen am Stadtthor zu Nain? „Auf daß die Werke Gottes offenbar werden" (Jes. 7, 3). Das Werk Gottes aber ist Leben schaffen und dem, das da todt ist, rufen, daß es lebe. Er aber, der gekommen ist zu erlösen die der Sünde und dem Tode, der Sünde Sold, verfallen sind, der muß Leben geben können. Sonst kann er nicht erlösen. Darum hat der Vater dem Sohne gegeben, das Leben zu haben in ihm selber. In solcher Weise hat Keiner von uns sein Leben. Er aber hat das Leben, ewiges Leben, ewige Lebenskraft in ihm selber. Deshalb kann er auch Andern geben. In ihm wohnet

die Fülle der Gottheit leibhaftig. Diese seine Herrlichkeit wird offenbar, wenn er dem Tode seinen Raub nimmt und der Stärkere kommt über den Starken und ihm seinen Harnisch nimmt, darauf er sich verließ. Diese Herrlichkeit des Sohnes Gottes ist offenbar geworden als der Heiland hintrat und des Jairus Töchterlein bei der Hand ergriff und sie in's Leben aus ihrem Schlafe, wie er da den Tod so lieblich nannte, zurückrief. Und sie ist offenbar geworden am Grabe des Lazarus. Und sie ist offenbar geworden am Stadtthor zu Nain. Und sie ist über Alles herrlich offenbar geworden, als der Herr am dritten Tage glorreich erstand aus seinem Grabe. Denn er hatte Macht, sein Leben zu geben und es wieder zu nehmen. Er hat dem Tode seine Macht genommen und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht gebracht. Er ist der Fürst des Lebens.

Bei uns herrscht der Tod und zwar zweifach, leiblich und geistlich. Der liebe Gott, der Urquell alles Lebens, hat uns von seinem Lebensgeist Etwas geliehen. Das sollten wir natürlich anwenden, ihm damit zu dienen und ihn zu ehren. Das wäre das rechte, ihm wohlgefällige Leben. Aber so machen wir's leider nicht. Wir dienen mit dem von Gott uns verliehenen Lebensgeist und seinen Kräften uns und unserer Lust. Die Lebensgeister des natürlichen Wesens, die Triebe des Fleisches, der Wille der stolzen Ichheit, die sinnlichen Neigungen und Begierden sind bei uns oben an und herrschen in uns. Die Dinge des Geistes sind uns fremd und zuwider. Zum Leben mit Gott, zum Umgang mit ihm und seinem Wort, zum Thun seines Willens, zum Wandel in der Abgeschiedenheit von der eiteln Weltlust, zum Verleugnen der fleischlichen Lüste und Begierden haben wir von Natur keine Lust. Wir leben für Alles, nur nicht für Gott und das Göttliche. Darum nennt die heilige Schrift diesen unsern Zustand, wie wir sind Fleisch von Fleisch geboren, mit der sündlichen Verderbniß menschlicher Natur und Wesens behaftet, einfach T o d. Das böse Dichten und Trachten des Menschenherzens; der mächtige Hang nach unten; die Triebe, die dem Gebote Gottes sich zuwidersetzen und dem Willen und den Zwecken des Schöpfers nicht unterordnen wollen; die Kälte des Herzens gegenüber der unendlichen *Liebe Gottes*; der Trotz, mit dem wir unsere Glieder und Kräfte sei-

nem guten und vollkommenen Gotteswillen entgegensetzen; der steife Eigensinn, mit dem wir uns vom Worte Gottes nicht wollen sagen lassen; der Leichtsinn, mit dem wir auf diesem Wege als rechte Sklaven des Teufels dem ewigen Verderben entgegengehen, das ist doch wahrhaftig das Leben nicht, das wir, die Gott zu seinem Ebenbild geschaffen hat, führen sollen. Das ist nichts Anderes als der geistliche Tod.

Und wahrlich — da hilft auch bei uns kein Arzt, keine Arzenei und Salbe, kein Weinen und kein Klagen. Das Alles weckt den Todten in uns, die von der Sünde gebundene Seele nicht auf. Es muß eine Lebenskraft aus der Ewigkeit kommen und unsern Tod, uns Todte überwinden und erwecken. Es sei denn, daß ein Mensch von Neuem geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in's Reich Gottes kommen.

Da preiset nun Gott seine Liebe gegen uns, daß Christus in die Welt gekommen und für uns, da wir noch unter der Gewalt der Sünde und des Todes standen, gestorben ist (Röm. 5, 8) uns zu erlösen von der Sünde und vom Fluch des Gesetzes und uns in seine selige Gemeinschaft aufzunehmen und uns durch den Glauben an ihn das ewige Leben zu geben, das Leben, in welchem die Kräfte der Ewigkeit, die Mächte des heiligen Geistes walten und gelten. Der Sohn Gottes ist gekommen, die Todten in's Leben zu erwecken. Darum ist sein Wort ein Wort des Lebens. Alle, die seine Stimme recht hören und vernehmen und darauf eingehen werden, die werden leben. Er ist die Auferstehung und das Leben. Wer an ihn glaubet, der wird leben ob er gleich stürbe; und Wer da lebet und glaubet an ihn, der wird nimmermehr sterben; der ist schon heraus aus dem was Tod ist und zum ewigen Tod führen muß; er ist vom Tod zum Leben hindurchgedrungen.

Die Stimme Christi soll darum die Todten auferwecken, wie dort den Jüngling zu Nain. Wo man das Wort Christi hört, da soll eine Erweckung vor sich gehen. Wenn wir bei einander sind und sein Evangelium hören, das soll eine Erweckungsstunde für uns sein. Da sollen wir angeregt, belebt, erweckt werden zur Buße, zum Glauben, zur Liebe, zur Geduld, zur Hoffnung, zu geistlichem Wandel. Da

sollen unsere Augen hell werden, daß die bunten Farben der Welt und Eitelkeit uns nicht täuschen. Da sollen die Ohren sich aufthun, daß wir die Wahrheit Gottes hören. Da soll das Herze warm werden in der Liebe zu Gott und unsern Mitmenschen. Da sollen die Hände und Füße und alle Glieder rege werden im Dienste Gottes. Da sollen die Lippen sich aufthun, freudig Jesum Christum zu bekennen. Da sollen alle Kräfte Leibes und der Seele wach und vom Lebensgeist Gottes ergriffen und durchdrungen werden, sich in den Dienst des lebendigen Gottes zu stellen. Das ist wahrlich ein Erwecktwerden aus dem Tode zum neuen und wahrhaftigen Leben.

Wer das erfährt und erlebt, der weiß erst recht, wozu Christus in die Welt gekommen ist. Was haben die Andern an ihm? Darum müssen wir uns aber auch recht vor ihn bringen und ihm darstellen lassen. Und wir müssen uns ihm hingeben, den eigenen Willen aber aufgeben. Dann kann er und will er und wird er sein Lebenswerk auch an uns führen.

Schließlich will ich mit wenigen Worten daran erinnern, daß die Predigt in Wort und That am Stadtthor zu Nain auch ist eine besondere Aufforderung zum Preis und Lobe Gottes.

So hat sie damals gewirkt. Wir lesen, „es kam sie Alle eine Furcht an und preiseten Gott.“ Was da vor ihrer Aller Augen geschehen war, das war so außerordentlich, so wunderbar, daß sie tief davon ergriffen wurden. Sie merkten, die Kraft und Herrlichkeit Gottes war da zwischen sie hereingetreten und hatte sich geoffenbart. Und doch war diese Offenbarung so lieblich und selig, daß sie nicht genug loben und preisen konnten. Sie hatten vollkommen recht, wenn sie sagten: „Es ist ein großer Prophet unter uns aufgestanden und Gott hat sein Volk heimgesucht!“ Gewiß das war ein großer Prophet, auf dessen Wort auch der Todte wieder lebendig wurde und wahrlich das war eine gnadenvolle Heimsuchung Gottes unter seinem Volk, ein Zeichen, daß er seines Volkes noch gedenke.

Ein Trauerzug war aus dem Stadtthor zu Nain herausgekommen. Ein Freudenzug kehrt zurück. Vorher hörte man die Stimme des Klagens und Weinens. Jetzt vernimmt man den Preis und das Lob *Gottes*. *Einen* Todten hatten sie herausgebracht. Ein Neubelebter

geht mit ihnen zu Hause. Vorher war da ein gebrochenes Mutterherze und eine weinende Wittwe. Jetzt ist da eine Seele voll Glückes. Die Sorgen sind abgenommen. Die Thränen sind abgewischt. Die Nacht ist vergangen. Es ist im Haus und Herzen der Wittwe wieder helle geworden. Das ist vom Herrn und ist wunderbar vor unsern Augen. Gelobet sei sein heiliger Name!

Das ist gewiß — wo der Herr sein Werk thut und den Tod verwandelt in Leben und seine Macht und Liebe offenbart, da gibt es Anlaß Gott zu preisen. Was wären wir, wenn „der große Prophet“ nicht unter uns aufgestanden wäre und wenn uns nicht durch die herzliche Barmherzigkeit Gottes besucht hätte der Aufgang aus der Höhe, der erschienen ist denen, die da saßen in Finsterniß und Schatten des Todes, auf daß er unsere Füße richte auf den Weg des Friedens? Und über jeder Seele, welche die Stimme des Sohnes Gottes hört und hervorgeht aus den Gräbern der Sünde und des Unglaubens an das Licht der göttlichen Erkenntniß und wandelt in einem neuen Leben, kann man Gott nie genug loben und preisen. Ach, wenn die Welt und ihre Kinder doch wüßten, was sie an Christus haben könnten, sie würden sich wahrlich anders zu ihm stellen.

Der Evangelist schließt die Geschichte mit den Worten: „Und diese Rede von Ihm erscholl in das ganze jüdische Land und in alle umliegenden Länder.“ Und das sollte sie auch, sie mußte ja wohl hinaus über die Grenze der umliegenden Länder und mußte über das Meer und weiter und weiter und so ist sie auch in die Neue Welt und zu uns und in unsere Stadt gekommen. Ach, daß doch an Allen, die sie hören und von den andern Zeichen hören, die Jesus that vor seinen Jüngern, sich's erfüllete: „Diese sind geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei der Christ, der Sohn Gottes, und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen.“

Gelobt sei Gott; er ist kein Gott der Todten, sondern der Lebendigen. Der Tod ist verschlungen in dem Sieg. Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg? Aber der Stachel des Todes ist die Sünde; die Kraft aber der Sünde ist das Gesetz. Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christ. (1. Cor. 15, 55—57). Halleluja!

Amen.

Am 18. Sonntag nach Trinitatis.

(Matth. 22, 34—46.)

Da aber die Pharisäer höreten, daß er den Sadducäern das Maul gestopfet hatte, versammelten sie sich. Und Einer unter ihnen, ein Schriftgelehrter, versuchte ihn, und sprach: Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Jesus aber sprach zu ihm: Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, und von ganzem Gemüth. Dies ist das vornehmste und größeste Gebot. Das andere aber ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten. Da nun die Pharisäer bei einander waren, fragte sie Jesus, und sprach: Wie dünkt euch um Christus? Weß Sohn ist er? Sie sprachen: Davids. Er sprach zu ihnen: Wie nennet ihn denn David im Geist einen Herrn, da er sagt: „Der Herr hat gesagt zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis daß ich lege deine Feinde zum Schemel deiner Füße?" So nun David ihn einen Herrn nennet, wie ist er denn sein Sohn? Und Niemand konnte ihm ein Wort antworten, und durfte auch Niemand von dem Tage an hinfort ihn fragen.

In diesem Evangelium haben wir eine Bibel im Kleinen. Alles, was die Hauptsache des ganzen Wortes Gottes ausmacht, ist da beieinander. Da lesen wir vom Gesetz, von der Liebe Gottes und des Nächsten. Da lesen wir aber auch vom Evangelium, von Christus, dem Menschen- und Gottessohne. Und es ist gar merkwürdig zu sehen, mit welcher himmlischen Weisheit unser Heiland hier an die Frage nach dem Gesetz gleich die Frage nach dem *Glauben anzuhängen* weiß. Auf diese Frage waren die Pharisäer

nicht vorbereitet. Er aber kam durch ihre Frage nach dem größten und vornehmsten Gebot in gar keine Verlegenheit. Er ist überhaupt nie in Verlegenheit gekommen.

Gewiß will uns der Herr damit andeuten, daß diese zwei Stücke, Gesetz und Evangelium, genau zusammengehören. Wie sie in Gottes Wort beieinander sind, so sollen sie auch bei uns im Herzen und im Leben beieinander sein. Es ist auch in der That so. Sobald man sie auseinanderreißt, so hat man wirklich weder das Eine noch das Andere, wie man sie haben soll. Man kann das Gesetz, den Willen Gottes nicht thun, wenn man nicht im rechten Glauben an Christus steht. Man kann aber auch im rechten Glauben an Christus nicht stehen, ohne daß solcher Glaube zur wahren Liebe Gottes und des Nächsten treibt.

Das war ganz klar und helle vor der Seele des Herrn. Darum wußte er wohl, warum er gleich auf die Frage vom Gesetz die von Christus folgen läßt.

Den Pharisäern und Schriftgelehrten legte er mit dem Worte: „Was dünket euch um Christus? Weß' Sohn ist er?" einen Gegenstand vor, auf welchen schon Davids Wort, also das Alte Testament selbst, ein gar eigenthümliches Licht wirft. Wie hätten sie doch dadurch veranlaßt sein sollen, nachdenklich zu werden und in der Schrift zu forschen! Leider war das aber nicht ihre Sache. Sie glaubten nicht, daß sie von unserem Herrn irgend Etwas lernen könnten. Sie dachten sich hoch über ihn hinauf und weit über ihn hinaus. Es gibt ja heute auch noch gar viele stolze Geister, die nicht glauben wollen, daß sie auch noch von Christus lernen könnten. Wenn sie nur mit Maria zu seinen Füßen sitzen wollten!

So wollen wir nicht sein. Immer wieder, wenn wir auf des Herrn Mund und Rede lauschen, lernen wir Etwas, was „zum Leben und göttlichen Wandel gehört". Man muß nur nicht eitel und hochfahrend und aufgeblasen sein. Man muß nur nicht leichtsinnig und zerstreut kommen, sondern ernst gesinnt und ehrerbietig. Dann geht man nie leer aus. Und gewiß auch diesmal nicht.

Ich will jetzt den ganzen Inhalt unseres Evangeliums kurz so zusammenfassen:

Gottes Forderung und Gottes Gabe.

Die Forderung steht da ganz deutlich: „Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe," und: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst."

Wie kommt der Herr dazu, daß er das so hinstellt? Es war ja nichts Neues. Man konnte und kann es ja gerade so schon lesen im Alten Testamente, in den Büchern Mosis (5. Mos. 6, 5; 3. Mos. 19, 18. 34).

Der Herr war dazu veranlaßt worden durch eine Frage, welche ein Schriftgelehrter, einer aus den Pharisäern, an ihn gerichtet hatte. Die Frage war diese: Meister, welches ist das vornehmste Gebot im Gesetz? Die Schriftgelehrten jener Zeit hatten nämlich schon gar viel darüber disputirt, welches unter den Geboten Gottes das allerwichtigste sei.

Die Frage nach dem wichtigsten Gebot ist an sich nicht böse und auch nicht müßig. Es wäre sehr gut, gerade auch in unserer Zeit, für viele Leute, wenn sie auch ein wenig mehr darüber nachdächten, welche Bedeutung dem einen und dem andern Gebot zukommt. Es gibt ja Leute genug heutigen Tages, die nehmen sich mit den beiden Tafeln der heiligen Gebote Gottes gar seltsame Freiheiten.

Der Herr sagt, das vornehmste und größte Gebot ist das: Liebe Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe. Nun gibt es aber Leute genug, die dieses „größte und vornehmste Gebot" geradezu ganz ausstreichen und abthun. Sie meinen wunder was Gutes sie thun, wenn sie sagen, ihr Grundsatz sei: „Thue Recht und scheue Niemand." Dabei ist nun für sie von einer Liebe Gottes gar nicht die Rede. Sie thun nichts aus Liebe zu Gott. Ja, der Gedanke, daß man Gott überhaupt lieben, ihm Etwas zu Gefallen thun, ihm zur Freude leben könne, der kommt gar nicht in ihren Sinn. Für sie existirt der liebe Gott, so zu sagen, gar nicht. Sie haben gar nichts mit ihm zu schaffen. Sie denken nicht an ihn, sie beten nicht zu ihm. Sie genießen viel Gutes, aber sie danken ihm *nicht* dafür. Es scheint, sie wissen gar nicht, daß „alle gute und

vollkommene Gabe kommt von oben, vom Vater des Lichts.“ Vielleicht glauben sie gar auch nicht einmal, daß Gott ist.

Also das „größte und vornehmste Gebot“ kommt bei ihnen gar übel weg. Es wird, so zu sagen, vor die Thüre gesetzt. Es wäre wohl der Mühe werth, zu erforschen, ob denn nun das andere Gebot, das „dem ersten gleich“ ist, um so genauer und um so williger gehalten wird, nämlich das Gebot der Nächstenliebe, daß wir unsere Nächsten lieben sollen wie uns selbst. Ich dachte immer, aus dem Gehorsam gegen das erste Gebot, aus der Liebe zu Gott müsse der Gehorsam gegen das Gebot der Nächstenliebe nothwendig hervorgehen. Ich dachte, wo in einem Herzen eine rechte herzliche Liebe zu Gott ist, da ist auch in ihm die böse Selbstliebe, die Selbstsucht gebrochen, da erst kommt dann auch die rechte Liebe zum Nächsten. Nun aber kommen diese Leute und wollen von der Liebe zu Gott gar nichts wissen, und meinen doch, es gehet gut mit dem „Rechtthun und Niemand scheuen“. Gehört denn zum Rechtthun nicht auch das, daß ein Mensch recht steht zu Gott, daß er Gott liebt und zu ihm sich hält, wie ein liebes Kind zu seinem lieben Vater? Aber nun zeigen diese Leute mit ihrem ganzen Thun und Lassen, daß ihnen die ganze erste Tafel, die von der Liebe Gottes handelt, nicht nur nicht „das größte und vornehmste Gebot“, sondern daß sie ihnen gar kein Gebot, gar keine Forderung an ihr Herz, Gemüth und Willen ist. Ist das recht? Steht es da gut?

Wiederum sagt der Herr: „Liebe deinen Nächsten als dich selbst!“ Er nennt das das andere Gebot, setzt aber bei, daß es dem ersten gleich sei, daß es also ebenso gut gelte. Das ist leicht begreiflich. Es kommt ja ganz ebenso von Gott dem Herrn, wie das erste. Es fordert also ganz denselben Gehorsam.

Nun ist aber kein Zweifel, daß es Leute gibt, die dieses Gebot ganz hintansetzen und mit demselben umgehen gar nicht nach dem Sinne des Gebotes und nach dem Willen Gottes, sondern ganz nach ihrem eigenen Gutdünken. Dabei meinen sie aber doch, daß sie bei Gott gar sehr in Gunst stehen und er gar wohl mit ihnen zufrieden sei. Denn in der Erfüllung des ersten Gebotes oder vielmehr der

ganzen ersten Tafel zeigen sie sich gar eifrig. Aber der Sinn der zweiten Tafel scheint ihnen noch ganz verborgen zu sein.

Denket gerade an die Leute, mit denen wir unseren Herrn im heutigen Evangelium im Gespräch finden. Ihr wisset, welche hohe Meinung diese Pharisäer von sich selbst und von ihrer eigenen Frömmigkeit hatten. Sie meinten, daß sie Gott zum größten Wohlgefallen lebten. Sie hielten streng ihre Sabbathe. Sie fasteten vielleicht zweimal in der Woche. Sie hielten die Schüsseln auswendig rein. Sie wuschen die Hände, ehe sie sich zu Tische setzten. Sie zahlten den Zins von Till und Kümmel. Alles das thaten sie dem lieben Gott zu Dienst und noch mehr. Damit glaubten sie der Forderung des „größten und vornehmsten Gebotes" und der ganzen ersten Tafel zu genügen. Aber wie stand es denn mit ihrem Gehorsam gegen die zweite Tafel, gegen das Gebot der Nächstenliebe? Unser Herr Jesus Christus selber klagt sie an, daß sie der Wittwen und Waisen Häuser fressen. Er erzählt uns von einem jüdischen Priester und Leviten, welche beide an dem unglücklichen Mann auf dem Weg nach Jericho vorbeigingen und ihn liegen ließen, ein Samariter aber kam und nahm sich seiner an. Und wie wurden diese Samariter von den Juden verachtet und gehaßt! Und lehrt uns nicht der bittere Haß, den viele von den Obersten des jüdischen Volkes und von den Pharisäern und Schriftgelehrten dem Herrn entgegenbrachten und womit sie ihn endlich tödteten, genug, wie wenig sie das Wort verstanden: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst?" Und dabei hielten diese Leute sich noch obendrein für fromm und Gott wohlgefällig! Sie meinten, daß sie die erste Tafel in hohen Ehren halten. Es war freilich auch eine jämmerliche Täuschung. Ueber den Sinn und die weitgreifende Meinung der zweiten Tafel schienen sie nun auch gar nicht nachgedacht zu haben. Und doch steht es so deutlich da: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst!"

Die Juden und die Pharisäer besonders waren aber gar nicht die Einzigen, welche dachten und handelten, als gehe das ganz gut zusammen, daß man Gott in höchsten Ehren halten könne und doch zugleich seinen Nächsten hassen, verachten, mißhandeln und zu Tode *quälen*. Wie viele herrliche Kirchen und Altäre sind erbaut worden

von Leuten, die sich auch selber für fromm hielten, aber Andersdenkende, die ihnen nicht in Allem zustimmten und sich ihrer Meinung und ihrem Willen nicht demüthigst unterordneten um ihres Gewissens halber, mit der schrecklichsten Rohheit und mit erfinderischer Grausamkeit behandelten! So haben Christen Christen mitten in der Kirche Christi mit unchristlicher Lieblosigkeit verfolgt und gar noch nach ihrer Meinung natürlich zur größeren Ehre Christi. Das heißt auch vergessen, daß die Forderung der zweiten Tafel gleich ist der Forderung der ersten. Aber freilich — da ist ja auch das „größte und vornehmste Gebot" gar nicht verstanden.

Nun denket nicht, daß wir unseres Theils über solche schreckliche Verkennung und Verdrehung des Willens Gottes ganz hinaus seien. Es gibt auch heute und auch unter evangelischen Christen noch immer Leute, die für die Ehre Gottes eifern, über ein Wort der Wahrheit mit großer Aengstlichkeit wachen, sich aus der Rechtgläubigkeit viel machen und dergleichen mehr, was an sich gar nicht zu verachten ist, aber die nebenher über Andere, die ihnen nicht in Allem und unbedingt zustimmen, die bittern Schalen ihres Verdammens ausschütten und die Geißel ihres heiligen Unwillens über sie schwingen. Es ist keine leichte Aufgabe, da zu glauben, daß das aus jener Herzensgesinnung kommt, bei der man „den Nächsten liebt wie sich selbst." O über den fleischlichen Eifer, der so gerne mit unter läuft!

Jetzt sollten wir wohl einsehen, warum unser Heiland auf die Frage, welches das größte Gebot im Gesetz sei, gerade so antwortete. Er stellte die Wahrheit ganz einfach hin und wenn sie sie nur annehmen wollten, hatte es mit dem Verständniß der Sache gar keine Schwierigkeit.

Nun wäre das Fragen schon recht gewesen, wäre es nur aus redlicher Absicht gekommen. Aber der Schriftgelehrte und die Anderen, für welche er redete, wollten den Herr versuchen, ihm eine Falle stellen, um nachher wegen seiner Antwort Klage wider ihn zu führen. Ein solches Fragen ging gar nicht aus einem die Wahrheit suchenden Sinne hervor. Es war vielmehr selbst wider die Forderung der zweiten Tafel, wider die Nächstenliebe. Aber eben darum war es auch wider die erste Tafel, wider das Gebot von der Liebe Gottes.

Es ist heute noch so mit vielem Fragen, das man hören kann. Leute bringen diese und jene Frage über allerlei Punkte in der heiligen Schrift auf. Sie wollen ihren Witz damit zeigen und gläubige Seelen verführen oder in Verlegenheit bringen. Sie meinen, sie seien gar klug und finden da Gift in der Bibel, wo andere Leute Brod und Honig finden. Ach, einen wie viel besseren Gebrauch könnten sie von Gottes Wort machen, wenn sie „aus der Wahrheit" wären! Da würde ihnen auch das, was sie jetzt als Gift ausschreien, zur heilsamen Arzenei werden. Man kann sich den Schein geben, als sei es Einem nur um die Wahrheit zu thun. Aber gerade unter diesem Schein weicht man der schlagenden und uns frei machenden Wahrheit aus.

So war es bei diesen Pharisäern mit ihren Fragen. Gerade auf die Hauptfrage: Was fordert denn Gott eigentlich von uns? kamen sie nicht. O wie viel besser wäre es gewesen, wenn sich Jeder von ihnen vor dem Angesichte Gottes und vor seinem Gebot recht ehrlich und ernstlich geprüft und gefragt hätte:

Wie stehe ich denn nun auch zunächst zu diesem Gebot: „Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe?" Da ist doch in der That viel gefordert. Ich weiß, wann ich Jemand herzlich lieb habe, da bin ich fähig, für ihn gar Vieles zu thun und es wird mir obendrein nicht einmal schwer. So wäre es gerade auch, wann ich Gott lieben, wann ich ihn von ganzem Herzen lieben würde.

Wie ist es nun? Kann ich sagen, daß ich an ihm mit meinem ganzen Herzen hänge und an nichts Anderem? Kann ich sagen, daß ich an ihm und seinem Wort und Gebot meine Lust habe und daß ich in meinen Gedanken recht gerne mit ihm umgehe und ihn „vor Augen und im Herzen habe?" Kann ich sagen, daß seine „Wege meinen Augen wohlgefallen" und daß ich auch mit seiner Führung und Fügung wohl zufrieden bin? Kann ich sagen, daß ich mit Herzenslust ihm zu Gefallen lebe und daß es mir darum aus lauter Liebe zu ihm gar nicht schwer wird, sein Gebot in allen Stücken zu erfüllen? Was lasse ich denn auch fahren um Gottes willen? Was thue ich denn eigentlich auch um Gottes willen? Nehme ich denn auch an seinem Reich und *dessen Förderung* auf Erde den rechten warmen herzlichen Antheil?

Und geht denn auch Alles, was ich thue, hervor aus diesem inneren, freien Triebe, aus der Liebe zu Gott und zu allem Guten und ihm Wohlgefälligen?

Ich denke, das wäre ein gar heilsames und nützliches Fragen, Prüfen und „Versuchen" bei diesen Pharisäern gewesen. Dabei hätten sie auf sehr merkwürdige Entdeckungen kommen können und es wäre ihnen wohl ganz vergangen, den Herrn versuchen zu wollen. Und das wäre auch für Jeden unter uns gar ein heilsames Fragen und Selbstprüfen. Und ob die Antwort nicht ausschlagen würde auch zu unserer Beschämung und Demüthigung?

Dann aber hätten sich diese Pharisäer offenbar auch vor das andere Gebot stellen müssen, das ja auch Gottes Gebot war und, wie der Herr mit Recht sagt, dem andern gleich ist. Und da hätte Jeder wieder zunächst nur sich selber zu fragen gehabt:

Das Gebot sagt, ich soll meinen Nächsten lieben, wie mich selbst. Wie stehe ich dazu? Ich weiß, es liegt mir viel daran, daß es mir gut geht. Freut es mich nun auch ebenso herzlich, wenn es meinem Nebenmenschen gut geht? Nehme ich an seinem Befinden und Wohlergehen oder auch an seinem Schmerz und Leiden ebenso viel Antheil? Ich will nicht, daß mir irgend Jemand das geringste Unrecht anthut oder mich nur als ein Mittel für seine Bequemlichkeit oder für seinen Vortheil ansieht. Behandle ich nun meine Nebenmenschen auch also? Verlange ich nie von ihnen was nicht recht und billig ist? Mache ich nie Anforderungen an sie, die ich nicht an mich selber stellen ließe? Handle ich in Allem nach dem Wort: Was ihr nicht wollt, daß euch die Leute thun, das thut ihr ihnen auch nicht! Und: Was ihr wollt, daß sie euch thun, das thut ihnen auch!? Ich kann's nicht leiden, daß Jemand mich beschuldigt, wo ich unschuldig bin; oder daß er Arges von mir denkt oder mir gar einen Zipfel von meiner Ehre abschneidet. Bin ich nun auch immer recht vorsichtig und ein Freund nur der Wahrheit und der Liebe in meinen Gedanken und Worten über meine Nebenmenschen? Kann ich auch tragen, dulden, hoffen und Alles zum Besten kehren? Ich will nicht, daß Jemand gegen mich unbarmherzig ist; mit meinen Fehlern sollen die Leute milde und nachsichtig verfahren. Wann ich leiden muß, sollen sie herzlich Antheil an mir nehmen

und mir nach Kräften zu helfen suchen. Bin ich nun auch so gesinnt und zeige ich mich demgemäß auch gegen Andere? Ich will, sie sollen mir helfen meine Last zu tragen. Helfe ich ihnen unter der ihrigen auch? Es ist mir gar ärgerlich, wenn Jemand zornig und rauh über mich herfährt. Bin ich selber nun auch immer gegen Andere mild, freundlich, nachgebend, versöhnlich, friedfertig gesinnt? Ist's denn recht, von Andern zu fordern, was ich selber gegen sie nicht halte?

Ich denke, dies wären auch Fragen gewesen, welche die Pharisäer an sich selber hätten stellen sollen. Es ist leicht möglich, daß sie dann von den spitzfindigen leeren Fragen nach dem „größten Gebot im Gesetz" abgekommen wären. Sie hätten auf einem andern Fleck Arbeit genug gefunden. Und gerade diese Prüfung sollte auch ein Jeder von uns mit sich selbst anstellen und dabei recht in sein eigen Herz und Gewissen gehen. Da hätten jene Pharisäer gefunden, daß auch sie selber und nicht blos Samariter oder Sadducäer oder Zöllner Sünder seien, sondern sie selber. O wie gut wäre das gewesen! Vielleicht wären sie dann auch zum Heiland gekommen von ihm zu lernen, nicht mehr um ihn zu versuchen und zu schulmeistern. Das aber wollen wir nun Alles auch auf uns selbst anwenden, ein Jeder in seinem Theile.

Nun ist ganz gewiß, daß die Forderung, welche Gott in seinem Gebot an uns macht, auch heute noch ganz dieselbe ist. Unendlich Vieles hat sich im Laufe der Zeiten verändert. Aber am Gebot Gottes ist nichts anders geworden. Unser Herr Jesus Christus ist auch gar nicht gekommen, um daran zu ändern. So wie es uranfänglich stand, so steht es noch. Und was es einst forderte, gerade das fordert es noch, nemlich, daß wir Gott lieben sollen von ganzem Herzen und unsere Nächsten wie uns selbst. Das muß auch heute noch Allen gerade so gesagt werden. Das gilt dem König auf dem Throne, dem Bettler in seiner Hütte. Das ist es, was Gott will. Wir müssen's aber hören und lernen. Und es ist ganz gefehlt, wo man das nicht hört oder lernt oder nicht mehr hören und lernen will. Besser wird es nicht in der Welt werden, wo die beiden Tafeln, die von der Liebe zu Gott und die von der Liebe zum Nächsten, verloren gegangen sind oder die eine von beiden abhanden gekommen ist.

Warum ist aber die Sache ein Gebot, eine Forderung? Eben deshalb, weil wir's nicht von uns selber weder wissen noch thun. Darum muß es uns gesagt werden. Essen und Trinken, Vergnügtsein, Trauern, das sind Dinge, die hat man uns Menschen nicht erst zu befehlen oder von uns zu fordern. Das liegt schon in Fleisch und Blut. Und leider so auch das Böse. Man braucht gar keine besonderen Lehrer anzustellen um uns wissen zu lassen, wie man Böses, die Sünde thut. Nein, das kommt von selbst und das ist gerade der Jammer. Aber daß es uns gebührt, Gott von ganzem Herzen zu lieben und unsere Nächsten als uns selbst, das ist Etwas, das muß man uns erst sagen und uns ernstlich dazu ermahmen. Es ist damit freilich noch lange nicht erzielt was sein soll. Denn vom Wissen des Willens Gottes bis zum Thun desselben ist bei uns Menschen leider ein weiter Weg. Aber der Anfang muß doch das sein, daß man uns sagt, was der Wille Gottes ist und was der Herr von uns fordert.

Und gar merkwürdig ist, daß sich in uns doch Etwas findet, das zu dem Gebot und der Forderung Gottes Ja sagt. Des Menschen Verstand mag noch so verkehrt sein, sein Herz noch so böse, sein Wille noch so unwillig gegen Gottes Willen; aber der Mensch kann doch nicht sagen, daß Gott mit seinem Gebote etwas Unrechtes sage oder fordere. Man kann freilich die Liebe zu Gott und den Nächsten nicht commandiren, so wenig wie den Soldaten den Muth. Aber wenn sich ein Kind gegen seine Mutter trotzig und unartig benimmt, so kann man doch zu ihm sagen: „Ei, Kind, wie magst du dich nur auch gegen deine Mutter so böse benehmen, die dir so viel Gutes thut?" Und meint ihr, das Kind werde nicht merken, daß es ihm fehlt an der kindlichen Liebe und am Gehorsam? „Durch's Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde."

Es ist aber in der That eine wahre Ehre für den Menschen, daß eine solche Forderung wie die der Liebe Gottes und des Nächsten an ihn gestellt wird. Wann ein Mensch nun so ganz und freudig in dieser Liebe drin stünde, wie herrlich wäre er! Und wenn alle Menschen in dieser Liebe stünden, wie herrlich wäre dann unser Leben! Daran sehen wir, daß im Gebote Gottes selber die höchste Weisheit und Wahrheit und Güte und Liebe wohnt. Die Menschen sehen das Ge-

bot Gottes an als eine Schranke, die ihnen ihre Freiheit nimmt und die sie darum hassen. Da zeigen sie aber, wie thöricht und verkehrt sie sind. Es ist doch klar, wenn ein Mensch Gott und das Gute und Heilige nicht liebt, wenn er sich dagegen unter die Gewalt und den Reiz der Lüste des Fleisches und der Welt stellt und Sünde liebt und thut, wenn er sich stolz und trotzig über seinen Nächsten hinauf setzt, oder wenn er an ihm nur einen Genossen seiner bösen Gewohnheiten haben will, wenn er ihn verführt zum Bösen oder sich verführen läßt — was anders als Herzeleid und Elend kommt dabei heraus? Ist die Sünde nicht überall der Leute Verderben? Ist dagegen die Gottseligkeit nicht zu allen Dingen nütze?

Darum sollten wir doch so viel einsehen, daß Gottes Forderung an uns heilig und gut ist. Ja, was müßten wir vom lieben Gott denken, wenn er das nicht von uns fordern würde? Oder könnte er denn weniger fordern? Nein, gewiß nicht!

Aber freilich — mit dem daß wir Gottes Forderung und Gebot wissen, daß wir ihr Beifall geben, daß wir sie für recht und gut erkennen, sogar mit dem, daß wir dem Gebote gerne nachkommen und es erfüllen wollen, mit dem Allem ist's noch lange nicht geschehen. Erfüllt will es sein. Wir müssen der Forderung nachkommen. Wir müssen das Gebot recht halten. Wir müssen Gott lieben von ganzem Herzen und von ganzer Seele. Das ist die Sache. Und wenn wir das nicht thun, wie stehen wir da vor Gott? Antwort: Als Sünder und als Schuldner!

Wer von uns Allen wird nun kommen und sagen wollen: „Das habe ich Alles gehalten von Jugend auf?" Wer so sagt und so denkt von sich, der hat in den Sinn, in den Umfang, in den Inhalt, in die Tiefe des Gebotes gar nie recht hineingeschaut. Also wer eine bessere, hellere Einsicht hat, der wird vor dem heiligen Gebot Gottes klein werden und gedemüthigt. Zur Selbsterhebung ist da gar kein Raum. Denn wir mangeln Alle alles Ruhms, den wir vor Gott haben sollten. Aber — bleiben soll's und darf es dabei nicht.

Darum müssen wir jetzt auch noch ein Wort beifügen von Gottes Gabe.

Was ist denn Gottes Gabe? Antwort: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er auch seines eingeborenen Sohnes nicht hat verschont, sondern hat ihn für uns Alle dahingegeben, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." „Herr, wohin sollten wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und wir haben geglaubt und erkannt daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes." „Der Tod ist der Sünden Sold. Die Gabe Gottes aber ist das ewige Leben durch Jesum Christum, unsern Herrn."

Das ist also die Gabe Gottes. Und das ist auch die Antwort auf die Frage: Was dünket euch um Christus — Weß' Sohn ist er?

Mit weiser Absicht hat der Heiland also jene Pharisäer gefragt. Er kannte ihres Herzens Gedanken. Er wußte, daß sie auf den Messias, den Christus warteten. Er wußte auch recht wohl, daß sie glaubten, sie sitzen dem lieben Gott im Schooß oder seien sein Augapfel und daß sie nicht einmal im Traum daran dachten, daß ihre Sünden sie von Gott trennen, wie schon im Alten Testament zu lesen war. Er wußte, wie groß die Verblendung ihrer Selbstgerechtigkeit, ihres ganzen geistlichen Unverstandes war. Er wußte auch, daß sie dachten, zur rechten Zeit werde der Held, der Davidsohn kommen und die Römer aus dem Lande jagen und freie Leute und große Herren aus ihnen machen. Aber der Herr wußte auch, daß damit gar nichts wäre gewonnen gewesen. Der alte böse Pharisäergeist und die sadducäische Fleischlichkeit wäre geblieben und die andern Sünden alle auch. Was wäre damit besser geworden? Darum deutet der Herr ihnen an, daß schon die Weissagung des Alten Testamentes von dem Messias rede als von Einem, dem höhere Würde als die eines Davidsohnes zukomme; der in Wahrheit der „Herr" sei und der in Kraft göttlicher Herrlichkeit gar nicht etwa nur irdische Macht entfalten werde, sondern der geistliche, himmlische Lebenskräfte und Gnadengaben in die Welt bringen müsse, wenn wirklich geholfen werden soll. Nur wenn diese Kräfte und Gnaden zu uns kommen und recht Halt an uns nehmen und wir an ihnen, dann werden wir erst lernen, Gott von Herzen und unsern Nächsten als uns selbst lieben. Und ehe es dazu

kommt, kann es denn mit uns und der Welt irgendwie wahrhaft besser werden?

Das ist das Unglück der Leute, daß sie wie damals die Juden noch heute denken, wenn nur die Dinge von außen her besser wären, dann wäre schon Alles recht. Aber ein Kranker wird damit noch nicht besser, daß man ihn auf ein anderes Plätzchen in seiner Krankenstube legt. Für eine kleine Weile mag es ihm gut vorkommen. Aber es hält nicht lange an. Er hat eben die Krankheit auch dorthin wieder mitgenommen.

Geht mir weg mit all' dem Weltheldenthum und der ganzen Großmannssucht unserer Tage! Mit all' dem Schein und Flitterstaat unseres Wissens und Vermögens ist uns nicht geholfen. Es ist der alte Tod dahinter und schaut grinsend heraus. Es ist die alte fleischliche Natur, es sind die alten bösen Begierden, dieselben verderblichen Lüste, der alte Welttaumel, das alte Elend der Sünde im ewigen Wechsel ihrer Gestalt. Nur wo und wann einmal die heilige Liebe, die Liebe zu Gott und zum Nächsten, einzieht, und zur Kraft des Lebens wird, dann, dann aber auch ganz gewiß wird es besser.

Wird das von selbst kommen? Gewiß nicht. Wird das Gesetz Gottes das in uns schaffen? Ebensowenig. Das fordert wohl das Gute von mir, aber die Kraft dazu gibt es mir nicht. Die kommt nur durch den lebendigen Glauben an Christus, den Menschen- und Gottes-Sohn. Der hat die ganze Fülle der Liebe in seinem Herzen getragen und hat in dieser Liebe sein Leben für uns dargegeben zu einem Lösegeld für Viele. Und weil in ihm wohnet die ganze Fülle der Gottheit, darum kann er seinen heiligen Geist senden in die Herzen derer, die an ihn glauben, daß dieser Geist sie treibt als Kinder Gottes. Dann lernen sie von Herzen Gott lieben und den Nächsten als sich selbst. Dann findet das Herz Freude an Gott und allem Göttlichen, wie es sie zuvor an der Welt und dem Weltlichen fand und sich mit friedeloser Angst von Gott ferne hielt und der Sünde diente. Dann ist auch erst die Selbstsucht gebrochen, welche uns das Herz verengert und verhärtet und die wahre Liebe des Nächsten gar nicht aufkommen läßt.

Ach, die Leute wissen gar nicht, wie ganz anders es würde, wie

unendlich besser es mit der Welt stände, würden sie nur Alle bußfertig, gläubig zu Christo kommen und sich von ihm Gerechtigkeit und Frieden, Leben und Liebe schenken lassen.

Kann Gott mehr für uns thun, als er für uns gethan hat? Kann er mehr thun als uns seine ewige Liebe anbieten, wie er in seinem lieben Sohne auch heute wieder thut? Soll er uns zwingen zur Liebe? Nein, das läßt sich ja gar nicht zwingen. Aber wir müssen demüthig werden und kommen, dankbar den anzunehmen, in welchem sind alle Schätze der Weisheit und der Erkenntniß und aus dessen Fülle so Viele vor uns genommen haben Gnade um Gnade. Denn das Gesetz ist wohl durch Moses gegeben. Gnade und Wahrheit aber ist durch Jesum Christum geworden. Ihm sei Ehre von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Amen.



Am 19. Sonntag nach Trinitatis.

(Matth. 9, 1—8.)

Da trat er in das Schiff, und fuhr wieder herüber, und kam in seine Stadt. Und siehe, da brachten sie zu ihm einen Gichtbrüchigen, der lag auf einem Bette. Da nun Jesus ihren Glauben sahe, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Und siehe, etliche unter den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst: Dieser lästert Gott. Da aber Jesus ihre Gedanken sahe, sprach er: Warum denket ihr so Arges in euren Herzen? Welches ist leichter, zu sagen: Dir sind deine Sünden vergeben; oder zu sagen: Stehe auf und wandele? Auf daß ihr aber wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden die Sünden zu vergeben, sprach er zu dem Gichtbrüchigen: Stehe auf, hebe dein Bette auf, und gehe heim! Und er stand auf, und ging heim. Da das Volk das sahe, verwunderte es sich, und pries Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat.

„Warum kennt ihr denn meine Sprache nicht?“ So fragte, wie wir Joh. Cap. 8, V. 43 lesen, der Herr einmal die Juden. Seltsames Wort! Haben denn die Juden wirklich seine Sprache nicht gekannt? Redete er zu ihnen in fremdklingenden Worten? Nein; er redete gerade mit ihnen in der Sprache, die ihre Muttersprache war. Und doch verstanden sie ihn nicht. Oder — redete er von Dingen, die ihnen fremd waren? Fremd hätten sie ihnen jedenfalls nicht sein sollen. Er redete vom Reich Gottes. Das war ihnen doch nichts Fremdes. Sie sahen ja sich und ihr Volk an als die Kinder und das Volk Gottes. Und wenn der Herr redete von Sünde, Buße, Glauben, Gerechtigkeit, Wahrheit, das waren ja lauter Dinge, von welchen auch im Alten Testamente schon genug zu lesen ist. Und doch trotz dem Allen haben sie des Herrn Sprache nicht gekannt und nicht verstanden. In seinen Sinn und Geist gingen sie nicht ein. Hätte er sich von ihnen regieren lassen und ihnen Beifall gegeben, da wäre es schon recht gewesen. Das that er nicht und durfte es auch nicht thun. Da waren sie denn mit lauter Vorurtheilen gegen ihn angefüllt und wollten von ihm nicht lernen und glaubten nicht, daß er hoch über ihnen stehe. Gerade wie es heutzutage Leute gibt, die auch denken, sie können von Christus nichts mehr lernen. Wenn diese Juden hätten wissen können, daß man gerade dieselben Worte, die sie aus des Herrn Munde damals hörten, noch nach ein paar Jahrtausenden in allen Theilen der weiten Erde predigen werde, daß sie den Weltkreis und seine Völker bewegen werden —! Aber freilich, das war vor ihren Augen verborgen. Das war das Elend.

Leider, daß man gerade auch in unserer Zeit von Tausenden mitten in der Christenheit wieder sagen muß: Ihr verstehet seine Sprache nicht! Leider, daß des Herrn Worte von der Sünde, von der Buße, vom Glauben, von der Wahrheit, vom Leben auch für sie keinen Sinn haben; daß sie aus einem Gebiet kommen, wo diese Begriffe des Wortes und Reiches Gottes, so zu sagen, außer Gebrauch gesetzt sind. Bei uns soll es nicht also sein. Und es soll nicht so sein auch heute, wo wir auf Grundsteine im Bau des Reiches Gottes hingewiesen werden. Hören wir denn aufmerksam und andächtig von Vergebung der Sünden und von Wiedergeburt — wie sie zusammenhängen.

Das sind nun Dinge, die uns Alle angehen. Gottes Wort redet davon oft, ernst, eindringlich. So auch hier. Davon muß man also auch in der Kirche reden. Das muß man predigen. Sünder sind wir Alle. Das lehrt uns Gottes Wort. Das bezeugt uns unser Gewissen. Das können wir alle Tage merken. Ist's gleichgiltig, wenn ich in Schulden stecke? Ist's gleichgiltig, wenn ich an verzehrender Krankheit leide? Ist's gleichgiltig, daß ich vor Gott in Sünden und Schulden stecke und meine Seele dem ewigen Tod entgegengeht? Gewiß nicht. Der Vergebung bedarf ich. Und anders werden soll ich, los von der Macht der Sünde. Da thut mir Noth ein neues, festes Herz und ein gewisser Geist. Das wird allein durch die Gnade. Also diese Dinge sind da für uns und muß sich Keiner darüber hinausdenken.

Sündenvergebung nun und Wiedergeburt, geistliche Neubelebung — wie sie zusammenhängen? Antwort: Das Eine und das Andere ist göttliches Recht und göttliche Macht.

Unser heutiges Evangelium erzählt uns, daß der Herr über den See Genezareth in seine Stadt, nach Capernaum, zurückgekehrt war. In dem Hause nun, wo er als ein lieber Gast willkommen war, drängen sich bald die Leute um ihn. Da kamen Manche, die in ihren Leiden und Krankheiten von ihm Hilfe erwarteten. Da kamen auch die Neugierigen, die keine Noth treibt, weder die äußere noch die innere, die aber eine Merkwürdigkeit, etwas Neues sehen wollen. Da kamen wohl auch heilsbegierige Seelen, die so gerne zuhören, wenn der Heiland redet vom Reich Gottes, erzählt von der Liebe Gottes, mahnt zur Umkehr vom bösen Wege, redet in Gleichnissen und merken läßt, daß er da ist, das Licht und Leben der Menschen zu werden. Da kommen aber auch die Lauscher, die Aufpasser, die Fehler finden wollen und die nicht denken, daß sie da auch Etwas für ihr Seelenheil gewinnen könnten.

Während nun der Herr innen im Hause redet, dicht umdrängt von den vielen Menschen, da kommen auch Etliche, die tragen ein Bette. Auf dem Bette liegt ein armer, leidender Mitbruder in großem Elend. Er ist gichtbrüchig. Der Schlag hat ihn gerührt. Er kann nicht stehen noch gehen. Er ist ganz hilflos. Darum tragen sie ihn. Und

sie sind dessen ganz gewiß, daß der Herr dem kranken Mitbruder helfen kann. Um das wollen sie ihn bitten. Aber es ist um ihn her ein viel zu großes Gedränge. Das Haus ist voll. Sie können nicht durch. Was ist zu machen? Sie steigen mit ihrem Kranken hinauf auf's Dach, heben es ab, wie uns St. Marcus und St. Lucas erzählen, und lassen das Bette sammt dem Kranken an Seilen gerade vor dem Herrn herunter.

Den Leuten war's Ernst. Die hatten Glauben. Das merkte der Herr bald. Und er wendet sein Auge zu dem Kranken, der jetzt da vor ihm lag. Und er sieht ihn an, sieht in sein Auge, sieht ihm durch's Auge hindurch, sieht ihm in's Herz, sieht ihm durch's Herz hindurch, sieht in die Gedanken in dem Herzen hinein und in das Leben, das dahinter lag —.

Was mag der Herr da geschaut und gefunden haben? Er bedurfte ja nicht, daß man ihm sage, was im Menschen war. Er kannte sie Alle. Vor ihm lag auch das Buch des Lebens dieses Menschen aufgeschlagen. Was aber mag in des Mannes Seele vorgegangen sein, als des Herrn Blick auf ihm ruhete?

Da thut der Herr seinen Mund auf und spricht zu dem Kranken: Sei getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben!

In dem Manne waren Gedanken, die sich unter einander anklagten und entschuldigten. In dem Manne war das Gewissen aufgewacht, das vielleicht lange geschlafen hatte. Unter dem Gefühl der Leibesnoth, die Gott über ihn hatte kommen lassen, erwachte in ihm noch eine andere Noth, die Noth der Seele. Die Furcht des Todes, die Angst des Gerichts überfiel ihn. Sollte er so hinfahren und in seinen Sünden sterben? Der Mann fühlte den Zorn Gottes. Seine Pfeile steckten in ihm. Er war gebeugt, gebrochen, zerknirscht. Darum sagt ihm der Heiland sein Trostwort, daß ihm seine Sünden vergeben seien. Der Mann wußte, was er daran hatte. Ihm war dies freundliche Wort Balsam in die brennende Wunde. Ihm war's ein erfrischender Thau. Der eiserne Ring, der um sein Herz lag, war gebrochen. Die Angst und Unruhe war weg. Der Mann glaubte dem Herrn, was er sagte, und war dankbar.

Aber anders wirkte das Wort aus des Herrn Munde bei Anderen,

nämlich bei den Schriftgelehrten, die da waren. Die ärgern sich daran. Die wollen darin eine Lästerung sehen. Die können sich's gar nicht denken, daß der, der da vor ihnen stand, das Recht habe, Sünden zu vergeben.

Der Herr merkt ihre Gedanken und fragt sie: „Warum denket ihr so Arges in euren Herzen?“ Dann fügt er aber bei, was in ihnen noch viel mehr Staunen als Aerger erregen mußte: „Welches ist leichter—zu sagen: dir sind deine Sünden vergeben? Oder zu sagen: Stehe auf und wandle?“ Und jetzt setzt er dem Ganzen die Krone auf und spricht zu dem Gichtbrüchigen zum Zeugniß, „auf daß ihr wisset, daß des Menschen Sohn Macht habe auf Erden, Sünden zu vergeben: Stehe auf, hebe dein Bette auf und gehe heim!“ Und er stand auf und ging heim.

Sehet da, der vergeben hat, der hat auch durch sein Machtwort geheilt und neubelebt. Wer Sünden vergibt, dem muß auch „alle Gewalt im Himmel und auf Erden“ gegeben sein. Wer durch sein göttliches Machtwort Kranke heilt, Todte erweckt, der darf auch sagen zu dir und zu mir: Sei getrost, deine Sünden sind dir vergeben!

Dabei bleibt es: Sündenvergebung und Neubelebung sind göttliches Recht und Macht.

Also wirst du deine Sünde und Schuld auf keinem anderen Wege los, als daß Gott aus lauter Gnade sie dir vergibt. Das gilt also mir und dir und uns Allen. Wir wollen nun den Gedanken gar nicht aufkommen lassen, als ob wir der Sünde und Schuld auf anderem Wege los werden könnten. Jede Sünde ist ein Unrecht, eine Uebertretung des Gesetzes. Wenn Jemand das Gesetz des Landes übertreten hat, so hat er nichts Anderes zu erwarten, als daß er vor das Gericht gebracht, verurtheilt und gestraft wird. Und da ist nun auch gar kein Ausweg, als daß er seine Strafe trägt oder — daß ihm der Regent des Landes nach seinem großen Vorrecht aus Mitleiden die Strafe erläßt und ihn aus Gnaden pardonirt. Es ist nicht anders in der weiten Welt. Da ist Gott König und Herr. Seinen Willen, das Reichsgesetz, kennen wir wohl genug. Wenn wir ihn nicht thun, so verfallen wir durch unsere Uebertretung der Strafe.

Niemand kann uns die Sünde vergeben, die Strafe erlassen, als nur Er, der große König und Herr. Und wird er es thun, so lang unsere Sünde uns nicht leid ist und wir uns darunter nicht demüthigen und beugen? Wäre das recht?

Das ist nun eine Sache, über welche wir uns nicht täuschen sollten. Aber — gerade darüber täuschen wir uns am liebsten. Und manche Leute machen es sich dabei außerordentlich leicht. Zuerst da lassen sie sich vorschwatzen und schwatzen es sich selber vor, es sei kein Gott. Nun natürlich, wenn kein Gott ist, da kann man auch nicht an ihm sündigen; dann braucht man sich auch vor dem Zorne Gottes nicht zu fürchten; dann braucht man auch nicht demüthig zu kommen und bußfertig zu bitten: Vergib uns unsere Schulden! Aber das ist eben eine Erfindung des Teufels, daß die Leute sagen: Es ist kein Gott! Das gibt ihnen einen schrecklichen Muth zum Bösen. Da fürchten sie sich vor Gott nicht mehr und scheuen sich zuletzt auch nicht mehr vor den Menschen. Es ist aber eben auch eine große satanische Lüge, an der viele Seelen zu Grunde gehen. Wo einmal kein Glaube an Gott ist, da fällt alles Andere hintennach. Wo der Grundstein sinkt, auf dem das Haus steht, wie wollen die Mauern halten?

Nun kann freilich Mancher den Glauben an Gott doch nicht so leicht los werden. Es ist Manches, was ihm doch in den Weg kommt, wenn er den Unglauben auf seine Fahne schreiben soll. Aber während er an Gott glaubt, geht er ihm doch aus dem Wege. Kindliche Liebe ist keine da, wohl aber knechtische Furcht. Er weiß, daß der liebe Gott eine Rechnung gegen ihn hat, auf welcher allerlei schlimme Dinge wider ihn stehen. Einem solchen Gläubiger weicht man ja lieber aus. Ja wohl, aber das Ausweichen geht nicht für immer. Man vergißt am Ende wohl gar auch diesen und jenen schlimmen Posten. Man meint, es sei genug Gras schon darüber gewachsen. Aber das ist eben auch ein Selbstbetrug. Gott hat ein gutes Gedächtniß. Du kannst die Klage, die vor dem ewigen Richterstuhl wider dich vorliegt, nicht tilgen. Dein Gewissen mag jetzt schlafen. Aber es wird einmal aufwachen. Deine Sünden müssen dir vergeben werden. Um das mußt du demüthig und gläubig auf das Verdienst Christi hin bitten. Das ist der rechte Weg, der Schuld los zu werden. Der *König der Könige,* der Herr der Herren allein kann vergeben.

Wir leben in einer Zeit, in der der Leichtsinn gar groß ist. Sündigen wollen die Leute. Zur Buße soll man sie aber nicht rufen. Sie schämen sich nicht, zu sündigen und oft auf schrecklich frevelhafte Weise. Aber ihre Sünden zu erkennen und zu bekennen und Gott um Vergebung zu bitten, dazu sind sie viel zu stolz. Sie wollen eben Niemand, auch Gott nicht über sich erkennen. Und doch fordert Gott von ihnen gar nichts Unbilliges oder Unweises oder Allzuhartes, wenn er will, daß sie Buße thun und ihn um Vergebung bitten sollen. Die Menschen in ihrem geistlichen Abgestumpftsein thun, als haben die Sünden gar nichts auf sich, als brauche man sich darüber höchsten's so weit einen Vorwurf zu machen, als man sich dadurch selbst in Verlegenheit vor der Welt bringt oder Schaden zufügt. Sie machen es sich sehr leicht und vergeben sich alle ihre Uebertretungen einfach selber. Damit kommen sie vor dem ewigen Richter nicht durch. Das Gesetz ist kein zufälliges Ding, keine bloße Meinung, sondern es ist der heilige Wille des Herrn der Welt; es ist die Ordnung, die er in dieser Welt haben will. Und er wacht darüber. Er mag Geduld haben und mit Langmuth tragen. Endlich aber werden wir vor ihm offenbar werden müssen und empfangen, was unsere Werke werth sind, bei Leibesleben, es sei gut oder böse. Da er uns aber Gnade und Vergebung heute schon anbietet, ist es nicht entsetzlicher Hochmuth, daß wir nicht kommen und drum bitten wollen?

Es ist gewiß erfreulich, wenn ein Mensch auf Wegen der Uebertretung gewandelt hat, daß man sieht, er tritt ab von seinen Sünden und vermeidet die Anstöße und Aergernisse, die er früher gegeben. Denket aber nicht, daß damit Alles abgemacht, die alten Sünden bezahlt, die alten Sünden vergessen und vergeben seien. Was ich gestern verfehlt habe, dafür brauche ich Vergebung. Für heute wie für jeden Tag soll ich so viel Gutes in wahrer Gottes- und Menschenliebe thun als ich nur thun kann. Damit kann ich aber die Fehler von gestern und vorgestern nicht zudecken. Die deckt in der That nichts zu als nur die vergebende Gnade Gottes.

Wer wollte aber so blind und dabei so eingebildet sein, daß er vergäße, wie sehr er alle Tage der Vergebung bedarf, weil er eben alle Tage wieder als ein „unnützer Knecht" dasteht. „Wer kann wissen,

wie oft er fehle? Vergib mir auch die verborgenen Fehler!" Da ist bei uns gar kein Grund zur Selbsterhöhung und Eigengerechtigkeit. Nein, täglich haben wir Buße und Glauben zu üben und zu bitten um Vergebung, daß der Herr Gnade ergehen lasse vor Recht. Denn bei ihm allein stehet Vergebung.

Welch' eine große Gnade ist es aber, daß Gott vergeben will. Er kann ja zürnen und in die unterste Hölle verdammen. Wer wollte es ihm wehren? Aber er hat Lust zum Leben. Darum hat er seinen lieben Sohn gesandt in die Welt und Er, der uns erlöset hat und erkauft und gewonnen mit seinem heiligen und theuren Blut und seinem unschuldigen Leiden und Sterben, der hat auch die Macht, den Menschen ihre Sünden zu vergeben. Und wo die Sünden nicht vergeben sind, da ist auch keine wahre Ruhe, kein rechter Frieden im Herzen. Aber wo Vergebung der Sünden ist, da ist Leben und Seligkeit. Darum: Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes gethan; der dir alle deine Sünden vergibt und heilet alle deine Gebrechen; der dein Leben vom Verderben erlöset; der dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit.

Göttliches Recht und göttliche Macht ist es Sünden zu vergeben. Und so ist es auch Vorrecht und Macht Gottes allein, uns Leben zu geben, den Menschen geistlich zu erneuen. So wenig ein Anderer jenen Gichtbrüchigen hätte mit einem Worte gesund und stark machen können als nur der Herr Christus in Gottesmacht, ebenso wenig kann ein Anderer einem Menschen geistliche Gesundheit, Kraft und Leben, innere Erneuerung, neue Lebenskräfte schenken als nur Der, der spricht und es geschieht; der gebietet und es steht da. Kein Mensch kann selbst seine Wiedergeburt bewerkstelligen. Das ist Gottes Macht und Gnadenwerk.

Alles Leben kommt aus Gott. Aus ihm, von ihm kommt auch die Neue Creatur. Und „in Gottes Reich geht Niemand ein, er sei denn neu geboren." Das war dem Nikodemus etwas sehr Neues. Aber er sollte es wissen und wir sollen's auch wissen.

Und etwas Eigenthümliches ist es allerdings um die Erneuerung im *Geist, um das* Anziehen des Neuen Menschen.

Erziehung, so hört man oft sagen, thut sehr viel. Wer wollte es leugnen? Aber wie oft möchten Eltern einem Kinde einen andern Sinn und Geist geben und vermögen es doch nicht. Welch' einen Kampf müssen sie führen mit scheinbar leichten Dingen, mit Untugenden, bösen Neigungen, übeln Gewohnheiten! Und doch trotz aller Mühe und Aufsicht will es eben oft nicht gelingen. Fromme Eltern würden sich so sehr freuen, wenn ihre Kinder auch einen frommen Sinn, eine Freude an göttlichen Dingen hätten. Aber sie müssen mit Schmerzen sehen, wie eben die Welt, die buntfarbige, eitle Welt die jungen Herzen lockt und bezaubert und verstrickt. Da gilt denn die fromme Leitung der Eltern für einen harten Zwang. Der Sinn geht eben anders wohin. Wer kann's ändern als allein der Herr? Nur er kann die Herzen der Menschen lenken wie Wasserbäche.

Ein Mensch mag, wenn es ihm ein rechter Ernst ist, an seiner eigenen Besserung arbeiten und nicht ohne Erfolg. Er mag manche böse Gewohnheit ablegen, manche Selbstverleugnung üben, manche gefährliche Neigung zügeln. Nur muß man nicht denken, daß damit ein Herze erneuert und aus dem Geiste Gottes wiedergeboren sei. Man lernt sich wohl in die Welt schicken. Es ist Sache der Klugheit, groben Anstoß zu vermeiden. Schmerzliche Erfahrungen dienen dazu uns zu witzigen. Man lernt auch Manches an Andern und von Andern. Man ist dem Anstand Vieles schuldig. Das Alter kühlt uns mehr ab. Der eigene Vortheil lenkt uns in die solidere Bahn. Man will doch seine Ehre wahren.

Das sind lauter Dinge, die vielen Einfluß haben bei den meisten Menschen. Aber — was haben die mit der Herzenserneurung zu thun? Ehre, Anstand, Vortheil uud dergleichen mehr sind Kräfte, Hebel und Beweggründe, die von außen her auf den Menschen wirken. Ist darum das Herz ein anderes geworden?

Dort aber ist der Quellpunkt des Lebens. Dort muß ein neuer Geist und Sinn gestiftet werden. Dort muß statt der Weltliebe nun ein Quell der Liebe Gottes und alles Göttlichen fließen. Dort muß ein innerer Trieb zu allem Guten, eine heilige Lust an allem Himmlischen, ein Abscheu gegen alles Unreine, Sündige, eine innere Freudigkeit, den Willen Gottes zu thun, erweckt werden und den ganzen

Menschen mit neuen Kräften zur Heiligung durchdringen. Das ist „kein Werk von unten her.“ Das ist ein Leben im Glauben an Gottes Liebe, geoffenbart in Christo, ein Hängen an Christus, der uns der Weg, die Wahrheit und das Leben ist und ohne den wir nicht mehr sein könnten oder wollten. Das ist ein Werk und ein Leben des Geistes. Der himmlische Vater gibt seinen heiligen Geist aber gerne denen, die ihn darum bitten.

Laß dich auch zum Herrn führen. Laß dich zu ihm bringen, elend, schwach, unruhig, unzufrieden mit dir selbst, wie du bist. Laß nur sein Auge in dich hineinsehen, durch dich hindurchsehen. Weiche seinem Blicke nicht aus. Demüthige dich vor ihm. Erkenne deine Sünde und bitte: „Herr, gehe mit mir nicht in's Gericht! Vergilt mir nicht nach meiner Missethat!“ Und der du von dem neuen Leben, von der neuschaffenden Kraft und Gnade Gottes schon etwas erfahren hast und dich selber anklagen mußt, daß du von der empfangenen Gabe nicht den rechten treuen und gewissenhaften Gebrauch machtest, o, kehre wieder und thue Buße und flehe: Herr, verwirf mich nicht vor deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir! —

Was ist besser als Vergebung der Sünden empfangen und Frieden haben mit Gott und die Kraft des neuen Lebens aus Gott erfahren? Denn zu Gott ist die Seele geschaffen und zur Ruhe kommt sie doch nicht, bis sie zu ihm sich wendet und ihn findet und los wird der Verstrickung der eiteln Creatur und ruhet in ihm.

Sündenvergebung und Wiedergeburt, geistliche Neubelebung hängen aber auch in so fern gar enge zusammen, als die eine nicht kommt ohne die andere.

Ich denke, das sollten wir auch aus der Geschichte unseres heutigen Evangeliums herauslesen. Der Mann, der da auf seinem Bette vor dem Herrn lag, war offenbar in innerer nicht weniger als äußerlicher Noth, er war in Angst um seiner Seele Seligkeit. Aus dem Leichtsinn früherer Zeit war er aufgewacht. Die züchtigende Hand Gottes hatte ihn empfindlich getroffen. Die Strafe, deren Gerechtigkeit er nicht leugnen konnte, hatte ihn nüchtern gemacht. Er sah mit Schrecken *was vor ihm lag*. Die fleischliche vorherige Sicherheit hatte sich ver-

wandelt in Furcht. Seine Sünden verklagten ihn. Es war kein Friede in seinen Gebeinen, keine Ruhe im Herzen. Mit der Sünde hatte er gebrochen. Er sprach sich selbst das Urtheil. Er stand schon im Gericht.

Meinet ihr, wenn der Herr nicht gesehen hätte, daß der Mann in solcher Verfassung gewesen wäre, er hätte sein Trostwort von der Vergebung der Sünden zu ihm gesprochen? Und ebenso — wenn der Mann sich nicht unter Gottes gewaltige Hand gebeugt, die Majestät des göttlichen Gesetzes nicht anerkannt, das Recht Gottes gegen ihn nicht zugestanden, die Sünde nicht verworfen hätte als abscheulichen Frevel, meinet ihr, der Herr hätte ihn von seinem Leibeselend erlöst und ihm durch sein göttliches Machtwort neues Leben und neue Kräfte geschenkt?

Weil der Herr sahe, daß die alte böse Macht, das „Gesetz in den Gliedern," die Sünde, in dem Manne einen tüchtigen Schlag auf's Haupt empfangen hatte, darum konnte er ihm die Schuld vergeben und ihm neue Kräfte schenken. Und wir lesen von dem Manne, daß er Gott die Ehre gab (Luc. 5, 25). Er konnte wohl merken, daß es ihm jetzt galt, die gewonnene Erkenntniß und die empfangene Gnade so anzuwenden, daß auch er hinfort nicht wieder sündigte, nicht in's alte böse Wesen zurücksinke, auf daß ihm nicht noch Schlimmeres widerfahre.

Mögen wir da lernen, daß wo man mit der Sünde gebrochen hat in wahrer Buße und Glauben und um Vergebung ruft, da kommt das Eine und das Andere — die Vergebung und die geistliche Neubelebung. Wo man ein Haus aufrichten will, da muß man zuvor anderes altes elendes Bauwerk abreißen, den Schutt hinwegthun, den Grund rein machen. Dann erst kann man daran gehen, neu aufzubauen. Wo man neuen guten Samen säen will, da muß man zuvor die alten wilden Bäume herausschaffen, das Unkraut ausreuten, den Pflug tief ziehen, den Boden brechen. Harte, saure Arbeit! Aber wie wollte man denn ohne sie das Feld mit edlem Samen bestellen? Die Kräfte, die in dem Samen liegen, wären ja verloren. Jetzt aber kann man säen und dann kommt auch eine Ernte. Dann erfährt man auch, daß es der Mühe wohl werth gewesen ist.

So ist es auch mit der Wiedergeburt eines Menschen. So lang er

die Sünde liebt, da will er von Gott nichts wissen. Ist ihm erst einmal seine eigene Sünde recht abscheulich vorgekommen, dann merkt er erst die Herrlichkeit göttlichen Lebens. Er muß erst von sich, seinem Hochmuth und Leichtsinn, von der Welt ausgeleert werden, dann ist er für die Gnade zugänglich. Erst wenn er traurig geworden ist über sich, wird er fröhlich und selig über die Gnade Gottes, welche die Sünden vergibt. Erst wenn er geistlich arm in sich geworden, läßt er dem heiligen Geist Zugang zu seinem Geist. Erst wenn er merkt, wie undankbar der Teufel ist für den Dienst, den man ihm thut; wie schlecht die Sünde zahlt, wird er dankbar für die große vergebende und erneuernde, rechtfertigende und heiligende Liebe Gottes. Wer recht nach dem Trost der Sündenvergebung begierig ist, sich dessen gläubig freuen kann und froh ist in der Liebe Gottes und den Frieden Gottes schmeckt, der stellt sich auch gerne in den lichten, hellen Sonnenschein göttlichen Wortes und läßt sich von ihm durchleuchten, durchwärmen, durchdringen, heiligen und will nicht mehr in den dumpfen, finstern, unheimlichen Kerker des Sündenlebens zurück.

Darum ist es ein bedenkliches Ding, wenn Leute über die Vergebung der Sünden jubiliren wollen, während ihnen der Schmutz des Sündenlebens noch überall anhängt. Dahinter steckt am Ende eine jammervolle Täuschung. Nein, wo die Sünden vergeben sind, da ist der Tod und Fluch der Sünde abgethan. Da herrscht das Leben, das Leben aus Gott in Christo und Seligkeit. Man muß sich da nur nicht von flüchtigen frommen Erregungen betrügen lassen. Man muß aber sich selbst redlich aufgeben und sich in Gottes Wort ganz in nüchternem, aber lauterem Glauben mit dem ganzen Herzen senken und nur bei Gottes Wort fest bleiben. Dem Redlichen läßt Gott es gelingen.

Und ebenso verloren ist es, zu denken es gebe Wiedergeburt ohne Vergebung der Sünden.

Wohl ist die Macht der Sünde in manchem Menschen unter allerlei Einflüssen nicht von der Art, daß gar ein gewaltiger Bruch mit dem bisherigen Wandel unausbleiblich ist. Wo Laster, sündliche Gewohnheiten, Rohheit, Abgestumpftheit, fleischliche Sicherheit, Unglaube, Haß gegen das Evangelium herrschten, da mag ein schweres Ringen der Seele, ein gewaltsames Losreißen vom alten Zustand, ein Zagen

und Bangen wohl stattfinden, bis die Seele sich an Gottes Zusage recht fest halten kann. Und läßt sich darüber ohnehin keine Regel stellen. Gottes Wort stellt auch keine.

Das aber ist gewiß, daß wir Alle sind „Fleisch vom Fleische geboren“ und „stehen unter dem Zorne Gottes“; daß wir bedürfen der Vergebung der Sünden. Darum heißt auch die heilige Taufe „der Bund eines guten Gewissens mit Gott,“ das „Wasserbad im Wort,“ welches ist ein Wort von der Gnade Gottes in Christo zur Vergebung der Sünden.

Darum wollen wir uns ja nicht und ja nie hinausdenken über die Nothwendigkeit der Vergebung. Täglich fehlen wir, täglich müssen wir bußfertig das heilige Verdienst Christi ergreifen. Täglich bietet Gott uns an Gnade und Leben. Und täglich wollen wir uns mit kindlichem, einfältigem Glauben daran halten und bitten: Herr, ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!

Sündenvergebuug und Neubelebung gehören zusammen. Denn Beide miteinander sind das Beste, was einer Seele begegnen kann.

Die Sündenvergebung war bei dem Gichtbrüchigen etwas Herrliches. Die Neubelebung seiner kranken, regungslosen Glieder auch. Aber ich sage, mit dem Einen oder dem Andern allein wäre ihm doch nicht recht geholfen gewesen. Aber Beide zusammen machten aus ihm einen neuen, einen glücklichen Mann. Er ging hin und pries Gott.

Es ist so mit uns. Frieden sollten wir ja wohl haben mit Gott durch die Vergebung der Sünden. Könnten wir ihn bewahren, wenn der Herr uns nicht auch einen neuen Geist, neue Kräfte, neues Leben schenken wollte? Nein, in Beiden zusammen ist das Leben, die Seligkeit, die Gesundheit der Seele. O wie viel Tausendmal glücklicher wären Viele, wollten sie nur erkennen, was ihnen zu Heil und Frieden dient und aus dem offenen Born schöpfen Gnade um Gnade!

Darum, liebe Seelen, lasset euch doch auch bringen zu Christus, wie dort der Gichtbrüchige vor den Herrn gebracht wurde. Wir wollen euch zu ihm leiten an Händen. Wir wollen euch vor ihn legen in unserem Gebet. Wir wollen euch zeigen, wie liebreich und holdselig er ist. Aber — weichet ihm doch nicht aus. Denket doch nicht, daß

ihr seiner nicht bedürfet, daß ihr ihm über die Schultern sehen könnt, daß er euch Nichts zu geben habe.

Und weichet seinem prüfenden Auge nicht aus. Bittet vielmehr: Erforsche mich, Herr, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre wie ich's meine; siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite du mich auf ewigem Wege! Werdet klein vor ihm und lasset ihn sein Geschäft als Arzt, als Heiland, als Erlöser, als Seligmacher führen. Glaubet seinem Worte und lasset ihn walten. Und wie jener Mann aufstand, sein Bette nahm und heimging, so werdet auch ihr endlich fröhlich eure Straße ziehen und heimkommen. O selige Heimath!

Amen.



Am Reformations-Fest.

I.

(Matth. 22, 1--14.)

Ps. 78, 1—4: **Eine Unterweisung Asaphs. Höre, mein Volk, mein Gesetz, neiget eure Ohren zu der Rede meines Mundes. Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen, und alte Geschichten aussprechen, die wir gehöret haben und wissen, und unsere Väter uns erzählet haben, daß wir es nicht verhalten sollen ihren Kindern, die hernach kommen, und verkündigen den Ruhm des Herrn, und seine Macht und Wunder, die er gethan hat.**

Uebermorgen ist der einunddreißigste October. Das ist der Tag, an welchem vor 359 Jahren, im Jahre 1517, das Werk der Reformation im deutschen Vaterlande begann. Was an jenem Tage geschah, war an sich sehr unbedeutend. Es war keine große diplomatische Verhandlung; es war keine Staatsaction; es war kein Fürstentag; es war auch keine blutige Schlacht und kein Sieg, der etwa

großen Lärm in der Welt machte. Nein, nichts von dem Allen. Ein in der weiten Welt unbekannter Mönch, Namens Martin Luther, richtete an jenem Tage seine Schritte gegen die Pforte der Schloßkirche hart neben dem kurfürstlichen Schlosse in der Stadt Wittenberg im lieben Sachsenlande. Dort schlug er mit Hammer und Nägeln ein Stück Papier an, auf welchem in etlichen Sätzen geschrieben stand, daß man seine Sünden nicht los werde durch Ablaßgeld, sondern durch Buße und Glauben an Gottes Gnade in Christo. Das war der Anfang des Reformationswerkes. Das war der kleine Quell, von dem es schien, ein Kind könne ihn mit der Hand verhalten. Der Quell ist aber zum Bach geworden und Bäche von allen Seiten eilten ihm zu und er wurde zum mächtigen Strom, der durch die Lande fluthet. Das war wie ein Körnlein, das ein Vogel vorüberfliegend aus seinem Schnabel zur Erde fallen läßt. Es geht auf und wirft neuen Samen aus und die Vögel und die Winde tragen ihn dahin und dorthin und es beginnt zu sprossen und zu blühen und bald stehen die Lande grün davon über Berg und Thal.

Wie ist doch seit jenem Tage so Vieles anders geworden in der Kirche, im Reich Gottes, in der Welt, im Leben der ganzen abendländischen Christenheit bis hinein in die kleinste Schulstube und hinein in jedes Haus! Und hängt Alles mit jenem kleinen Anfang zusammen. Wir wollen hier ein wenig verweilen und uns vorhalten

Das Segensgedächtniß der Reformation.

Wir gedenken an die Reformation, an das Werk der inneren Umgestaltung und Erneuerung der Kirche, als an ein Werk großen Segens. Wir gedenken daran gar nicht als ein Werk blos von Menschen, sondern als ein Werk Gottes, als die Offenbarung der wunderbaren Gedanken, die Gott an uns Menschenkindern beweist. Wir sehen da das Hereingreifen der Allmacht Gottes, das Wirken und Regieren der Vorsehung Gottes.

Es ist gar heilsam und lehrreich, sich an die Geschichte vergangener Zeiten zu erinnern. Denn dabei lernen wir erkennen, wie wir ge-

worden sind, was wir heute sind. Der Apfel, den ich heute vom Baume pflücke, ist nicht erst heute dort geworden. Er ist die Frucht, die aus der Blüthe des letzten Frühlings kam. Aber auch die Blüthe wäre nicht dagewesen, wenn nicht eine fleißige Hand vor Jahren das zarte Reis gepflanzt hätte, aus dem nach und nach der kräftige Apfelbaum geworden ist. Was der Mensch säet, das muß er ernten, oder auch nach Umständen — das darf er ernten! Das erfahren wir auch in diesem Leben schon oft genug. Was ich jetzt bin, was jetzt aus mir geworden ist, das ist so gekommen nach und nach. Ich habe dazu auch das Meinige gethan von lange her. Das ist ein leichtsinniger und gedankenloser Mensch, der über die Geschichte, den Gang seines eigenen Lebens nicht auch nachdenkt. Es ist gar ein lehrreicher Zusammenhang von Anfang und Fortgang darin.

So ist es auch in der Geschichte der Welt und ihrer Völker und auch in der Geschichte der Kirche und des Reiches Gottes auf Erden. Da sind große Thaten geschehen. Da hat Gott sich kund gethan. Er greift drein und darum heißt es: „Kommt her und schauet die Werke des Herrn, der auf Erden solch' Zerstören anrichtet; der den Kriegen steuert in aller Welt; den Bogen zerbricht, Spieße zerschlägt, Wagen mit Feuer verbrennet. Seid stille und erkennet, daß ich Gott bin. Ich will Ehre einlegen unter den Heiden; ich will Ehre einlegen auf Erden."

Darum aber soll man auch der Thaten Gottes gedenken. Sie wollen in unserem Gedächtniß frisch erhalten sein als heilige und heilsame Erinnerungen; als Stimmen, die uns immer zum Dank und Lob Gottes erwecken oder die uns demüthig machen oder den Glauben stärken oder uns warnen und weisen. Darin liegt viel Segen.

Der Psalmist weiß das wohl. Deshalb sagt er in unserem Texte: „Ich will meinen Mund aufthun zu Sprüchen und alte Geschichten aussprechen, die wir gehört haben, die unsere Väter uns erzählt haben, daß wir es nicht verhalten sollen ihren Kindern, die hernach kommen, und verkündigen den Ruhm des Herrn und seine Macht und Wunder, die er gethan hat."

Der Psalmist hatte große Ursache, also zu reden. Denn wahrlich

in Israel durfte das Gedächtniß an die „alte Geschichte" nicht erlöschen. Vor dem Geiste des Israeliten sollten stehen die alten Väter und der Weg, den Gott sie wunderbar führte. Denken sollte er an die Zeit, da Gott die Familie Jakobs herunterbrachte nach Egypten; nicht vergessen sollte er, was das Volk, gar zahlreich geworden, nach und nach von Pharao erleiden mußte, der „von Joseph nicht wußte". Erinnern sollten sie sich daran, wie der Herr sie mit seinem starken Arm endlich durch Mose ausführte aus dem Hause der Knechtschaft; wie er die Wogen des Meeres zu Mauern werden ließ neben ihnen rechts und links; wie er ihnen in der Wüste Brod gab vom Himmel und hellen Wasserquell aus dem Felsen. Unvergeßlich sollte es ihnen bleiben, wie der Gott ihrer Väter nun auch mit ihnen dort in der Wüste einen Bund schloß, vom Sinai sein Gesetz ihnen kund that und Segen und Fluch ihnen vorlegte. Immer wieder frisch sollte bei ihnen sein das Andenken der Siege, die der Herr ihnen gab über mächtige Feinde, als er sie über den Jordan führte in das Land, das mit Milch und Honig floß und das er ihren Vätern verheißen. Hatte er sie nicht lieb gehabt? Hatte er nicht Großes an ihnen gethan? Drum sollten sie es auch nicht verhalten ihren Kindern. Drum sollten sie verkündigen des Herrn Ruhm und seine Macht und Wunder, die er an ihnen gethan.

Gerade so ziemt es uns, die wir aus dem in der Reformation wieder eröffneten Quell der göttlichen Wahrheit unser geistliches Leben schöpfen und unsern Trost und Hoffnung für Zeit und Ewigkeit, daß wir an die Geschichte jener Tage uns erinnern mit Dank und Freude vor Gott dem Herrn.

Seitdem unser Heiland in die Welt gekommen ist und nachher das Evangelium ausgegangen ist in die Welt durch den Dienst der Apostel und Propheten, hat die Kirche und die Welt nichts so Großes und Bedeutungsvolles erlebt, als das Werk der Reformation. Das war seit der Apostel Tagen die größte und folgenreichste Bewegung. Das war eine Befreiung der Kirche Christi aus der Vormundschaft und Vergewaltigung derer, die zwar angaben, daß sie und Niemand sonst die Kirche seien, und die doch die christliche, evangelische Wahrheit selbst unterdrückten. Die hatten den Herrn in seiner Kirche und unter-

ihr begraben. Um das Grab standen sie her, ängstlich wachend, daß es fein ja verschlossen bleibe. Aber als das Werk der Reformation anbrach, da erstand der Herr wiederum wie aus dem Grab und kam zu seinen Jüngern und gab sich ihnen zu erkennen. Und wie freuten sie sich zu Tausenden in jenen Tagen, daß sie ihn wieder sahen und hatten, wie sich die Jünger einst gefreut hatten. Und wo sie den Herrn wieder erkannten, da kam nun auch ein anderes Leben. Der Stein war abgewälzt. Die Grabtücher wurden weggeworfen. Der versiegelte Fels hielt den Herrn nicht. Frei war er und frei war wieder sein Evangelium und ging durch die Lande. Das war vom Herrn und ist wunderbar vor unseren Augen.

Vorher da regierte der Papst zu Rom die weite abendländische Christenheit mit monarchischem Machtspruch. Wie einst der Kaiser Augustus, so wollte er auch alle Welt schätzen lassen. Nichts sollte gelten in Land und Kirche, was nicht vom Papst zuvor verbrieft und versiegelt war. Er wollte Alles binden und lösen und in Alles hinein sein Wort reden. Rom, die alte Stadt in Welschland, wollte die Welt zu Füßen haben und alle Welt sollte von Rom Befehl nehmen. Aber durch die Reformation ist das anders geworden. Der liebe Gott hat seither die Völker deutschen Blutes hervorgerufen und hat sie erwählt zu Dienern in der Geschichte der Welt und der Kirche und hat durch sie ganz besonders den Fortgang seines Reiches auf Erden gelenkt. Das stolze Rom und sein mächtiger Papst hat doch das kleine und schwache Wittenberg im Sachsenlande nicht zum Schweigen bringen können und Luthers Worte sind dem Papstthum ein Gift und ein Schrecken geworden.

Vorher war die Gemeinde gar nichts in der Kirche, die Priesterschaft aber Alles. Was diese sagte, das mußte die Gemeinde glauben. Was diese wollte, das sollte die Gemeinde thun. Was diese forderte, das sollte die Gemeinde geben und leisten. Das war der Zustand der Kirche. Die Priesterschaft hatte aber ihr Menschenmachwerk an die Stelle der freien Gnade Gottes und des heilskräftigen Evangeliums gesetzt. Falsche Münze wurde ausgegeben statt des ächten Goldes, des lauteren Wortes Gottes. Wo aber in der Gemeinde sich eine Stimme erhob wider diesen Frevel an Gottes Heilig-

thum, da wurde sie unterdrückt. Wo irgend ein freierer Geist der Forschung in Gottes Wort oder im Bekenntniß der Wahrheit sich regte, da flogen von Rom aus die Bannstrahlen. Wer der Gemeinde und den gläubigen Seelen ihre Rechte verschaffen wollte, wurde verketzert und gerichtet. Es ist anders geworden seither, und Gott sei Dank dafür!

Wir freuen uns der bürgerlichen Freiheit, die wir genießen. Und obwohl wir wissen, daß Viele lange nicht gehörig erzogen und herangebildet sind, um würdig der Freiheit zu genießen, und obwohl auch die bürgerliche Freiheit Manchem zum „Deckel der Bosheit" dient, so wollten wir derselben darum doch nicht beraubt werden. Aber wir wissen auch, daß wir die Freiheit des bürgerlichen Lebens ohne die Reformation nimmermehr erlangt hätten. Die römische Kirche ist der Freiheit entgegen in all' ihrem Wesen. Bei ihr, das heißt, bei Papst und Priesterschaft, ist alle Wahrheit, alles Recht, alle Macht. Sie will die Welt, die Völker, die Seelen alle an ihrem Gängelbande führen. Sie mag die Fürsten schalten und walten lassen, um die Völker im Druck zu halten. Sie mag den Völkern Freiheit gestatten, um die Fürsten zu demüthigen. Sie wird bei Allem nur das Eine im Auge haben, nämlich, daß ihr die Zügel der obersten Gewalt über die Völker und die Seelen in der Hand bleiben oder in die Hand fallen. Luther mit seiner Unabhängigkeitserklärung gegen die Gewalt des Papstes und der ganzen Clerisei gab der Autorität des Papstthums einen furchtbaren Stoß und zugleich den Anstoß für den Ruf der bürgerlichen Freiheit und Rechte, der seither durch die abendländische Welt geht, und auch den Anstoß für die Unabhängigkeitserklärung dieser Vereinigten Staaten, deren einhundertjähriges Jubiläum wir kürzlich feierten.

Könnten wir, gedenkend des Werkes, heute vergessen derer, die daran arbeiteten? Erinnern wir uns als Glieder unserer lieben evangelisch-lutherischen Kirche an jene zwei Männer, die besonders Gottes Rüstzeuge an jener gewaltigen Arbeit waren. Der eine, Luther, der Mann der entscheidenden That, des tiefen Blickes in das Buch der Geheimnisse Gottes, des mächtigen Wortes, des unbeugsamen Heldenmuthes, des weltüberwindenden Glaubens; der andere,

Melanchthon, der den Ehrentitel trägt, Deutschlands Lehrer gewesen zu sein, der Mann des feinen Urtheils und des zurechtlegenden Sinnes, neben Luther, der oft wie eine glühende Sonne heiße Strahlen aussandte, stehend wie der milde Mond, der mit silbernem Lichte so manches Dunkel der Nacht durchwandelt; beide reichbegabt; jeder zu seinem besonderen Dienst am ganzen Werke bestimmt. Und wie viele edle Zeugen aus den verschiedenen Theilen und Gebieten des gemeinsamen deutschen Vaterlandes wären neben ihnen zu nennen! Es gilt von ihnen: „Obwohl sie todt sind, reden sie noch durch den Glauben!"

Und sollten jene Männer nach dem Herzen Gottes uns je fremd werden können? Nein. Die Zeit soll uns nicht kommen, in der wir in unserer Deutschen Bibelübersetzung, diesem Meisterstück Luthers, nicht mehr zu Hause wären. Das soll nicht geschehen, daß unsere liebe Jugend und wir selbst in die Welt hinausziehen würden, ohne unsern Kleinen Lutherischen Catechismus im Herzen mitzunehmen. Nachsagen soll's uns Niemand, daß wir jenes edle Bekenntniß, an dessen edler Sprache sich die Feinheit und Milde des Geistes Melanchthon's offenbart, und mit welchem einst unsere Väter im Glauben und edle Fürsten und Reichsstädte so muthig zu Augsburg auftraten, vergessen haben. Und was für ein erbärmliches, leeres, geist- und glaubensloses Geschlecht müßten wir geworden sein, wenn wir mit Luther nicht mehr beten und singen könnten! Wem klopft das Herz nicht frischer, wenn er die Gemeinde den Schlachtgesang der evangelischen Kirche anstimmen hört: Ein' feste Burg ist unser Gott! und Wen würden die Wogen dieses Glaubenspsalms wie sie tausendstimmig heranbrausen, nicht mit fortreißen? Und Wer möchte nicht niedersinken und im Staube danken und anbeten, wenn er hört von der freien Gnade Gottes, von der herzlichen Einladung an alle Sünder, von dem Trost, der geht über allen Trost, von der Vergebung der Sünde in Kraft des Versöhnungstodes des Sohnes Gottes, des ewigen Hohepriesters, der einmal für immer mit seinem Blute eingegangen ist in's obere Heiligthum und vertritt uns? Wer wollte nicht kommen und aus dem uns wieder geöffneten Born frischen Lebenswassers, aus Gottes lauterem Worte, schöpfen Gnade um Gnade?

Da sind wir erinnert an etliche der heiligen und theuren Güter, die wir dem Werke der Reformation verdanken. Wahrlich die Kraft schien gar klein, die damals auftrat gegen des Papstes Bann, des Kaisers Schwert, der Welt vielhundertjähriges Vorurtheil. Es war, als wenn sie wirklich „voll Teufel wär' und wollt uns gar verschlingen.“ Der Kampf war schwer und ist auch viel Blut darüber geflossen, bis endlich mehr denn einhundert Jahre nach Luthers Tod am späten Ende des dreißigjährigen Krieges die eilenden Boten dem Deutschen Volk und der weiten Welt das Ende des schweren Streites verkündeten. Und wie viele Völker und wie manche edle Fürsten Deutschlands, Dänemarks, Schwedens waren in diesen schweren Streit um des Glaubens willen verwickelt! Welche Erinnerungen ruft allein der Name Gustav Adolphs in uns wach!

Sie sind vorbei, jene schweren Tage des Ringens um den Besitz der heiligsten Güter. Nie aber soll die Erinnerung an sie unter uns ersterben. Sie ist uns nicht eine Erinnerung etwa nur an jene Helden Gottes, an jene treuen Bekenner evangelischer Wahrheit. Sie weckt uns vielmehr auf zum Preise Gottes, der in der scheinbar kleinen Kraft mächtig war; der seine Rüstzeuge mit seinem Geiste salbte, dem die Feinde Alle viel zu wenig gewesen und der sich zu seiner Sache bekannt und ihr den Sieg gegeben hat. Gelobet sei sein heiliger Name!

So werde denn das Gedächtniß an das Alles heute frisch unter uns. Ein Volk darf seine Geschichte nicht vergessen. Auch ein Menschenkind nicht die seines Lebens und der Offenbarung des Ernstes und der Güte Gottes in ihr. Die Kirche und Gemeinde darf ihre Geschichte nicht vergessen. Und diese Geschichte der Kirche ist auch wieder die deinige. Die Kirche ist dir die geistliche Mutter. Sie hat dich auferzogen und genährt mit der lautern Milch des theuern Evangeliums. Sie hat dir als Haushälterin über Gottes Geheimnisse das Beste gegeben und bietet es dir noch an, was in deiner Pilgerfahrt dir zutheil werden kann. Lebst du recht mit ihr und in ihr und bist du an ihr ein lebendiges Glied und stehest du fest und freudig in ihrem Bekenntniß? Gebe Gott uns Allen seine Gnade, daß wir nie vergessen, was Gott an unsern Vätern in jener ernsten Zeit gethan hat

was er durch sie wirkte, weil sie sich ihm und seinem Dienst mit ganzem Herzen hingaben. Daran sollen auch wir ein Beispiel nehmen.

Das Gedächtniß der Reformation wird uns zum Segen, wenn wir uns dadurch vorhalten lassen ein Zeugniß von der Kraft und Wahrheit des Wortes Gottes.

Die Erinnerung an die alten Tage, an die ganze wundersame Geschichte des Volkes Gottes schloß das auch in sich. Darum erinnert auch der Psalmist im fünften Verse unseres Psalms daran mit den Worten: „Er richtete ein Zeugniß auf in Israel und gab ein Gesetz in Israel, das er unsern Vätern befahl zu lehren ihren Kindern.“

Dort aber lag nun gerade das Größte, was das Volk des Alten Testamentes hatte. Die äußere Geschichte mit ihren merkwürdigen Thaten und Begebenheiten ist das Eine. Die innere Geschichte, das Leben des Geistes, ist das Andere. Jene ist der Leib. Dies ist die Seele, das innere Leben. Und die ist doch das Bedeutendste. Gerade dort lag auch die besondere Begabung Israels. Das war es, wodurch es am allermeisten von andern Völkern sich unterscheiden sollte als das Volk Gottes.

In Israel war eine reinere Erkenntniß Gottes. Die Heiden dachten sich ihre Götter gerade so schlecht oder noch schlechter als sie selber waren. Sie schrieben ihnen alle die gemeinen, niedrigen Leidenschaften, die fleischlichen Begierden zu, die sie an sich selber fanden. Aber der Gott Israels ließ sein Volk wissen, daß er heilig sei und daß sie auch heilig sein sollen; daß Heiligkeit die Zierde seines Hauses sei; daß wer Böses thut, vor ihm nicht bleibe.

Bei den Heiden ist keine Macht gegen die Sünde. Zwar ist wohl noch eine Regung im Gewissen und sie „sind ihnen selbst ein Gesetz.“ Aber wir wissen, welch' ein kraftloses Ding das ist gegenüber der Macht und dem Willen des Fleisches und den bösen Einflüssen einer von Gott ganz entfremdeten Welt. In Israel aber war das mächtige Zeugniß Gottes wider alle Sünde, die heiligen Zehn Gebote und die Verheißung des Segens und auch die Drohung des Fluches. So hat sich Gott unter seinem Volke kund gethan. So hat er demselben seinen Willen bestimmt und deutlich kundgegeben. So hat er sie locken wollen zum Gehorsam, so sie abschrecken von der Sünde. So stand

er in einem Bunde mit ihnen und zog um sie eine heilige Mauer wider die Welt, die ihn nicht kannte. So stand er in einem Bunde, in einem nahen, innigen, herzlichen Verhältnisse mit Israel. O daß sein Volk sein Zeugniß bewahrt hätte! Jedes Kind in Israel sollte und konnte ja wissen, es sollte jedem gesagt werden, was Gottes heiliger Wille war, was er von ihm forderte.

Und Alles, was sonst noch im Gesetz verordnet war, der ganze Gottesdienst, alle Opfer, alle Reinigungen sollten Israel immer wieder erinnern, daß es mit Leib und Seele, mit Thun und Lassen, mit Arbeit und Ruhe, mit Allem dem Herrn geweiht sei. Und dazu erklang unter dem Volke Gottes die Stimme der heiligen Männer Gottes, der Propheten, die gesalbt mit dem Geiste des Herrn Israel seine Sünden vorhielten, es um seines Undankes und Ungehorsams und seiner Treulosigkeit willen straften, es an's Gesetz und an den Bund mit Gott erinnerten, ihm seine Geschichte im göttlichen Lichte vorhielten und es zu seinem Gotte wiesen und bald tröstend bald warnend als Zeugen Gottes und seiner ewigen Wahrheit unter ihm standen.

So flossen in Israel Quellen höherer, lichterer Erkenntniß. So war unter diesem Volke manche Kraft wirksam wider die Sünde. Da hatte der Herr sich das Zeugniß seiner Heiligkeit und seiner Ehre gestiftet. Da redete Gottes Wort tief und ernst hinein in's Gewissen. O daß Israel seinen Gott hätte recht hören und verstehen wollen!

Auch von dem ganzen Werke der Reformation müssen wir sagen, daß die Triebkraft desselben liegt im Worte Gottes. Aus Gewissensnoth heraus ist die Reformation geboren. Luther that einen Nothschrei seines Gewissens wider die schreckliche Entheiligung des Heiligthums, die er in seiner Zeit gewahr wurde. Dieser Nothschrei fand einen Wiederhall in viel tausend Herzen. Aber der Nothschrei hilft nicht. Das rechte Licht, die rechte Erkenntniß dessen, was christlich recht ist, kam sammt der Kraft zum neuen Leben aus dem Worte Gottes. Das Wort, die Wahrheit Gottes, sich recht aneignen; dies Wort recht zu einer Macht über Herz und Leben werden lassen, in die Gnade Gottes sich als in ein neues himmlisches Lebenselement aufnehmen lassen, gerechtfertigt sein vor Gott, Friede haben mit Gott — das sind die Dinge, in denen die Kraft der Reformation lag

Wer in der Reformation nur eine weltliche Freiheitsbewegung oder eine Abweisung von römischem Aberglauben sieht, der hat ihr nicht in's Herz hinein gesehen. Nein, die Seele des ganzen Reformationswerkes ist eben das, daß die herrlichen Wahrheiten des Evangeliums in recht vielen Herzen so zu sagen Fleisch und Blut wurden. Aus Gottes Wort ist unsere evangelische Kirche gezeugt und geboren. Gottes Wort muß ihr frisches Lebensblut bleiben. Mit der Verwässerung mit Menschengedanken wird sie entkräftet und führt ein Scheinleben.

Da liegt auch der große Unterschied zwischen dem römisch-katholischen Wesen und dem Geist und Leben unserer evangelischen Kirche.

In der römischen Kirche sucht man das Heilige in äußerlichen Dingen. Da macht man gar viel aus den priesterlichen Weihungen und macht die Dinge gar heilig, an denen doch an sich nichts Heiliges sein kann. Die Steine und Balken und Pforten der Kirche und so viel Anderes, was eben doch nur sinnlicher Natur ist, wird geweiht und geheiligt und ist des Dings viel zu viel und vom Zustand des Herzens wird man dadurch nur allzusehr abgezogen. Bei uns ist das anders. Wir wollen, daß das Licht der göttlichen Wahrheit den innern Menschen, Herz und Gemüthe recht durchdringen. Wir wollen die Strahlen der Heiligkeit Gottes durch sein lebendigmachendes Wort recht in's Gewissen dringen lassen, damit es recht wach werde das Böse auszuscheiden und damit das Herz selber ein Tempel werde, in welchem der Geist Gottes, der durchs Wort vor uns zeugt, wohnen möge.

Die römische Kirche hält gar viel auf ihre Sinnbilder und Zeichen. Und daran ist ja sehr viel Schönes. Es wäre ja eine gute Sache, wenn man auch in unsern Wohnhäusern und Wohnstuben mehr Bilder sehen würde, die an die heilige Schrift und die heilige Geschichte und an den Heiland erinnern würden. Aber da hängen die Wände oft voll von lauter weltlichen Dingen. Gegen solche Zeichen heiliger Erinnerungen sind wir also keineswegs und lassen sie uns, wenn sie rechter Art sind, auch in der Kirche recht gerne gefallen. Aber wenn's nun darauf ankommt, da liegt uns nicht so viel an einem schönen Bild *vom Heiland* in bunten Farben und goldenem Rahmen als daran, daß

der heilige Geist durch's Evangelium das Bild des Herrn uns tief in's Herz hinein male und wir so recht den Heiland in uns tragen und in uns wohnen lassen und so selber nach ihm gebildet werden. „In meines Herzens Grunde strahlt Jesu Nam und Heil.“ Das ist die Hauptsache. Das Zeichen des Kreuzes ist gewiß etwas gar Bedeutsames und Sinnvolles für eine Christenseele. Es erinnert uns daran, daß wir und wie theuer wir erlöst und erkauft sind und zu was wir nun auch berufen sind. Aber man bleibt dann so gerne beim äußerlichen Zeichen und der Ehrenbezeugung gegen dasselbe stehen. Die Hauptsache aber ist, daß wir recht von Herzensgrund glauben an ihn, der für uns am Kreuze starb, daß wir uns unsere ganze Gerechtigkeit von ihm schenken lassen, daß wir uns selbst ihm als sein Eigenthum hingeben und daß auch ein Jeder von uns sein Kreuz auf sich nehme und es in Selbstverleugnung seinem Herrn willig nachtrage. Auf das wird's ankommen, nicht aber auf die äußerliche Verehrung des Kreuzes. Und so mit allen diesen äußerlichen Zeichen. Das Zeichen muß mir nur den Weg zum bessern Verständniß des Evangeliums deuten. Den Weg muß ich gehen, aber nicht beim Wegzeiger stehen bleiben.

Ebenso ist es auch mit den vielen Ceremonien und allen bildlichen Handlungen, die wir in der römischen Kirche beobachten. Die Leute gebrauchen Weihwasser und bekreuzen sich und knieen und beugen sich und zünden Lichter an und die Priester thun dergleichen noch viel mehr. In dem Allem mag gar oft ein schöner christlicher Sinn liegen. Es mag eine christliche Wahrheit damit ausgedrückt werden. Aber alle diese Dinge sind doch nur der Schatten gegenüber der rechten klaren Erkenntniß der Gnade Gottes in Christo Jesu, die sich zu uns armen Sündern herabläßt uns zu weihen zu Kindern Gottes, ja zu Priestern, daß wir einen freien Zugang haben in Christo zum Vater und heilige Herzen und Hände zu ihm aufheben und ihm „dienen mögen ohne Furcht unser Leben lang in Heiligkeit und Gerechtigkeit, die ihm wohlgefällig sind.“

Man legt in der römischen Kirche so viel Werth auf die guten Werke. Man betrachtet sie als Stufen, mit denen man sich selbst den Weg zur ewigen Seligkeit baut. Und wir wissen auch recht gut,

daß ein Christ seinen Glauben zeigen soll in guten Werken. Und es geschieht in der römischen Kirche Vieles, daran man den Eifer, Gutes zu thun und allerlei Nothständen der leidenden Menschheit abzuhelfen gewiß nicht verkennen darf. Sollten wir uns darüber nicht freuen? Aber nur dagegen müssen wir Verwahrung einlegen, daß man sich mit dergleichen, was höchstens Zeichen des durch den Geist Gottes gewirkten Glaubens ist, zum Himmel verhelfen könne und daß solche Werke etwas werth seien, wenn sie nicht aus dem Glauben kommen, aus einer Hingabe des ganzen Herzens an Gott, aus der Erneuerung des innersten Menschen, aus einer rechten Aenderung des Sinnes. Man kann am Ende Aepfel hinbinden auch an todte Zweige. Aber sie sind dann eben nicht dran gewachsen. Sie sind ein künstliches Ding und Werk von außen her. So ist's mit vielen guten Werken. Von der gründlichen Erneuerung des innern Menschen weiß man eben dort nicht viel und predigt davon auch nicht.

Bekehren will man die Leute dort auch und oft mit gar großem Eifer. Aber bekehren will man sie eben zur Kirche, daß sie Alles, Alles demüthig und unterwürfig annehmen, was die Kirche sagt, das heißt, was die Priester sagen, rathen und gebieten. Wenn man dann zu dem Allem ja sagt und sich fügt, dann ist man ein guter Christ. Denn die Leute meinen dort, wenn man es nur der Kirche, der Priesterschaft recht macht, dann ist man auch Christo recht. So sagen wir nicht. Wir wollen nicht, daß sich Jemand zu uns bekehre, sondern daß er sich bußfertig und gläubig selber an Christus wende und ihn bitte, zu ihm zu kommen und in ihm Wohnung zu machen und in ihm durch seines heiligen Geistes Gnade und Gaben Alles zu wirken, was ihm wohlgefalle. Wir wollen euch wohl den Weg zum Herrn zeigen. Aber wir wollen wahrlich nicht zwischen Ihn und euch hineinstehen, als solltet ihr nicht selber den Zugang zu ihm haben, als wäre er viel zu stolz, euch selber freundlich anzunehmen. So haben wir ihn aus den heiligen Evangelisten nicht kennen gelernt.

Ich weiß, daß die römische Kirche nie gesagt hat, Gottes Wort sei nicht Gottes Wort. Sie hat die heilige Schrift immer angesehen als eingegeben vom heiligen Geist. Und das ist recht. Und gerade so lehren und bekennen wir auch. In der heiligen Schrift haben wir das

Zeugniß, den Grund des Heils, von Aposteln und Propheten niedergelegt, wie sie der heilige Geist dazu trieb. Darum ist es die heilige Schrift, das Wort Gottes. Die Propheten haben geredet für das ganze Volk. Die Evangelisten haben geschrieben von dem Herrn Christus für Alle, die lesen können. Die Apostel haben ihre Episteln geschrieben nicht für eine Priesterschaft, sondern für die Gemeinden. Weil nun die heilige Schrift das Wort Gottes ist, warum soll man es nicht der Gemeinde, Allen geben? Man sammelt das Wasser in großen Städten oder nahe bei ihnen in großen festen Behältern. Aber was würde es dort helfen? Man bringt auch nicht Diesem und Jenem etwa ein Krüglein voll Wer weiß mit welchen Zuthaten in sein Haus. Das wäre ein schlechtes Auskommen. Vielmehr leitet man es in viel Tausend großen und kleinen Röhren überall hin in der Stadt und in jede Straße und in jedes Haus und soll's Jeder haben in Hülle und Fülle, seinen Durst zu löschen und sich und sein Haus und seine Kleider zu reinigen. Das ist das Rechte. So soll's sein mit Gottes Wort. Wir wollen ja, daß ihr es fleißig leset und lernet und zwar in eurer eigenen lieben Muttersprache und sollt drin forschen und recht dran lernen und seine Kraft erfahren. Das wäre für euch und eure Kinder viel besser als das heutige vielbeliebte Zeitungslesen, daraus man wenig Gutes erfährt, und die Romanensucht unserer Zeit, die uns nur ein „Evangelium des Fleisches" verkündigt und die Sünde überzuckert. Die Bibel thut das freilich nicht. Sie redet auch von Sünde, aber mit heiligem Ernst und hängt über der Sünde die Pestflagge aus!

Da in dem Allem und Anderem ist der Grund, warum in der römischen Kirche das eigentliche Christenthum den Leuten eigentlich immer fremd bleibt. Vor lauter Formen kommen sie nicht zum Kern und Wesen. Vor lauter Aeußerlichkeiten kommen sie nicht auf's Innere und das ist doch die Hauptsache, von dort aus muß doch das neue, wahrhaft christliche Leben quellen. Vor lauter Kirchenthum kommen sie nicht zum wahren Christenthum und vor lauter schönen Farben nicht zum hellen, klaren Lichte.

Wir haben darum gute Gründe, nach dem Vorbild der Väter anzuhalten mit der Predigt von Christo zur Zeit und zur Unzeit. Je mehr

wir ihn und sein Werk und sein Wort und sein heiliges Bild vor der Gemeinde verherrlichen und groß machen, desto kräftiger wirkt das hinein in's Herz. Das Wort Gottes ist der rechte Schleifstein, das rostige Messer des Gewissens dran zu schärfen. Durch's lebendige Gotteswort kommt der heilige Geist an die Herzen und durchleuchtet mit seinem hellen Schein des Herzens Winkel und Falten und scheidet, richtet und reinigt in uns. Dort müssen wir Friede mit Gott und Liebe zu ihm und herzliche Freude an ihm gewinnen. Dort drinnen müssen wir geweiht, gereinigt, geheiligt werden. Damit, daß die Heiligung und Weihe an Aeußerlichkeiten hängt, ist uns nicht geholfen. In die Tiefe muß die Wirkung gehen. Dann ist's nicht ein oberflächliches Ding, sondern eine rechte Erleuchtung und Erneuerung des Herzens und Lebens.

Dort in dieser tieferen Aneignung der göttlichen Wahrheit an Herz, Gewissen, in's Gemüth und ganze Denken, in diesem tieferen Ergriffen- und Erwecktwerden des ganzen Menschen liegt es auch, weshalb die evangelischen Völker auch in ihrem öffentlichen bürgerlichen und allgemeinen Leben so manchen Vorsprung haben. Gottes Wort ist eine geheimnißvolle, stille Macht. Das ist die große Gabe, die uns anvertraut ist. Heute haben wir recht Anlaß, darüber nachzudenken, was sie uns ist, wie wir damit umgehen, haushalten und sie anwenden.

Zum Segen wird uns das Gedächtniß der Reformation werden, wenn wir es uns auch zur Warnung werden lassen, von dem von Gott gelegten, ewigen Grund der Wahrheit und des Heils ja nicht abzuweichen.

Der Psalmist führt uns mit unseren Texteswort en auch auf diesen letzten, aber wichtigen Punkt hin. Er hatte schon in seinen Tagen genug Anlaß, solche Warnnng an Israel ergehen zu lassen. Auch damals gab's ja leichtsinnige, gottlose Menschen genug mitten unter dem Volke Gottes; schon damals thaten die Frechen ihren Mund auf in stolzen und lästernden Reden und die Spötter saßen auf ihren Bänken zusammen und eitle, thörichte Leute sagten: „Es ist kein Gott! Sollte Der im Himmel sehen oder der Allmächtige hören?" Das *waren die vom* Herrn Abgewichenen. Vor solchen Menschen ohne

Gott und ohne Glauben, die nichts taugen, und vor ihren verderblichen Gedanken und Grundsätzen, Worten und Wegen warnt der Psalmist. Darum erinnert er an den guten alten Grund, auf welchen Israel gestellt war; an die alten Tage, an die alte Geschichte, an die herrlichen Thaten Gottes, der seinen Bund mit den Vätern geschlossen hatte und sie errettet hatte von ihren Feinden. Er hatte Israel zum Volke gemacht und zu Schafen seiner Weide. Es wäre die größte Sünde und die größte Thorheit, wenn Israel vom alten Grund und Bund abweichen wollte.

Diese Warnung anzunehmen gebührt auch uns als Gliedern unserer Evangelischen Kirche. Warum war denn die Reformation nöthig geworden? Eben weil man schon viele Jahrhunderte zuvor unter allerlei Vorwand und mit allerlei gutem Scheine von der Einfalt des lautern Evangeliums abgewichen war. Da mußte das liebe Gotteswort hinter allerlei menschlichem Machwerk, hinter Aufsätzen und äußerlichem Formenwesen sich zurücksetzen lassen. Nach und nach durfte es seinen Mund nicht mehr aufthun. Die alte Creaturvergötterung, der böse heidnische Sauerteig, kam wieder herein. Nicht durch Christus und in ihm fand man Gerechtigkeit und Leben, sondern man quälte sich ab mit elenden Stücklein eigenen Thuns, aus denen man sich eine Gerechtigkeit glaubte zusammenzimmern und zusammenleimen zu können. Darin war kein frisches, freudiges Leben, sondern Angst und Qual des Gewissens. Was für ein Zerrbild war doch aus dem Christenthum geworden! Das kam daher, daß man seit lange angefangen hatte, von dem alten Grund wahren Christenthums, von der Einfalt des Evangeliums abzuweichen.

Daraus, daß dieser Same des unverfälschten Wortes Gottes von fleißigen Händen unter Gottes Segen wieder ausgestreut wurde, erwuchs unsere evangelische Kirche. Aus diesem Samen ersproßte unser Lehren und Predigen; in ihm ist die Weihe und die Erbauung unseres Gottesdienstes; durch ihn erblühte unser Beten und unsere herrlichen Kirchenlieder; aus ihm baut sich auf ein geheiligtes, aber evangelisch freies Leben im Volk und im Haus. Da fehlt es nicht an Licht und Kraft, an Trost und seliger Hoffnung.

Leider daß so Viele sind in unsern Tagen, denen das ganze „Ge-

heimniß der Gottseligkeit" abhanden gekommen ist und die „den Gehorsam des Glaubens" um des blendenden Scheines einer falschen Freiheit willen verwerfen. Die möchten uns gerne einen andern Grund unterschieben, statt des alten, von Gott gelegten Ecksteins. Die meinen, daß wir Menschen, wenn wir nur recht wollen, alle Weisheit, alle Erlösung, alles Heil in uns selber haben und keines Gottes, keines Heilands bedürfen. Was wird aus solcher Hochmuthssaat Gutes kommen? Sie säen eiteln Wind und werden Sturm ernten. Vom Unglauben lebt der Mensch nicht lange. Der kräftigt, veredelt und beseligt nicht. Aber der Unglauben hat noch immer dem Aberglauben vorgearbeitet. Darum hofft die römische Kirche überall in unsern Tagen auf eine große Ernte, die ihr in den Schooß fallen werde.

Wollten wir die Warnungen, die uns Gottes Wort gibt und mit ihr die Erfahrung der Geschichte der Kirche verachten? Entweder sind wir keine Christen mehr; dann würden wir am Ende nichts unter unsern Füßen haben als das Bodenlose. Das ist auch das Trostlose. Oder sind wir noch Christen. So will ich hoffen. Und zwar Evangelische Christen. Dann wollen wir auch auf dem alten Grund stehen, den Gott selbst gelegt und welcher ist Christus, gestern und heute und derselbe in alle Ewigkeit! Auf diesem edeln und ewigen Grund, auf diesem Felsen, aus dem wir als Evangelische Kirche und Gemeinde ja doch gehauen sind, wollen wir uns ferner erbauen. Dazu helfe uns Gott und sein heiliges Evangelium!

Amen.



Am Reformations-Fest.

II.

5. Mos. 32, 7: Gedenke der vorigen Zeit bis daher, und betrachte, was er gethan hat an den alten Vätern. Frage deinen Vater, der wird dir's verkündigen, deine Aeltesten, die werden dir's sagen.

Das war eine überaus heilsame und wichtige Mahnung an die Kinder Israel. Sie durften dieselbe recht wohl zu Herzen nehmen. Sie konnten dadurch, wenn sie guten Gebrauch davon machten, vor viel Sünde und Thorheit, Jammer und Elend bewahrt werden.

Wahrlich, Gott der Herr hatte seine wunderbare Macht an „den alten Vätern" bewiesen. Von den kleinsten Anfängen hat er sein Volk emporgeführt und ihm Raum verschafft, weil er seine wunderbaren Gedanken an ihm und durch dasselbe an der Welt beweisen wollte. Israel war freilich ein halsstarrig, trotzig und auch verzagt Volk. Sie wollten ihren eigenen Gedanken nachgehen auf einem Wege, der nicht gut war. Da konnte bei solcher Untreue gegen den Gott der Väter, den Gott des Bundes, Züchtigung und Demüthigung nicht ausbleiben. Aber der Herr erbarmte sich auch wieder und half und richtete auf und segnete und ließ seine Sonne freundlich leuchten.

Gewiß aus dieser Geschichte war für Israel viel zu lernen. Nur gut konnte es sein, wenn das Gedächtniß der „vorigen Zeiten" immer wieder aufgefrischt wurde. Und an Israels Geschichte sollte nicht nur der Israelite lernen. Vielmehr soll und kann an ihr heute noch Jeder auch unter uns gar viel lernen und sich warnen und mahnen lassen.

Lernen kann aber auch Jeder an seiner eigenen Lebensgeschichte.

Für Jeden ist es gut, sich seiner „vorigen Tage" und dessen, was Gott auch an ihm in denselben von Liebe und Ernst erwiesen hat, recht fleißig und auch dankbar zu erinnern. Es ist ein wahres Unglück, daß so Viele das gar nicht thun. Die Meisten leben ohnehin so schnell in unserer Zeit. Sie sind wie Reisende, die mit Dampfeseile durch die Länder dahinfliegen. Da zieht gar geschwind eine unendliche Mannigfaltigkeit von Dingen an ihnen vorüber: Städte, Dörfer, Schlösser, Berge, Thäler, Felsen, Quellen, Brücken, Ströme, eine Fülle von Eindrücken. Aber was bleibt nachher von dem Allem klarer und fester Besitz der Seele? So leben Tausende hin im Strudel nie aufhörender Zerstreuungen. Sie kommen nie ernstlich zu sich und zurück zu den Erfahrungen des eigenen Lebens. Das ist nicht gut für den inneren Menschen und macht oberflächliche Leute.

Galt nun jenes Wort zunächst den Kindern Israels, den Gliedern des Alttestamentlichen Bundes, so gilt es — und besonders heute — auch uns als Gliedern unserer Evangelisch-Lutherischen Kirche. Wir sind heute auch ganz besonders aufgefordert, im Geiste in jene „vorigen Zeiten" zurückzugehen und uns wieder dessen zu erinnern, was der Herr gethan hat „an den alten Vätern". Was er aber an ihnen that, das that er auch an uns. Uns kommt's zu gute. Darum geht es auch uns an. Darum soll es auch unter uns nicht vergessen werden noch verloren gehen. So stellen wir uns denn vor die Seele:

An was die Gedächtnißfeier der Reformation uns erinnert?

Sie erinnert uns a n e i n e n g r o ß e n K a m p f u n d a n e i n e g r o ß e Z e i t.

Der Kampf war ein großer. Er erschütterte die ganze abendländische Christenheit. Er faßte die Menschen im tiefsten Innersten. Er trennte sie unter einander um der heiligsten Dinge willen. Es war ein Kampf um die größte aller großen Fragen: Was ist Wahrheit? Es war ein Ringen um Gewißheit, wie man, bei welchem Glauben man könne selig werden. Es galt ein Brechen mit dem Alten, Herkömmlichen, das so lange als heilig gegolten hatte. Es galt da eine *muthige* Entscheidung und auch ein Zerreißen vieler theuren Bande

des Blutes und der Freundschaft. Der Kampf war ein Ringen mit mächtigen Gewalten, mit Papst und Kaiser, mit Vorurtheilen, Vorrechten, Irrthümern, Unverstand und Bosheit und Falschheit aller Art.

Und die Zeit, in der dieser Kampf geführt wurde, dürfen wir allerdings eine große Zeit nennen. Heutigen Tages ist die erste Frage: Wo ist viel Geld zu verdienen? Wie steht es mit dieser und jener Spekulation? Was ist das Neueste in der Politik? Wird bald wieder zwischen Rußland und der Türkei Friede werden? Wie stehen die Aktien dieser oder jener Gesellschaft? Und dergleichen mehr. Die Augen unserer Zeit sehen nach unten, auf das Sichtbare, Vergängliche, Irdische. Das Geschlecht unserer Zeit hat die Fühlung mit der Ewigkeit verloren. Die Leute glauben nicht mehr an das ewige Leben. Da müssen Fragen der Seele, des Gewissens immer weniger gelten. Nach der Bibel ist der Mensch geschaffen nach dem Bilde Gottes. Nach der Weisheit unserer Tage ist er geschaffen nach dem Bild des Affen. Was kann ihm an ewigen, unsichtbaren Gütern gelegen sein? Was soll er sich um eine andere Welt, um ein Jenseits bekümmern, von welchem er doch nichts weiß? Was soll er Zeit und Kräfte an ein Leben verschwenden, das gar nicht da ist? Das ist lauter Aberglaube. Dabei kommt doch nichts heraus. Jetzt leben wir. Und jetzt wollen wir gut leben. Darauf kommt's an. Alles Andere ist Wahnwitz. Das ist geredet im Sinne der Kinder des Geschlechts dieser Zeit. Da lebt das Fleisch. Der Geist aber ist schlafen gegangen. Darum treibt sich unsere Zeit in lauter Kleinigkeiten, Aeußerlichkeiten, Vergänglichkeiten herum. Wir sind entsetzlich oberflächlich geworden. Wir vergessen, daß die Seele nicht lebt von Brod, sondern von dem Wort aus Gottes Munde. Wir erwarten „Leben und volles Genüge" von der Speisekammer und Garküche der vergänglichen Welt. Das wäre schon recht, wenn nichts Höheres, wenn keine Seele in uns wäre, die auch einen Hunger hat, und zwar nach dem Unsichtbaren, Ewigen, nach Wahrheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit, Frieden.

Nun — darum nenne ich jene Zeit, in die wir heute im Geist uns versetzen, eine große Zeit. Da wurden eben die tiefsten Angelegen-

heiten der Seele angeregt und da handelte es sich nicht um die Frage: Wie stehen wir zu der Welt? sondern um die unendlich wichtigere: Wie stehen wir zu Gott? Das ist aber die Frage, die den Menschen erst recht zum Menschen macht und ihn über das Thier und die ganze Sichtbarkeit um ihn her unendlich hinaushebt. Und die Antwort auf diese Frage entscheidet mehr als alles Andere über die ganze Haltung des Menschen auch gegenüber der Welt und gegenüber seinen Nebenmenschen; über seine Gesinnung, seine Gedanken, seinen Wandel, seine ganze Lebensrichtung. Nichts kann dem an Wichtigkeit gleich kommen. Eben darum ist auch die Reformation, diese tiefste Bewegung auf religiösem Gebiete seit dem Eintritt des Christenthums selbst in die Welt, so unendlich folgenreich geworden für alle Verhältnisse des Lebens, für die Kirche und das christliche Leben, für das Leben der Familie, für das bürgerliche Leben, für hohe und niedere Schulen, für die Geschichte der Völker und die Grundsätze im Herzen jedes einzelnen Christenmenschen.

Daß ein solcher Kampf mitten in der Christenheit begann, daß er so tief einschnitt und die Kirche zerriß, das mögen wir beklagen. Niemand hat es mit diesem Kämpfen und Zerreißen ernster genommen, als Luther selbst. Er hätte ruhige Tage haben mögen, wenn nur Gottes Wort und sein Gewissen geschwiegen hätten. Aber die redeten und zeugten viel zu laut und die Noth der Kirche und der Jammerstand der Christenheit schrieen viel zu laut, als daß er hätte schweigen dürfen. Niemand konnte die Verantwortlichkeit des Streites, in den er als ein Held zog, tiefer empfinden, als er. Darüber war er sich völlig klar. Aber eben darum durfte er nicht stille bleiben und schwere Schuld auf seine Seele laden.

Daß es überhaupt auch im Christenthum und in der Kirche nicht ohne Kampf abgeht, das mögen wir beklagen. Haben doch die lieben Engel dort bei Bethlehem gesungen: Friede auf Erden, den Menschen ein Wohlgefallen! Und unser Heiland tritt vor die Jünger in aller Welt und ruft ihnen zu: Meinen Frieden gebe ich euch; meinen Frieden lasse ich euch; nicht gebe ich euch, wie die Welt gibt; euer Herz erschrecke nicht und fürchte sich nicht! Und die Apostel des *Friedensfürsten* Christus dringen alle so ernstlich auf Liebe, auf

Frieden, auf Einigkeit im Geist; denn „im Frieden hat uns Gott berufen“.

Da steht uns das liebliche Ziel der evangelischen Botschaft deutlich vor Augen. Da sehen wir eine Herrlichkeit des Reiches Gottes. Da lernen wir, wie es werden und sein soll. Aber mit diesem wahren göttlichen Frieden in uns und um uns wollen wir den faulen Frieden, den der ungeistliche Mensch liebt und lobt, ja nicht vergleichen. Der ungeistliche Mensch will in seiner Bequemlichkeit gelassen werden. Man soll zu seinen Fehlern und Untugenden nichts sagen. Man soll ihm mit der Wahrheit nicht auf den Leib rücken. Wer ihn aber angreift, der ist sein Feind, und ob er noch so sehr dabei seine Pflicht thue und ob er es noch so wohl meine. Deshalb darf man aber nicht stille sein, am wenigsten der Diener am Heiligthum. Da kann der Kampf und die Scheidung nicht ausbleiben. Darum hat auch unser Heiland gesagt: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert; ich bin gekommen, ein Feuer anzuzünden auf Erden, und was wollte ich lieber, als es brennete schon!“ Das Wort Gottes hat sich noch immer erwiesen als „lebendig und kräftig und schärfer als ein zweischneidig Schwert, und durchdringet, bis daß es scheidet Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens.“

Und als eine solche richtende, scheidende Macht hat sich das Wort Gottes auch in den Tagen der Reformation erwiesen. Der Kampf konnte nicht ausbleiben. Die Dinge zu belassen, wie sie waren, das wäre ja wahrlich nicht recht gewesen. Und wo wäre es zuletzt mit der Kirche und dem Christenthum hingekommen? Drum muß man Gott danken, daß der Kampf kam, weil ein Gottesmann da war, der das Panier des Wortes Gottes aufwarf und nichts für sich selber suchte, sondern für die Wahrheit zeugte. Die von der Wahrheit und von Gottes Wort abgewichen waren und sie jetzt auch nicht hören wollten, die haben den Kampf veranlaßt, die haben die Christenheit und die Kirche getrennt, die müssen die Last der Verantwortung tragen. Uns aber sind in dem Kampfe heilige Güter, theure Schätze des Geistes errungen worden. Und dafür können wir nie genug dankbar sein.

Die Gedächtnißfeier der Reformation erinnert uns aber auch gar lebhaft daran, **wie nothwendig es ist, daß die Kirche ihr Heiligthum, Wort und Sacrament, rein bewahre vor menschlichem Zuthun und Abthun.**

Da wollen wir nun gleich hier darauf aufmerksam machen, daß es Luther ja eben nur darum zu thun war, die Kirche von so vielen Nebendingen, menschlichen Einrichtungen, Lehren und Satzungen zu reinigen. Er wußte aus Gottes Wort, daß Christus in der Verkündigung der Evangelisten und Apostel der Mittelpunkt aller Heilslehre gewesen war; daß Er, seine Person, sein Amt, seine Gerechtigkeit der Kern und Stern der ganzen heiligen Schrift ist und bleibt; daß kein Mittler ist zwischen Gott und uns, als Er allein. Aber gerade von Christus, von der Offenbarung der Gnade Gottes in ihm, von seinen Lebensworten, von seiner Liebe bis in den Tod am Kreuze, von der freien, die Sünde um seinetwillen uns vergebenden Erbarmung Gottes, vom Glauben an ihn, von der Hingabe des Herzens an ihn, von diesen Hauptwahrheiten hörte man damals am allerwenigsten in der Kirche. Und was man hörte, war zumeist vollends in fremder, in lateinischer Sprache. Dagegen — wie drängte sich so viel Anderes und Fremdes in den Vordergrund!

Wir können es nicht leugnen, wenn wir evangelischen Christen selbst in eine römisch-katholische Kirche eintreten, so sind wir da nicht zu Hause. Wir fühlen uns fremd. Der Zeichen, die das Heilige bedeuten sollen, sind so viele. Des Wortes Gottes, der Heilspredigt von Christo ist so wenig. Da stehen die Bilder der Heiligen alle. Diese Heiligen sind, was sie waren, durch den lebendigen Glauben an Christus geworden. Aber gerade von diesem lebendigen Glauben an Christus hören wir da nichts. Aber der Glaube an den Papst und der Gehorsam gegen ihn und die Kirche, die Priesterschaft, wird uns scharf auf's Gewissen gebunden. Da ist das Weihwasser; gewiß es soll daran erinnern, daß man rein und gewaschen im Gewissen von Sünde vor Gott treten soll. Da steigen die Wolken des Weihrauchs auf. Das hält mir vor, daß meine Seele in Andacht im Heiligthum erscheinen und mein Gebet zu Gott aufsteigen und ihm wohlgefällig sein soll. Da stehen und prangen die Kreuze und brennen die Lichter.

Da kommen die Priester herein in herrlichem Gewande und neigen und beugen sich. Reich an Werken der Kunst, schön in der Pracht seiner Farben und Bilder steht der Tempel da. Und Alles, was das Auge da sieht, ist eine Zeichensprache und liegt ein erbaulicher Sinn dahinter. Und nicht ein Wort der Verachtung oder gar der Verspottung dessen, was einem anderen Christenmenschen heilig ist, gehe über meine Lippen, am wenigsten hier an heiliger Stätte.

Bilder und Zeichen und äußerliche Geberden hatten sie auch genug in dem Heiligthum des Alten Testamentes. Und das gehörte zu ihrem Gesetz. Aber der Apostel des Neuen Testamentes sagt uns, daß das Alles nur war ein „Dienen dem Vorbild und dem Schatten des Himmlischen" (Ebr. 8, 5); daß all dies äußerliche Wesen eben der bloße Schatten ist von dem, das „zukünftig war, der Körper selber ist in Christo" (Col. 2, 17).

Wenn ich nun in mein Neues Testament hineinschaue, so finde ich eben von so Vielem, aus dem sie in der römischen Kirche so viel machen, auch keine Spur. Wo in aller Welt soll ich aber sonst lernen, was das Christenthum von Anfang gewesen ist und was es sein will und soll, als eben im Neuen Testament, in den Urkunden derer, die den Herrn Jesum, den Stifter unseres Glaubens, selbst gesehen, gehört, von ihm gelernt haben, oder die ihm sonst am nächsten gestanden und die Lehre von seinen unmittelbaren Schülern und Jüngern empfangen hatten? Die sagen uns in den Evangelien von ihm, von seinem Leben, Lehren, Leiden, Sterben, Auferstehen und gen Himmelfahren. Die zeigen uns, wie und was der Heiland predigte, und was er von den Leuten forderte, nämlich Glauben an Ihn, daß sie zu ihm kommen und Vergebung der Sünden von ihm empfangen, in wahrer Bußfertigkeit und Demuth des Herzens ihm nachfolgen, mit ihm in einem Neuen Leben wandeln sollen. Und wie stellen uns die lieben Apostel in ihren Briefen ein so liebliches Bild des christlichen Wesens und Lebens in der Familie, im Umgang der Gläubigen miteinander, im Verhalten gegen die Welt und ihre Kinder, in der Gemeinde und in allen Verhältnissen des Lebens dar! Wenn das nicht das ächte Christenthum ist, was soll es sonst sein? Aber freilich — der römische Priester will nicht, daß dies Neue Testament ein Volks-

und Hausbuch werde. Und er hat auch gute Ursache, davon für das zu besorgen und zu befürchten, was er als Christenthum, Kirchenthum und Gottesdienst ausgibt. Der Unterschied zwischen seiner Sache und dem, was uns Evangelisten und Apostel sagen, ist so groß, daß wenn das Eine das rechte Christenthum uns zeigt, dann muß das Andere etwas Anderes, Fremdes geworden sein.

Und wie ist denn das so gekommen? Ei, es kam, weil die Leute nach und nach von der Höhe der lauteren Erkenntniß der Kraft des schlichten Evangeliums heruntersanken. Sie fielen zurück in viel äußerliches Werk und Wesen. Statt des geistlichen Lebens, das allein das Wort Gottes in der Seele weckt und erhält durch die Kraft des heiligen Geistes, wollten sie allerlei Formen und allerlei Stückwerk frommen Thuns. So verließen sie allmälig Christum selbst und verloren sich in allerlei Schein und Geberdenwesen. Statt Ihn, den Heiligen und den Heiland recht fest zu halten kamen die Heiligen auf. Statt des einfältigen, gläubigen Christenthums in der Kraft der Gottseligkeit kam ein blendendes Kirchenthum auf mit seinem Schein von Heiligkeit, die sich doch nur in äußerlichen Dingen verlor. Freilich sollte Alles der Ehre Christi dienen. Aber von ihm selber wußte man zuletzt am wenigsten. Die Kirche war ein großes herrliches Grabmahl geworden, darunter Christus wieder begraben war. Die Reformation hat den Stein abgewälzt, Christus ist wieder auferstanden und in seiner Gemeinde erschienen. Er ist wieder in unserer Mitte. Er Selber ist wieder „bei uns mit seinem Geist und Gaben.“

Da ist also zu lernen, wie wichtig es ist, daß man mit dem Heiligthum des Wortes Gottes gar vorsichtig umgehe. Da muß man nicht davon thun und nicht dazu thun. Man muß über der Lauterkeit der Verkündigung des Heilswegs gar ängstlich wachen. Die Thorheit und Eitelkeit der Menschen meint bald da bald dort etwas Besseres, Schöneres, Kräftigeres beibringen oder auch wohl Dies und Jenes aus dem Wort entbehren zu können. Es soll wohl ganz gut gemeint sein, ist aber ein schlaues Fündlein des Satans. Der ist nie vergnügter, als wenn er gerade unter frommem Schein dem lautern Evangelium nur auch einen Zollbreit Grundes abgewinnen kann.

In unseren Tagen freilich macht der fromme Schein wenigstens

bei uns Evangelischen lange nicht mehr so viel Aufsehens. Bei uns und auch in der römischen Kirche erhebt sich vielmehr die Vernunft und will das Maaß für Alles werden. Und auch Gottes Wort soll sich von ihr reguliren und bevormunden lassen. Es kommt aber auch dabei wahrlich nichts Gutes heraus. Gottes Wort greift tiefer in's Menschenherz und Leben hinein als die vielgepriesene Vernunft. Man kann die Leute wohl gescheider machen. Aber wahrhaft weise werden sie nur dadurch, daß sie besser werden. Dazu hilft unsere eigene Vernunft keineswegs. Am eigenen Haar zieht sich Keiner aus dem Brunnen, in den er gefallen. Gottes Wort aber thut's und weiß zu erleuchten, zu erheben, zu heiligen, zu stärken. Da ist die rechte Vernunft drin. Drum lasset euch doch nicht bethören von den eiteln, leeren Worten der Kinder des Zeitgeistes. Bleibet beim lautern Evangelium. Lasset euch durch die einfältige Predigt von Christo den Weg zur ächten Gottseligkeit weisen und wandelt auf demselben. Mir ist nicht bange für die Folgen. Wollt ihr aber dem Worte Gottes nicht mehr glauben, so werdet ihr euch Lehrer und Lehren aufladen „nach dem euch die Ohren jucken." Dann ist mir bange für euch, euer Leben und eurer Seelen Seligkeit.

Gerade das Gedächtniß der Reformation ist eine so lebendige Erinnerung an die Macht des Evangeliums. Denn ohne dieses Evangelium und ohne die wunderbare, in ihm liegende Macht und Kraft wäre nie Reformation geworden. Was noch mehr ist — mit diesem Evangelium ist ja schon vor bald zweitausend Jahren ein neues Leben in die Welt gekommen und in die Völker weithin eingezogen. Vor diesem Evangelium vor Christo sanken die Altäre und die Götzen, die so lange als Macht der Finsterniß die Welt beherrscht hatten. Durch dies Evangelium wurden die alten Heidentempel leer. Ein neuer Glaube, ein neuer Gottesdienst, neue Erkenntniß, andere Sitten, neues Licht, Trost, Hoffnung kam mit ihm. Diese Predigt von Christus den Gekreuzigten hat die rohesten Völker gehoben und auf den Weg der Bildung geführt. Es ist die größte segensvollste Weltmacht und Lebensmacht geworden. Wo früher nur die rohe ungebrochene Ichheit, Fleischlichkeit und Selbstsucht herrschte, da kam mit ihm ein Geist der Ordnung und Zucht, der Gerechtigkeit und Liebe.

Vorher ging's abwärts und rückwärts. Durchs Evangelium ging's aufwärts und vorwärts.

Und dieselbe lebengebende Kraft offenbarte das Evangelium in den Tagen der Reformation. Luther rückte mit nichts in's Feld als mit dem Worte von Christo. Genug kräftige Arme und feste Hände boten sich ihm an zum Kampfe, in den er getreten. Aber er wies sie alle zurück. Mit fleischlichen Waffen macht man wohl Revolution. Reformation aber macht man nur mit geistlicher Rüstung; mit dem Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes. Und dies Wort hat's gethan.

Ich weiß recht wohl, mit welcher Verachtung und mit welchem Widerwillen in unserer Zeit so Viele Allem begegnen, was irgend mit Christenthum, Kirche oder Religion überhaupt zusammenhängt. Es ist kein Glaube an Gott, Offenbarung, Ewigkeit mehr da. Da ist Alles anstößig, was darauf hinzielt. Oder ist doch, wenn auch nicht der entschiedene Unglaube herrscht, die Zweifelsucht so groß geworden, daß diese Leute mit irgend etwas Religiösem lieber in gar keine Berührung mehr kommen wollen. Sie betreten keine Kirche, sie hören Jahraus, Jahrein keine Predigt, sie blicken in keine Bibel, sie beten nicht, sie haben auch für die herrlichen Kirchenlieder, die sie in ihrer Jugend auch lernten und sangen, gar keinen Sinn mehr. Dem Allem sind sie entfremdet worden. Und so hat sich bei ihnen so nach und nach die Meinung gebildet, daß Religion überhaupt Nichts, eine bloße Täuschung sei. Sie meinen, es gehöre heutiges Tages zur männlichen Würde und zum guten Ton, sich gegen alles Religiöse wenigstens ganz gleichgültig zu verhalten; müsse man gerade kein Feind des Christenthums sein und es den Schwachen und den Weibern lassen, so sei der Aufgeklärte demselben doch entwachsen und bedürfe desselben nicht.

Nun will ich dem gegenüber nur daran erinnern, daß man so unter keinen Umständen von Religion, am allerwenigsten aber vom Christenthum reden sollte, weil die ganze Geschichte der Menschheit solchen Meinungen schnurstracks entgegen läuft. Nichts hat auf die Bewegung der Welt und die Zustände der Menschheit einen größern, nachhaltigeren Einfluß geäußert als die Religion. Je verkehrter der

Glaube ist, um so schlimmer mögen die Folgen sein. Je mehr er von ernsterem, sittlichen Geiste durchdrungen ist, desto heilsamer die Folgen für alle Verhältnisse des Lebens, für jeden Einzelnen. Auch die Kunst mit all ihren schönen Gebilden — wie arm wäre sie geblieben ohne die Religion! Daran erinnern wir um anzudeuten, wie entsetzlich oberflächlich die Meinung ist, daß in der Religion keine Macht liege. Die Frage ist vielmehr die, ob denn eine Seele im gesunden, rechten Zustand sich befindet, welche die Gewalt des Glaubens nicht mehr empfindet. Und doch habe ich schon Männer je und je gesehen, die im harten „Kampf ums Leben" stehen, die sich in keiner Kirche finden ließen, die vielleicht sonst dem Worte Gottes ganz fremd geworden waren, wie ihnen bei diesem oder jenem außerordentlichen Anlaß, wo sie ganz ausnahmsweise wieder des Evangeliums selige, köstliche Wahrheiten in schlichtester, ungekünstelter Form der Rede vernahmen, das Herz warm wurde, die Thräne im Auge glänzte und sie sich des Eindrucks gar nicht erwehren konnten, daß doch in dem alten Gotteswort eine wundersame Kraft liegt und „doch Etwas dran ist." Und wie Mancher, der sich nach langer Zeit endlich auch einmal wieder in der Kirche gefunden und eine kräftige christliche Predigt gehört hat, ist hinweggegangen mit dem Eindruck: „Es ist doch etwas Merkwürdiges, Kräftiges um dies Evangelium." So zeugt die Wahrheit in uns für sich selbst.

Und wäre denn auch ohne dieses Gotteswort und dies von Tausenden jetzt so geringschätzend behandelte Evangelium eine Reformation geworden? Oder — wäre ohne dasselbe ein Luther geworden? Macht mir den Mann doch nicht zu einem Freiheitsschwärmer und Weltheldenvom gewöhnlichen Schlag! Da thut ihr ihm großes Unrecht an und er dankt euch nicht für die Worte eures Lobens. Alle Genialität und alle Beredtsamkeit und aller Muth hätten keinen Luther gemacht. Aber daß er seines Gottes und der Gottes-Wahrheit und Gnade so gewiß war; daß er von solcher Ehrfurcht von Gott durchdrungen, von den Zeugnissen Gottes so ganz überwältigt, in die göttlichen Gedanken so ganz eingegangen, der Liebe seines Gottes so gewiß war, das war's und dort lag das Geheimniß der Reformation. Das ist ja überhaupt das Geheimniß der Menschennatur, daß Gott in ihr sich

spiegelt, wie in stiller Nacht die Sterne des Himmels im tiefen stillen See sich spiegeln. Welch' eine ergreifende Wahrheit liegt doch in dem Worte: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn.“ Welch' ein majestätisches Wort, über der Eingangspforte in die Geschichte der Menschheit geschrieben! Leugnet das, reißet dem Menschen diese seine Würde herunter — was bleibt noch übrig? Aber damit thut ihr dem Menschen das furchtbarste Unrecht an.

Danken wir Gott, daß gerade in der Reformation die Gewalt des lautern Wortes Gottes, die Lieblichkeit des Evangeliums wieder so herrlich hervorgetreten ist. Da hat die alte Botschaft von Gottes freier Gnade in dem gekreuzigten Weltheiland, die einst den Heiden so seltsam geklungen hatte, wieder erklungen und tönte gar lieblich über unser Deutsches Vaterland hin und brachte neues Leben, neuen Trost und ewige Hoffnung in viel tausend Seelen. Da war das alte Christenthum wieder verjüngt und den Völkern, die der Lebensgeist des Evangeliums ergriff, brach eine neue Jugend an. Was ist die Bibel, wie sie Luther im deutschen herrlichen Gewande seinem Volke bot, eine Macht und ein Segen geworden im Gottesdienst, in der Familie, im stillen Kämmerlein, am Tage der Freude und in der Stunde des Leides! Und wie oft haben auch wir Alle aus diesem unendlich reichen Quell, aus dieser Schatzkammer der heiligsten, ernstesten, seligsten Wahrheiten geschöpft, was unsere Seele an Kraft, an Trost bedarf! Darum soll's uns recht aus der Seele dringen, es soll ein recht ernstes Gebet aus der Tiefe sein, wenn wir evangelische Christen singen: „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort!“ —

Hieran muß ich nun gleich das knüpfen, daß uns das Gedächtniß der Reformation auch zum Zeugniß dafür wird, *welch' eine wunderbare Gewalt in einem einzigen, die Seele tief innen erfassenden, kräftigen Gedanken liegt.* Ein solcher Gedanke, eine solche Wahrheit ist ein Saatkorn, in dem, ohne daß man es irgend merken würde, viele Hunderte von andern Saatkörner schlummern. In jedem von ihnen liegt wieder schlummernde Lebenskraft. Sie machen endlich alle mit einander eine reiche Ernte und

liegt Brods die Fülle, Kraft und Segen zur Förderung und Erhaltung des Lebens in ihnen.

Aus Einem solchen Gedanken, aus Einem Wort voll fruchtschaffender Wahrheit, ist die Reformation in unserem Deutschen Vaterland entsprossen mit allen ihren unabsehbaren Folgen. Diese Wahrheit ist keine andere als das Wort von der Vergebung der Sünden aus freier Gnade um des vollgiltigen Verdienstes unseres Herrn Jesu Christi willen. Das ist der Kern und Stern des Evangeliums. Von diesem Punkt muß alle Predigt ausgehen. Von diesem Punkt alle Erneurung bei jedem Einzelnen. Von diesem Punkt ist Luthers Reformationspredigt und Reformationswerk ausgegangen.

Es möchte Mancher fragen: Wie sollte diese einzige Wahrheit eine solche große Bedeutung haben? Ich will die Antwort darauf nicht lange schuldig bleiben.

Es stelle sich nur einmal Einer mit rechtem Ernst für seine eigene Seele auf diese Wahrheit. Denn um das handelt es sich. Sonst hat er nicht's davon. Kann er aber das thun, dann ist ein Großes an ihm geschehen. Da muß er seine Sünde und sein sündiges Verderben schon recht erkannt haben. Da muß ihm sein ganzes böses ungeistliches Wesen schon recht zum Druck und Leid geworden sein. Da muß er schon an sich selber verzweifelt sein. Da muß er aber auch den Freudenschein der Gnade Gottes haben aufgehen sehen über seiner Finsterniß. Da muß ihm sein Heiland Christus gar groß und theuer geworden sein. Da muß er nun an seinem Verdienst, an seiner Gerechtigkeit gefunden haben, was sein erschrecktes Herz bedarf. Da muß ihm der Sonnenschein der Liebe und Gnade Gottes werther geworden sein als alle Welt, als alles Vertrauen auf sich selbst, als alle Lust des Lebens. Ohne das kann er sich auf jenes Wort gar nicht stellen. Ist er aber dazu gekommen, da ist eine gründliche Umwandlung im Werk. Dann hat ein neues Leben begonnen.

Die Sache geht tief, meine Freunde, obwohl sie ganz einfach ist. In der römischen Kirche werden dem Sünder allerlei Wege gesagt, auf denen er Buße thun soll. Man gibt ihm dabei Etwas zu thun und dann ist's gethan. Er soll vielleicht so viel und so viel Geld

bezahlen für irgend einen guten Zweck; er soll dies oder jenes Gebetlein recht oft hersagen; er soll sich diese und jene Kasteiung auflegen oder gar wallfahren gehen zu so oder so vielen Altären oder andern heiligen Stätten. Das und alles Aehnliche sieht nun recht fromm aus. Die Leute thun es wohl auch im Gehorsam gegen den Priester. Und ganz natürlich — in diesem Gehorsam sehen sie die Hauptsache. Damit machen sie es ab. Damit soll die Sünde, die sie etwa begangen, wieder gut gemacht sein. Und dessen getrösten sie sich auch.

Aber eben das ist das Elend. Das Alles ist doch nur äußerliches Werk und Wesen. Man kann das Alles und mehr thun, ohne daß man in wahrer Herzensbuße steht und zu Christo in lebendigem Glauben kommt. Christus und sein Verdienst wird uns dabei aus den Augen gerückt. Unser eigenes Thun wird untergeschoben. Was bleibt denn da der Gnade Gottes noch zu thun übrig?

Zu solchen äußerlichen Stücken und einzelnen Werken gibt sich auch der alte Mensch am Ende gerne her. Die kann er alle mitmachen ohne innerlich im Herzensgrunde mit der Sünde recht zu brechen. Er gibt sich dabei innerlich gar nicht selber auf. Er erkauft sich vielmehr mit jenem äußerlichen Werkwesen und Selbstbüßungen das Recht der Alte zu bleiben. Dabei kommt es zu keiner rechten Buße und Bekehrung. Und dabei kommt es auch zu keinem rechten Glauben und Vertrauen an Christus und zu keinem rechten Festhalten an Ihm und zu keiner rechten, redlichen Hingabe und Eingehen in Ihn, in seinen Geist und in seine Gesinnung. Man kommt dabei wohl zu einem äußerlichen Gehorsam unter ein äußerliches Gebot, aber man stellt sich damit nicht recht unter die stetige Zucht des heiligen Geistes.

Ganz anders, wenn man auf die herrliche Botschaft von der Vergebung der Sünden aus lauter freier Gnade recht ernstlich eingeht. Da muß man innerlich, von Herzen mit aller Sünde gründlich gebrochen haben. Da hat man es nicht nur zu thun mit diesem und jenem bösen Stück, dem man dies und jenes gute Stück gegenüber stellt und die Sache damit abmacht. Vielmehr muß man dabei recht das Grundverderben der Seele unter der Sünde erkennen, sich nicht mit etlichen Stücken aus dem Schiffbruch retten wollen, sondern sich selber ganz

aufgeben und sich in die Arme der freien, allein rettenden Gnade Gottes werfen.

Darum hat Luther mit seiner Predigt von der freien Gnade gar tief dem Worte Gottes in's Herz hineingesehen, aber auch gar tief in's Menschenherz hineingegriffen. Wahrlich es bleibt dabei: Der Gerechte wird seines Glaubens leben!

Von dem Punkt muß alle evangelische Predigt ausgehen. Zu diesem Punkte muß sie führen. Sie muß eine rechte Buß- und Glaubenspredigt sein. Sie muß mich tief hinabführen in die Erkenntniß der Sündhaftigkeit und des verderbten Herzens, aber auch hoch empor zu herrlicher, seliger Erkenntniß der Gnade und Liebe Gottes.

Das war die Heilsverkündigung der Reformation, aus der eine andere, ernstere Gottseligkeit hervorging, eine Gottseligkeit und Frömmigkeit, die sich wieder recht eins wußte mit dem Wort der Schrift, mit den Zeugnissen der Evangelisten und Apostel, mit jenem ganzen Grund, an welchem unser Herr Christus der Eckstein ist. Darum erstand denn auch durch die evangelische Predigt ein neues geistliches Leben mit all' seinen lieblichen Blüthen in Zeugnissen, Lehre, Liedern, Gebeten. Und das wirkte in alle Verhältnisse, große und kleine, hohe und niedere, anregend und belebend hinein. Wer aber diesen evangelischen, ächten Grund verläßt, wer diesen tiefen Zusammenhang mit dem Ausgangspunkt und Lebenspunkt der Reformation verkennt, an Wem gerade das nicht selber wahr wird, der hat sein heiliges Erstgeburtsrecht verscherzt und wird verweltlicht werden im Unglauben oder auch im Schein frommer Formen und wieder zurücksinken in das äußerliche und oberflächliche Treiben, über das uns das Reformationswerk hinausgeführt hat. Immer wieder muß erinnert werden an das Wort: „Das Reich Gottes bestehet nicht in auswendigen Geberden, sondern es ist inwendig in euch.“

Nun sollte klar sein, daß wir nicht ohne guten Grund sagen, daß das Gedächtniß der Reformation uns vor die Seele stelle, welche wunderbare Macht in einem einzigen durchschlagenden Gedanken, in einer einzigen göttlichen, ernsten, tiefen, heiligen Wahrheit liege. Aber Dem müssen wir nun auch beifügen, daß die Reformation auch beweist,

welch' eine mächtige Wirkung das Zeugniß eines einzigen treuen Zeugen für das Reich Gottes haben kann.

An den Namen Luther's ist in Deutschland und weit darüber hinaus, in Dänemark, Schweden, Norwegen und noch in andern Ländern der ganze Beginn und das ganze Werk der Reformation geknüpft. Ja, wie überhaupt ohne Luther Reformation geworden wäre, das können wir uns gar nicht denken. Man kann wohl sagen, Reformation hat kommen müssen, der Zustand der Kirche war zu jammervoll, das Bedürfniß wurde überall empfunden, so ging's nicht länger fort. Das ist Alles leicht zu sagen. Die einfache Thatsache aber ist, daß die Reformation nicht kam, daß der mächtige Kampf und der Umschwung der Dinge eben nicht begann, bis Luther kam und sein Werk muthvoll angriff. Auch weiß ja alle Welt recht wohl, daß Luther gesegnet war mit lieben, treuen, hochbegabten Mitarbeitern und daß ihm auch weise, gottesfürchtige und beherzte Fürsten und hohe Herren an die Seite traten. So wenig nun er selbst sich auf ihren Schutz oder überhaupt auf den Arm, der Fleisch ist, verließ, so sehr freute er sich dessen, daß sie auch ein Herz, einen Verstand und Willen für die wieder an's Licht gestellte Gotteswahrheit hatten. Aber gewiß ist, daß sie Alle miteinander ohne Luther nie Reformation gemacht hätten. Auch ist ja ganz gewiß, daß Luther auch nie etwas Tüchtiges, Durchschlagendes hätte ausrichten können, wenn sein Wort im deutschen Volk nicht einen Wiederhall gefunden hätte, so wenig als ein Feldherr allein den Feind schlägt ohne sein Heer. Und doch wäre das Heer ohne den Feldherrn verloren. Und das deutsche Volk wäre nicht aus der päpstlichen Herrschaft herausgekommen und ein evangelisches Christenvolk geworden ohne seinen Luther.

Ist es Luther darum zu thun gewesen, ein großer Mann in der Welt zu werden? Ganz und gar nicht. Er hätte bei seinen großen Gaben und seinem außerordentlichen Fleiß hohe Ehren und Würden erlangen können auf einem ganz ruhigen Wege. Nun hat er aber sich müssen vorladen lassen vor Kaiser und Reich und vor des Papstes Abgesandte; er hat ihr Drohen und Schrecken aushalten müssen, er ist für einen Ketzer erklärt, von der Kirche ausgestoßen worden. Niemand durfte ihn schützen, beherbergen. Sein Leben war preisgegeben.

Die ganze weite Welt bot ihm nichts. Sie schrie vielmehr über ihn als einen Aufrührer und Friedensstörer in der Kirche. Insofern hat er den Ruhm theuer erkauft, der sich an seinen Namen knüpfte. Aber der Ruhm oder die Schande, wie wir wollen, hatte mit seiner Sache gar nichts zu thun. Alles um was es sich handelte, war die Frage: „Was bin ich schuldig zu thun vor Gottes Angesicht?“ Das Andere war Nebensache. Auf sich und seine Bequemlichkeit durfte der Mann nicht sehen, der thun wollte was Luther that. Er durfte sich vor den Hohen dieser Welt nicht fürchten. Ja, er durfte sich nicht davor fürchten auch „wenn die Welt voll Teufel wär' und wollt' uns gar verschlingen.“ Er mußte ein gutes Gewissen vor Gott dem ewigen Richter höher anschlagen als alles Andere. Er mußte Leib und Seele dem Dienst der Wahrheit weihen und jede andere Rücksicht auf die Seite setzen. Er mußte innerlich gewiß sein, daß er stehe auf Gottes Wort und daß davor aller Menschenmund sich demüthig schließen müsse. Er predigte nicht sich selbst oder irgend eine Zeitmeinung, sondern die ewige Wahrheit. Die aber mußte er verkündigen, es koste was es wolle. Was daraus werden solle, was ihn selber darüber treffen müsse, das war Gottes Sache. Seine Sache aber war, nicht stumm zu bleiben, sondern dazustehen, so lang er konnte, als ein lauter Zeuge des Wortes Gottes.

Und nun wissen wir Alle recht wohl, daß solch Zeugniß des lieben Mannes Luther wahrlich nicht vergeblich gewesen ist. Das Wort Gottes, aus Luthers Zeugenmund erschallend, ist nicht leer zurückgekommen. Es hat doch ausgerichtet, was Gott der Herr wollte und wozu er es sandte. O wie dankbar haben Seelen darauf gehorcht, die „aus der Wahrheit“ waren! Es ist eine Macht geworden in der Welt. Die Feinde haben es mit aller Gewalt und List eben doch nicht unterdrücken können. Es hat „müssen ein Feuer anzünden auf Erden“, und Luther hat die Freude erlebt, es noch helle brennen zu sehen. Und der Lichtschein ist ausgegangen in die weite Welt. Unendlich viel Heu, Stroh und Stoppeln von Menschenwerk ist in dem Feuer verzehrt worden, und es ist im Werke auch heute noch.

Sehet, so ist jenes Wort, das der Heiland zu seinen Jüngern sagte: „Ihr werdet auch zeugen,“ gar herrlich an Luther in Erfüllung ge-

gangen. Und so wunderbar ist sein treues Zeugniß und Bekenntniß der Wahrheit, des Wortes Gottes, gesegnet worden! Das ist eine Mahnung und eine Ermunterung auch für uns. Es liegt eine geheimnißvolle Macht im Zeugniß und Bekenntniß der Wahrheit. Wir müssen uns recht schämen darüber, daß wir uns so oft des Bekenntnisses Christi vor der Welt schämen, daß wir oft den Muth nicht haben, die Weltmenschen es wissen zu lassen, daß wir es nicht mit ihnen, sondern mit Christus und seinem Evangelium und seiner Kirche halten. Der Fehler ist, daß es uns mit unserer Sache, die doch die beste Sache in der Welt ist, lange nicht genug Ernst ist. Wir haben nicht unser ganzes Herz recht drin. Es fehlt am Eifer, an der rechten Wärme. Wir sind lau oder gar kalt. Ist unserem Herrn mit solchen Leuten gedient?

Jetzt will ich zum Schluß nur noch den Punkt kurz erwähnen, an dem man rein gar nicht vorbei kann, wenn man von der Reformation redet. Dieser Punkt, die Hauptsache im Ganzen, ist Gottes Hand, Gottes Thun, Gottes Werk in der Reformation.

Fällt kein Sperling vom Dach ohne Gottes Willen, so hat auch das Papstthum den großen Fall nicht gethan ohne Gottes Willen. Und ohne diesen Willen Gottes ist auch der theure Mann Luther nicht gekommen und ohne Gottes Willen hat er auch nicht so herrlich gezeugt und ist sein Zeugniß auch nicht von so vielen edlen Seelen angenommen worden und haben ihm auch seine Feinde nichts anhaben können und mußten, so viel und mächtig sie gewesen sind, seiner Sache den Lauf lassen und konnten nichts dagegen ausrichten. Und ohne Gottes Willen ist auch die Kunst des Bücherdruckes nicht gerade zuvor aufgekommen, die so viel geholfen hat, daß nun Gottes Wort in vieler Nationen Sprache ist auch in die Hütten der Armen und in die Hände der Kinder gekommen. Und ohne Gottes Willen sind auch dem damaligen Kaiser Karl dem Fünften nicht die Hände so lange durch seine Noth mit den drohenden Türken gebunden geblieben, daß er nicht gleich mit dem Schwert gegen die Evangelischen dreinschlagen konnte, wie er wohl gerne gethan hätte. Und ohne Gottes Willen sind auch jene edeln deutschen Fürsten und Städte und Stände nicht gewesen, denen der helle Schein des wieder entdeckten Lichtes des Evangeliums tief

in's Herz hinein leuchtete, und die nun auch muthig zur guten Sache sich bekannten. Und ohne Gottes Willen sind auch die vielen treuen Zeugen der Wahrheit nicht erstanden, die nun an Luthers Seite traten und ihm halfen glauben, bekennen, lehren, beten, singen. Wer wollte die Spuren des Waltens Gottes über dem Werke der Reformation alle auffinden oder erzählen? Das hat auch Luther recht wohl gewußt, und das war alle Tage sein Trost, und weil er das erfahren, konnte er auch so freudig sagen: „Er ist bei uns wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben." Das war ein demüthiges Geständniß. Denn Luther wußte recht wohl, daß „mit unserer Macht ist nichts gethan, wir sind gar bald verloren." Aber darum rühmte er sich auch Gottes. Der war seine Stärke und Hilfe in den Nöthen, welche die heilige Kirche betroffen hatten.

Sollten wir denn, wie uns das Alles heute wieder so frisch und kräftig vor die Seele tritt, nicht loben und danken? Er, der Herr, lässet uns fröhlich singen von den Geschäften seiner Hände; Er, der da herrlich, deß Name heilig ist. Wunderbar sind die Gedanken, die er an seinen Menschenkindern beweiset. Wunderbar ist sein Rath, aber er führt es herrlich hinaus. Er hat sich bekannt zu denen in jenen großen Tagen, die ihn und sein Wort bekannten. Unter seinem Segen haben sie gearbeitet. Wir aber sind in die Ernte gekommen. Wissen wir auch, was uns gegeben ist? Schätzen wir auch, was uns anvertraut ist? Halten wir mit den Gütern des Hauses Gottes so Haus, daß wir die Verantwortung nicht fürchten müssen? O wie viel Abfall, Lauheit, Oberflächlichkeit, Leichtsinn, Eitelkeit, Selbstvertrauen, Undank mitten in der Kirche, die aus dem unvergänglichen Samen des Wortes Gottes neu geboren ist!

Jedem aber, der von dieses Wortes Kraft ein Zeugniß trägt in seinem eigenen Herzen und der dem Geist und Glauben der Väter nicht entfremdet ist, rufe ich zu: Halte, was du hast, auf daß Niemand deine Krone dir raube!

Amen.



Am 21. Sonntag nach Trinitatis.

(Joh. 4, 47—54.)

Und es war ein Königischer, deß Sohn lag krank zu Capernaum. Dieser hörete, daß Jesus kam aus Judäa in Galiläa, und ging hin zu ihm, und bat ihn, daß er hinab käme, und hälfe seinem Sohne; denn er war todtkrank. Und Jesus sprach zu ihm: Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht. Der Königische sprach zu ihm: Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt. Jesus spricht zu ihm: Gehe hin, dein Sohn lebet. Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte, und ging hin. Und indem er hinab ging, begegneten ihm seine Knechte, verkündigten ihm, und sprachen: Dein Kind lebet. Da forschte er von ihnen die Stunde, in welcher es besser mit ihm geworden war. Und sie sprachen zu ihm: Gestern um die siebente Stunde verließ ihn das Fieber. Da merkte der Vater, daß es um die Stunde wäre, in welcher Jesus zu ihm gesagt hatte: Dein Sohn lebet. Und er glaubte mit seinem ganzen Hause. Das ist nun das andere Zeichen, das Jesus that, da er aus Judäa in Galiläa kam.

„Und er glaubte mit seinem ganzen Hause.“ So lesen wir am Schluß der Geschichte unseres heutigen Evangeliums. Hat denn der Mann nicht schon vorher geglaubt? Warum ist er in der Angst seines Herzens denn so weit gegangen, den Herrn zu finden? Warum hat er Ihn so inständig gebeten, zu seinem todtkranken Sohne zu kommen? Warum hat er auf des Herrn Wort so ohne Verzug umgekehrt, da doch der Herr gar nicht mit ihm ging? Doch gewiß, weil er dem Herrn glaubte. Also ein Glaube war schon da. Aber es meint doch etwas *Anderes*, wenn wir lesen, er glaubte mit seinem ganzen Hause. Ge-

glaubt an die Wunderkraft Christi hat er schon zuvor. Auch was der Heiland ihm sagte: „Geh hin! dein Kind lebet," das hat er ja geglaubt. Aber jetzt wurde er gläubig in dem Sinn, daß er den Herrn erkannte als den Messias, den Gesandten und Gesalbten Gottes, als den Heiland und Seligmacher, und daß er nun in seine Jüngerschaft eintrat. Wir lesen ja oft im Neuen Testamente, daß der Herr noch viele Jünger hatte außer seinen Aposteln. Der Königische war jetzt auch an den Herrn Jesum gläubig geworden. Er lernte erkennen, daß der Herr noch zu etwas ganz Anderem in die Welt gekommen war als um Wunder zu thun. Er verstand jetzt des Heilands Wort, daß der Glaube nicht der rechte sei, der sich nur an äußeren Zeichen und Wunder halte.

Besonders schön ist es, daß wir lesen, er glaubte mit seinem ganzen Hause. Also nicht er allein, sondern auch der Sohn, der todtkrank gewesen war und den der Herr so wunderbar wieder gesund gemacht hatte. Und auch die Mutter und wer sonst zu dem Hause gehörte. Sie alle waren durch Bande des Glaubens, der Dankbarkeit, der Liebe für immer an den Herrn gebunden. Hatte jenes Wort des Herrn an jenem Tage so viel gegolten und vermocht, so wird's auch nachher gegolten und gewaltet haben. Damit kam ein anderer Geist, ein neues Leben in das Haus. Es ist gar etwas liebliches, wenn Mann, Weib und Kind, die in einem Hause zusammen sind, auch von einer Mauer des Glaubens umschlossen werden, wenn sie auch im Wichtigsten und Größten, in der Hauptsache Eins sind.

Und nun freut uns auch, zu wissen, daß der Heiland an jenem Tage sein Netz nicht vergeblich ausgeworfen hat. Es sind ihm Fische, gute Fische hineingegangen. Es ist ein Königischer, es ist mit ihm sein ganzes Haus gläubig geworden. Das war herrlich. Nun werfe ich auch das Netz aus. Ich kann's freilich nicht auswerfen und auch Zeichen und Wunder sehen lassen wie der Herr that. Aber sein Wort hat ja an jenem Tage gegolten. Sein Wort muß auch bei uns gelten. Und die Zeichen und Wunder und die Thaten sind auch für uns geschehen, „auf daß wir Glauben und durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen." (Joh. 20, 31). Ach, daß der liebe Gott Gnade geben wollte, daß auch heute, daß jetzt Seelen in

Netz des Reiches Gottes gehen wollten und recht lernen würden glauben an den Herrn Jesum Christum! Ich will euch aber vorhalten das kleine Wort:

Am Glauben liegt's! Der Glaube thut's!

Der Glaube thut's, daß ein Mensch zu Christo kommt. Das ist aber die Hauptsache. Außer Christus ist kein Heil. Von ihm kommt Leben und Seligkeit. Er ist der Arzt, zu dem die Kranken kommen müssen. Er ist der reiche Mann, den wir arme Leute bitten müssen.

Wo aber kein Glaube ist, da kommt man auch nicht zu ihm. Der Glaube ist ein Zug im Gemüthe zu Christus hin. Der Glaube ist eine Macht, die ungesehen und leise, aber darum doch kräftig uns zu Christus hintreibt. Der Glaube denkt so hoch von ihm, sieht an ihm lauter Schönes, erwartet von ihm lauter Gutes und kann Christum nicht los werden. Christus ist der Magnet. Die gläubige Seele aber ist das Eisen, das von dem Magnet angezogen wird. Dann ist in der Seele auch eine Kraft, Christo näher zu kommen. Die Kraft wäre freilich nicht da, würde der Magnet nicht ziehen. Es ist die Kraft des Glaubens „eine Zuversicht deß', das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Es ist im Glauben die innere Gewißheit, daß von Christus und nur von ihm kommt das Heil und alles Heil.

Etwas von diesem Gedanken, von dieser Art muß in dem Herzen des Königischen zu Capernaum gewesen sein. Sonst wäre er nicht zu Christo gekommen. Der Mann war damals in einer sehr bedrängten Lage. Sein Kind, sein Sohn, lag zu Hause krank, das war ja Sorge für das Vaterherz. Nun nimmt aber die Krankheit überhand. Alle Arzeneien schlagen nicht an. Alle Aerzte wissen nichts mehr und stehen da rathlos. Brennender und verzehrender wird das Fieber mit dem Kranken. Aengstlicher und beklemmter wird das Vaterherz. Was ist zu thun? Es sind unter euch, die Aehnliches auch schon erfahren haben und wie schwer Einem da zu Muthe wird!

Da bringt Jemand ganz unversehens die Botschaft in's Haus, daß der wunderbare Mann, der Jesus aus Nazareth, der das Wasser zu

Cana bei der Hochzeit in Wein verwandelt, der andere große Wunder gethan hatte, wieder aus Judäa herauf auf dem Weg nach Galiläa sei. Der Vater, der Königische hört das. Das war ihm merkwürdig, daß der Prophet Jesus gerade jetzt wieder nach Galiläa kommt, daß er eben jetzt von ihm hört. Es bewegt seine Seele. Es ist ihm, als falle in die dunkle Herzkammer voll Kummer und Angst ein Lichtstrahl von Ferne her. Es läßt ihm keine Ruhe. Er will doch für sein armes, mit dem Tode ringendes Kind thun was er kann. Es mag der Weg weit sein. Aber zu weit ist er nicht. Er weiß, er hat sich um den wunderbaren Mann, der mächtig ist in Zeichen und Worten vor Gott und allem Volk, weiter bisher nicht bekümmert. Er ist nicht gegangen, ihn zu sehen und zu hören. Er hat ihn nicht zu sich eingeladen. Aber — hat er nicht so viel Herrliches und Gutes von ihm gehört? Ist ihm nicht gesagt worden, wie freundlich er sei, wie liebreich er die Armen und Elenden aufnehme, wie gern er helfe, wie ihm Keiner zu gering, auch ein Zöllner und Sünder nicht zu schlimm sei, daß er nicht herzlich zu ihm rede und unter sein Dach gehe? Darf er's da nicht auch wagen? Darf er nicht auch fragen und bitten? Und ist er jetzt nicht in der Noth? Und lehrt die Noth nicht beten?

Jetzt seh' ich den Mann schon auf dem Wege. Er hat keine Zeit, mit den Leuten zu discuriren, die ihm auf der Straße begegnen. Er hat einen ziemlichen Weg vor sich und wenig Zeit. Aber die Vaterliebe und die Herzenssorge beflügeln seine Schritte. Gegen Cana will er. Dort, in jener Gegend muß der Herr sein. Und wirklich — er hat ihn bald aufgefunden. Da kommt er schon heran und demüthig, ehrerbietig tritt der Vater vor ihn und bittet: Ach, Herr, komm hinab in mein Haus und hilf meinem Sohne! Denn mein Kind ist todtkrank!

Gewiß bitten darf Jeder. Und um so mehr, wenn es ihm ein rechter Ernst ist. Und diesem Manne war es ein rechter Ernst. Und denke doch Keiner vom Herrn, daß der das nicht wohl gewußt habe. Aber welche Antwort gibt ihm der Herr? Er sagt zu ihm: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht."

War das nicht eine harte Rede? War sie es nicht für den Mann in

seines Herzens Bedrängniß und Beklemmung? Es mag so scheinen, aber urtheilet nicht so schnell. Keines von uns, die wir den Herrn von andern Gelegenheiten her kennen, denkt einen Augenblick, daß der Herr des Königischen Kummer nicht mitempfunden habe; Keines von uns denkt, der Herr habe nicht helfen wollen. Aber der Herr war ein weiser Meister und Lehrer. Er freute sich, hier diese Spur des Glaubens im Herzen dieses Mannes zu entdecken. Aber er wußte auch, welche Gefahr da war. Der Mann sollte ja nicht nur künftig dabei stehen bleiben, daß Jesus in der Noth seines Hauses ihm sich gefällig erwiesen und an seinem Sohne das Wunder gethan habe. Der Mann sollte merken, daß wer mit Christus in eine nähere Beziehung kommt, ganz Anderes erlebt und erfährt als äußerliche Zeichen und Wunder. Und da behandelt der Herr den Königischen wohlweislich gar nicht anders als den Geringsten aus der ärmsten Hütte. Aber es sollte sich Alles herrlich weiter entfalten.

Was der Königische sich bei der unerwarteten Antwort des Herrn dachte, das kann ich freilich nicht sagen. Vielleicht das Wort ist ihm nicht so ganz klar gewesen, wo es damit eigentlich hinaus wollte. Das aber weiß ich, er hat sich durch das Wort nicht entmuthigen lassen, er ist auch nicht verdrießlich und widerwillig geworden. Er hat wohl gar nicht gezweifelt, daß der Herr recht habe, er möge jetzt auch meinen was er wolle. Und am allerwenigsten hat er, wie er da vor dem Herrn stand und ihm in's Auge und in's Antlitz schaute, daran gezweifelt, daß das der Mann sei, der ihm und seinem todtkranken Kind helfen könne und sonst Keiner. Daß das aber jetzt die Hauptsache sei, das war ihm auch gewiß. Er widerspricht also dem Herrn gar nicht. Er läßt sich aber auch auf eine Untersuchung jetzt gar nicht ein. Er geht auf die Hauptsache los. Er denkt, jetzt ist keine Zeit zu verlieren; entweder kommt er mit mir, dann ist's recht; oder er kommt nicht mit mir und dann ist Alles aus. Und darum dringt er eben nochmals recht auf den Herrn ein — und daran hat er auch gut gethan — und sagt: „Herr, komm hinab, ehe denn mein Kind stirbt."

So war die ganze große Noth dem Herrn gerade wieder vor die Füße gelegt. Und was that er nun? Gerade das nicht, was der Königische wollte. Der Mann dachte, der Herr sollte mit ihm kommen,

wie sonst wohl der Arzt mit ihm ging, wenn er ihn rief. Er sollte aber wieder überrascht werden und der Herr immer wunderbarer und herrlicher vor ihm stehen. Ihm sagt der Herr: „Geh' hin, dein Kind lebt!" Und jetzt lesen wir: „Der Mensch glaubte dem Wort, das Jesus zu ihm sagte und ging hin."

Wahrlich das war Glaube. Bitten läßt sich der Herr. Aber den Weg, wie er erhört, den läßt er sich nicht vorschreiben. Uns aber gibt er sein Wort und mit demselben heißt er uns hingehen. Und wohl dem, der wie der Königische, dem Wort glaubt und hingeht in der Zuversicht dessen, das er hofft und nicht zweifelt an dem, das er nicht siehet. Das Sehen kommt hernach schon. Es kam unterwegs bei dem Königischen, als ihm seine Knechte begegneten und ihm sagten: „Dein Sohn lebet!" Es kam, als er merkte, daß das Fieber gestern den Kranken verlassen hatte zu der Stunde, in der der Herr ihm gesagt hatte: „Dein Sohn lebet!" Es kam, daß ihm die Augen weit aufgingen, als er in sein Haus in Capernaum trat und sein Kind gesund und munter fand. Das war Freude. Aber nicht blos Freude an dem wiedergeschenkten Sohne, sondern Freude eines sieggekrönten Glaubens.

Und es ist so: Am Glauben liegt's! Der Glaube thut's! Das ist die geheimnißvolle, unsichtbare Kraft der Seele, sich zu halten an dem das man nicht siehet als sähe man es. Diese innere getroste Zuversicht auf Gottes Allmacht und Weisheit, Güte und Liebe, Gnade und Treue, das wirkt der Glaube. Zu Gott ist doch kein anderer Weg. Sehen mit äußeren Augen kann man ihn nicht, fassen mit Händen kann man ihn nicht. Inne werden kann man ihn aber doch. Man kann die Sonne auch nicht haben, man kann sie nicht fassen mit Händen. Ja, man kann nicht einmal mit dem schwachen Auge ihr in's strahlende Antlitz sehen. Aber in ihrem Lichte freut man sich. In ihren Strahlen sonnt man sich. In ihrer Wärme lebt Alles auf. So kommt auch Jemand zum Glauben an Christus und durch den Glauben zu Christus, dem Sohne Gottes, weil ihm die Worte Christi durch's Herz gehen; weil ihm Alles, was er von Christi hört, so ganz herrlich, heilig, göttlich, selig vorkommt, daß er sagen muß: „Dem ist kein Anderer gleich; der ist der Holdseligste, der ist in Allem so gut, so liebreich, so freundlich, so vollkommen, so durch und durch

wahr, so voll von ewigem Leben, von Heiligungskräften, von einem himmlischen Friedensgeist, so reich, so weise, so kindlich einfältig und doch so mächtig in Wort und That, daß ich nur mit Petrus ausrufen kann: Herr, wohin sollte ich gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens und ich habe auch geglaubt und erkannt, daß du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes!"

Wie nur die Menschen so thöricht sein mögen und denken, daß sie überhaupt ohne Glauben durchkommen können. Sie können es nicht einmal in ihrem Verhältniß unter einander. Es mag mir Jemand sagen, daß er mich liebe, daß er mein eigen sein wolle, daß er sein Leben lang treu und redlich zu mir halten wolle. Und wenn ich ihm einen Spiegel in's Herz hinein stellen könnte, so müßte ich doch glauben, daß es so sei und es wagen. Wenn ein Mann den andern in sein Geschäft hereinnehmen und ihn zum Theilhaber machen und ihm sein Vermögen und seinen Namen in die Hände geben will, so wird er seine Sachen und Verhältnisse, vielleicht seine Bücher und Rechnungen untersuchen. Er will eine Gewißheit haben. Und er mag Alles in wünschenswerther Ordnung finden. Aber weiß er denn gewiß, daß der Mann in drei und vier Jahren noch derselbe treue und redliche Mann sein wird? Oder kann er ihm denn heute durch's Herz und die Gedanken hindurchsehen, wie er es meine? Nein. Denn Wer kann eines Menschen Herz ergründen? Also — er muß eben auch glauben und trauen. Und wenn ich krank bin und des Arztes bedarf, so werde ich mich freilich an einen erfahrenen und tüchtigen Mann wenden. Aber ist es denn voraus ganz gewiß, daß der Arzt meinen besondern Fall auch recht verstehe und beurtheile, daß er mir gerade die rechten Mittel verschreiben werde? Auch da muß ich eben glauben und trauen.

So muß ich auch an Gott glauben; muß „glauben, daß er sei und denen, die ihn fürchten, ein Vergelter sein werde." Und ich habe freilich tausend und abertausend Beweggründe, das zu glauben. Der Glaube, obwohl er kein Sehen ist, ist kein zufälliges und willkürliches Ding. Erfinden kann man den lieben Gott nicht, sondern nur finden. Darum hat er seine „ewige Macht und Gottheit" kund gethan in den Werken der Schöpfung. Die Himmel erzählen seine *Ehre, die* Veste verkündiget seiner Hände Werk. Seine Heiligkeit

spiegelt sich in seinem Gebot, seine Liebe und Gnade ist offenbar in Christo Jesu, seine Gerechtigkeit in seinen Gerichten. Wenn wir's nur merken wollten! Der Unglaube, mit dem sich heutzutage Manche brüsten, zeigt nur eine Abgestumpftheit gegenüber den Kundgebungen der Majestät und Liebe Gottes. Der Unglaube ist gar nicht der normale, gesunde Zustand des Menschen, sondern Krankheit, gerade so gut wie der Aberglaube.

So müssen auch wir zu Christo, unserem Herrn und Heiland, kommen in einfältigem, kindlichem Glauben und zwar bittend, wie der Königische. Wir geben ihm nichts. Er lernt nichts von uns. Er ragt himmelhoch über uns Alle hinaus. Wir richten nichts aus. Wir bringen nichts vorwärts. Er hatte als Menschensohn nicht wo er sein Haupt hinlegte, außer zuletzt ein Kreuz. Aber sein Blut ist eine Arzenei der Völker geworden und seine Worte haben die Welt bewegt und bewegen sie noch. Johannes schreibt, er habe seine Herrlichkeit gesehen als die Herrlichkeit des Eingeborenen vom Vater voller Gnade und Wahrheit. Ja, aus seiner Fülle haben wir Alle genommen Gnade um Gnade. (Joh. 1, 14. 16).

Zöllner und Sünder sind zum Herrn gekommen. Er hat es ihnen, wenn ich so sagen darf, angethan mit seiner herzgewinnenden Freundlichkeit. Er stieß sie nicht von sich mit verachtendem Gefühl seiner Vorzüglichkeit. Er war so hoch über ihnen und doch wurde ihnen wohler bei ihm. Er schonte sie nicht. Aber er erbarmte sich doch über sie. Es ging die Macht heiliger Liebe von ihm aus. Das fühlten sie. Wie herrlich stand er vor ihnen!

Das ist nun ein Aufgang des Glaubens an den Heiland in einem Herzen. Bricht der Glaube recht durch, dann wird er eine Macht in ihm, die alle Schwierigkeiten überwindet. Das ist einmal gewiß, daß ein gläubiges Gemüthe nichts Herrlicheres und Seligeres in der ganzen weiten Welt kennt und weiß als Christum und daß es das wahrhaft Bleibende, das wahrhaft Gute, das Leben aus der Ewigkeit, allein von ihm lernt, kennt und hat.

Kann es eine wunderbarere und seligere Macht geben als der Glaube an Christus ist in eines Menschen Herzen? Am Glauben liegt's! Der Glaube thut's! Der Königische in unserem heutigen

Evangelium setzt sich über alle Bedenken, alle Schwierigkeiten, die Meinung der Leute, über Alles hinweg, kommt zu Christo und steigt von Glauben zu Glauben. Zachäus nimmt den Herrn, der sich bei ihm selber zu Gaste geladen, freudig unter sein Dach auf und er wird so ergriffen, daß er in herrlicher Freiheit vom Mammon, dem er vorher gedient, die Hälfte seiner Habe den Armen gibt und vierfach erstattet, wo er zuvor widerrechtlich genommen. War da nicht Glaube und war „seinem Hause nicht Heil widerfahren?" Petrus und die Andern verlassen Alles und folgen dem Herrn nach. Maria sitzt demüthig und lernbegierig zu Jesu Füßen und sammelt die Worte von seinen Lippen wie Gold und Edelsteine in die Schatzkammer ihres Herzens. Der Kaufmann gibt Alles hin was er nur hat, auf daß er die Eine köstliche Perle erlange. Der Schächer am Kreuz, zerknirscht wie er war, bittet Ihn, der neben ihm hing am Fluchholz: „Herr, gedenke mein, wenn du in dein Reich kommst!" Mitten in der Qual des Todes und Gerichtes sieht er schon die Pforten des Paradieses und den Thron der Gnade. Paulus, einst ein grimmiger Feind, jetzt der wärmste Freund, kann sagen, daß er „Alles für Schaden achte und für Koth, auf daß er Christum gewinne und in ihm erfunden werde." Und St. Johannes schreibt: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwindet!" Ja, am Glauben liegt's! Der Glaube thut's!

Wie will auch die Welt ohne Glauben durchkommen? Der Glaube an Christus ist wahrlich das Einzige, was uns über die Macht der Welt und des Sinnlichen und der Sünde und des Satans wahrhaft hinaushebt. Er allein verleiht der Seele Schwingen, die uns nach oben tragen. Wer keinen Glauben hat, der ist um eine ganze Welt, um die wahre Welt, die Welt des Ewigen, Unsichtbaren ärmer. Der Glaube ist die Hand der Seele, mit der sie die Gnade Gottes und das ewige Leben ergreift. Er ist die einzig tüchtige Ausrüstung des innern Menschen, in der er den listigen Anläufen des Feindes und aller Versuchung widerstehen, das Feld behalten und den Sieg davontragen kann. Durch den Glauben hat ein Mensch in seinem Kampfe Gott zum Bundesgenossen und kann mit Gott Thaten thun. Ohne Glauben ist er schutzlos der Macht der Finsterniß und der Sünde preisgegeben. *Darum* müssen wir Alle ernstlich beten: Herr, stärke uns den Glauben!

Am Glauben liegt's auch, daß wir finden, daß das Wort des Herrn lauter Wahrheit ist. Es mögen der Seele allerlei Gedanken kommen. Sie mag mit Zweifeln geplagt sein. Da weiß man dann nicht, was man soll und will. Man thut nichts mit Freudigkeit. Man ist unsicher in jedem Schritt und „unbeständig in allen Wegen." Kündigt man dann vollends dem lieben Gott den Gehorsam auf und setzt sich im Unglauben fest und verwirft man Gottes Wort und läßt sich von ihm nichts mehr sagen, da sinkt man vollends in's Bodenlose. Da ist dann einer Seele nichts mehr groß und herrlich und heilig und ewig gewiß. Das ist ein trostloses Ding. Das ist ein Himmel ohne eine Sonne daran, eine Nacht ohne einen Stern. Wie sollte denn der Unglaube an Gott und sein Wort uns zu etwas wahrhaft Edlem und Gutem begeistern können? Der Unglaube öffnet vielmehr dem Bösen, der Sünde das Thor. Er streicht uns Ewigkeit und Vergeltung aus unsern Gedanken. Er macht dem Gewissen eigentlich den Mund zu und läßt den natürlichen Menschen, seine fleischlichen Begierden los. Er entfesselt im Menschen gerade das, was an ihm das Schlechteste ist und der Bewachung und des Zügels am meisten bedarf. Welche traurigen Früchte der Unglaube trägt, das ist zu allen Zeiten offenbar geworden.

Nun muß der Glaube damit anfangen, daß ich dem Worte Gottes glaube. Ich muß der Botschaft, die ich von Gott höre, Glauben schenken. Ich muß, was die Botschaft mir sagt, demüthig vernehmen. Alles, was ich Liebes und Gutes über Christus höre, das ist lauter Einladung, daß ich an ihn glauben, daß ich zu ihm kommen soll. Alles, was er mir selber sagt, das muß ich fassen und mich daran halten und es halten. Dann wird's recht werden. Darüber darf Niemand bange sein.

Der Königische in unserem heutigen Evangelium hat von Christo gehört. Und was er hörte, das hat er nicht etwa nur so in den Wind geschlagen, sondern er hat es in sich bewegt. Er hat's daraufhin gewagt und ist zum Heiland gekommen. Der Herr hat ihn aber weiter führen wollen. Er hat ihm seine Bitte nicht gethan, wie er's wollte; er ist nicht in sein Haus gegangen. Gott läßt sich die Wege, wie er helfen soll, nicht vorschreiben. Aber der Herr hat

dem Königischen gezeigt, daß es dessen gar nicht bedürfe, daß er in sein Haus und an das Bette des Todtkranken trete. Er hat ihn allein nach Hause gehen lassen, aber ihm dazu gesagt: „Dein Sohn lebet!" Diesem Worte, das da von den Lippen Christi kam und das an die Stelle der Erfüllung des Wunsches des Bittenden trat, „glaubte der Mensch und ging hin". Es war für ihn ein Augenblick der Probe gekommen. Nach seinem Wollen und Erwarten ging es nicht. Statt zu gehen und zu helfen, geht der Herr nicht, gibt ihm nur ein Wort und heißt ihn auf dies Wort, diese Zusage und mündliche Versicherung der Hilfe hin trauen und gehen. Aber so groß war schon in seinem Herzen die Hochachtung gegen den Herrn, daß der Gedanke gar nicht aufkam, es könne auch anders sein, als er ihm sage. So bestand er die Probe. Zunächst sollte er immer weniger sehen, aber immer mehr glauben. Aber das war der Weg, auf welchem der Herr vor ihm immer größer und herrlicher, er selber immer gewisser und seliger wurde. Der Glaube thut's! Jenem Worte aus des Herrn Mund hat er in jenem Augenblick geglaubt. Und er fand sich nicht getäuscht. Wie mußte das ihn ermuthigen, ferner den Worten zu glauben, die er von Christo hörte!

Dem Worte Christi unbedingt glauben und trauen, das haben wir auch immer besser zu lernen. Das ist am Ende das ganze Christenthum. Wir müssen es wagen, Christo alle Weisheit, alle Liebe, alle Macht zuzuschreiben. Was er sagt, das muß gelten. Er kommt nicht zu uns, daß wir ihm helfen sollen. Wir kommen zu ihm, daß wir von ihm uns helfen lassen. Das wäre doch seltsam, wenn der Kranke dem Arzte vorschreiben wollte, was er ihm verschreiben soll. Unser Heiland kann sich auf dergleichen mit uns noch viel weniger einlassen. Er muß unbedingtes Vertrauen auf sein Wort und Gehorsam gegen dasselbe von uns fordern. Wenn er uns sagt, daß wir selige Leute seien, wenn wir uns für arm, in geistlichen Dingen sehr der Gnade und Hilfe bedürftig ansehen und uns helfen lassen, da müssen wir von unsern eiteln Einbildungen von unserer eigenen Stärke zum Guten, Göttlichen ganz herunterkommen. Es wird sich finden, daß das zu unserem Besten dient. Wenn er uns sagt, daß *wir selige* Leute seien, wenn wir in dieser unserer Gnadenzeit unsere

Sünde erkennen und darüber Leid tragen und Buße thun und durch Gottes Geist uns ein anderes Herze schenken lassen, da müssen wir sein Wort glauben und nicht im alten Leichtsinn, unbekümmert um unsere Seele, fortleben. Wenn der Herr uns sagt: Nicht Alle, die zu mir „Herr! Herr!" sagen, werden in's Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel, so müssen wir uns an diesem Worte prüfen und es soll uns ein Schrecken durch den Leib gehen, wenn wir daran denken, daß wir leben, als fehle uns der Himmel gewiß nicht, und doch fehlt so viel am thun den Willen des Vaters im Himmel. Wenn er uns sagt, wer sein Leben behalten wolle, der werde es verlieren, wer es aber verliere um seinetwillen, der werde es erretten zum ewigen Leben, da müssen wir uns auf diese ewige Wahrheit recht fest hin und ganz in sie hineinstellen und das Wort auf uns anwenden und uns prüfen und fragen, ob wir denn auch wirklich unser eigen Naturleben und Naturwesen und das Fleisch mit seinen Lüsten und des Herzens böse Neigungen drangeben und in den Tod geben aus Liebe zum Herrn — wie wichtig ist's, daß wir mit dem Worte Ernst machen! Und wenn der Heiland bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles sagt: „Das ist mein Leib, für euch gegeben; das ist mein Blut, für eure Sünde geflossen," so müssen wir auch daran nicht drehen und deuten und unseren Verstand darüber setzen wollen, sondern den ganzen vollen Sinn des Wortes lassen und des ganzen Segens uns freuen, den der Herr uns damit schenkt. Wenn man an dem einen Worte anfängt, etwas Anderes daraus zu machen, da fährt man an anderen fort. Wo wird man zuletzt hinkommen?

War es nicht gut, daß der Königische „dem Worte glaubte und hinging"? Der Herr hat ihn den rechten Weg gewiesen. Das hätte aber nichts geholfen, wenn er nicht geglaubt hätte, wenn er nicht gegangen wäre. Dort liegt bei uns gar oft der Fehler. Wir würden mehr vom Heil inne, würden wir besser dem Heiland folgen. Viele sind es, die bringen dem Wort des Herrn keinen Glauben, keinen Gehorsam entgegen. So erfahren sie gar nicht, was bei Glauben und Gehorsam für sie herauskäme. Nun aber klagen sie gar noch das Christenthum in der Welt an, daß es damit nichts sei und daß es

nichts besser mache. Mit ihrem Christenthum ist es freilich nichts und ist damit nie etwas Rechtes gewesen. Aber ganz anders würde sich die Sache stellen, wollten sie einmal nur recht dem Wort des Herrn glauben und folgen. Was kann der Arzt dem Kranken Gutes thun, wenn der Kranke sich vom Arzt nichts sagen läßt, wenn er seinem Wort nicht traut, wenn er seiner Anweisung nicht folgt?

Am Glauben liegt's! Der Glaube thut's! Das wollen wir uns in's Herze schreiben. Nun müßt ihr aber nicht denken, der Glaube komme nur so einmal unversehens in's Herz, ob ihr ihn wollet oder nicht wollet. Keineswegs! Nicht einmal die Noth an sich bringt ihn. Denn wenn die Noth den Glauben nothwendig bringen würde, da wären Alle, die in Noth und Elend sind, gläubige Leute. Das aber ist keineswegs der Fall. Die Noth an sich thut's gar nicht. Nein, man muß glauben wollen. Wenn Einer nicht glauben will, da ist freilich die Liebe und der Ernst Gottes an ihm verloren. Wenn aber Gott ihn auf allerlei Wegen zum Glauben zu bringen sucht, da muß der Mensch auch wollen und nicht allerlei Riegel und miserable Einwendungen vorschieben.

Mit diesem Glaubenwollen ist es aber gar eine ernste Sache. Wir reden ja nicht von einem bloßen Jasagen. Wir meinen vielmehr, daß ein Mensch sich von Allem losmacht und sich im Geist zu Christo kehrt und vor den Herrn tritt mit der Bitte um Leben, Leben gegen den Tod in uns. So hat der Königische gebeten um Leben gegen den Tod, der in dem todtkranken Sohn überhand nahm. Die Seele, die sich also zu Christo, dem Fürsten des Lebens, dem „der Vater gegeben hat das Leben zu haben in ihm selber", wendet, thut einen wichtigen Schritt. Im Unglauben bleibt man auf seinen alten Hefen sitzen. Das ist bequem und kostet gar keinen rechten Willen, gar keine Ueberwindung. Aber wer sich entschieden zu Christus wendet und demüthig bittend vor ihn tritt, der fährt vom alten Ufer ab und landet am neuen. Er wird Manches zu lassen haben, seine alten Hausgötter, böse Neigungen und Gewohnheiten, Menschenfurcht und Eigenliebe, und manches Andere. Er wird Vieles erfahren und Vieles zu lernen haben, daß er komme aus Glaube in Glauben. Aber getrost — es ist der Mühe werth, und war das Ende herrlich

beim Königischen, so wird es auch bei dir herrlich sein! Nur soll das Herz nicht doppelherzig, mit sich getheilt und im Streit sein, sondern redlich und ganz. Dann wird Alles recht werden. Am Glauben liegt's! Der Glaube thut's! Der Glaube siegt und triumphirt!

Amen.



Am 24. Sonntag nach Trinitatis.

(Matth. 7, 18—26.)

Phil. 1, 23: Ich habe Lust abzuscheiden und bei Christo zu sein, welches auch viel besser wäre.

Wir sehen den Herrn im heutigen Sonntagsevangelium durch die Straßen von Capernaum gehen. Neben ihm geht ein Mann, dem man es wohl anmerkt, daß Kummer und Sorge ihn drücken. Er ist zum Herrn gekommen mit der Bitte, zu seinem todtkranken Kinde zu kommen und ihm zu helfen. Der Heiland geht mit ihm. Aber, wie uns St. Markus berichtet, kamen ihnen unterwegs etliche von des Mannes Dienern entgegen mit der Botschaft, das Kind sei bereits gestorben. War's ein Wunder, wenn dem Vater das Herz im Leibe sank? Der Heiland aber hatte das rechte Wörtlein für ihn und sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, glaube nur!" Da schritten denn die zwei zusammen weiter und kamen nun an das Haus, das um des Todes des Kindes willen bereits ein Haus der Klage und der Trauer geworden war. Allerlei Leute waren, wie es zu gehen pflegt, aus der Nachbarschaft zusammengelaufen. Da war viel Schwatzens und Lärmens und dabei ist gar oft auch heute noch sehr wenig wahre Theilnahme. Sogar Trommler und Pfeifer waren da nach herrschender Sitte oder Unsitte, als sollte der Schmerz übertönt und übertäubt werden. Der Herr aber bricht sich kräftig Bahn durch den Haufen und sagt: „D

Mägdlein ist nicht todt, sondern es schläft!" Nun heißt es: „Da verlachten sie Ihn." Er ließ sie lachen und trieb sie alle aus dem Hause. Dann ging er hinein mit den Eltern. Da lag das Kind. Hatte der Tod nicht sein Werk gethan? Ja, freilich. Aber jetzt that der Fürst des Lebens das seine; er trat herzu und ergriff das Kind bei der Hand und sprach: „Thalita, Kumi!" „Mägdlein, ich sage dir, stehe auf!" Da stand das Mägdlein auf und wandelte.

Das Verlachen hat daran nichts ändern können. Das Mägdlein aber ist nicht die einzige, die auf des Heiland's Wort hin auferstand aus dem Tode. Auf sein Wort hin ist der Jüngling von Nain auferstanden aus dem Tode. Auf sein Wort hin kam Lazarus hervor aus seinem Grabe. Und aus dem Tod und Grab der Seele, darüber der Fels der Welt war gewälzt gewesen, sind Unzählige auferstanden durch das Wort des Herrn. Ja, sein Wort ist ein Wort des Lebens geworden vielen Völker. Es ist das Wort des Lebens für die Welt. Ist denn auch Verstand drin, lachen zu wollen spöttisch und ungläubig über das Wort, das solche Dinge thut?

Was nun aber gar lieblich ist, das ist, daß der Heiland den Tod da einen Schlaf nennt. Er durfte so reden. Sonst kommt der Tod den Leuten gar nicht freundlich und lieblich vor. Sie fürchten sich vor dem Tode. Vielen grauset, wann sie einen Todten sehen sollen. Man soll vom Tod nicht reden. Man soll an ihn gar nicht erinnern. Leben wollen die Leute, aber nicht sterben. Nun aber verwandelt uns da der Herr die Gestalt des Todesschreckens in ein liebliches Schlafen und Schlummern. Wo aber ein Schlafen ist, da ist ein Ausruhen; da erwartet man ein Erwachen und ein Hervorkommen und Hintreten in verjüngter Kraft und Frische.

Der Herr durfte also vom Tode reden, Er, der Todesüberwinder; Er, der Erstling unter denen, die da schlafen; der Heilige Gottes, der auch im Grabe ruhete, aber die Verwesung nicht schauen sollte und verklärt am dritten Tage auferstand und Leben und unvergängliches Wesen an's Licht brachte.

Wir denken heute an Manche, die einst vielleicht mit uns manchen Schritt im Leben zusammengingen; durch die uns Gott der Herr *manchfach* vielleicht gesegnet hat; die im Glauben an Christum und

sein hochheiliges Verdienst entschlafen sind und von ihrer Arbeit ruhen. Solcher Ende schauet an und folget ihrem Glauben nach!

Und jetzt haben wir da vor uns das Wort eines Mannes, dem auch vom Herrn Jesus Christus ein Ruf zum Leben, zum Neuen Leben zugekommen war. Der redet da auch vom Tode. Aber sehet — vor seinem Auge hat das Abscheiden von dieser Welt auch alle Schrecken verloren. Dabei ist für uns zu lernen. Hören wir denn:

Todesgedanken des Apostels Paulus.

Der Apostel ist weit davon entfernt, sich vor dem Sterben zu fürchten. Vielmehr ist er dazu so völlig bereit, daß er *wünscht abzuscheiden*. Und über das, was nachher seiner wartet, hat er eine *selige Gewißheit*; er weiß, *er wird bei Christo sein*.

Nun wollen wir aber doch nicht denken, als ob der Apostel gar nichts gekannt habe, was ihn noch an diese Welt knüpfte. Vielmehr sagt er uns selbst, daß ihm Beides hart anliege, das Scheiden und das noch länger Leben. Das Bleiben, schreibt er den Philippern, „um euretwillen," weil es „dienet, mehr Frucht zu schaffen." Das war ihm ein Bedenken auch bei der „Lust abzuscheiden." Und das können wir wohl verstehen. Das war ein edler Beweggrund. An dem Werk, das er durch Gottes Gnade als Apostel so lange geführt hatte, war ihm gelegen. Die Gemeinden, die er an so verschiedenen Orten gegründet, die Seelen, die unter seiner evangelischen Predigt waren zum Glauben an den Herrn erweckt worden, Alle, denen er etwas „von geistlicher Gabe mitgetheilt hatte, sie zu stärken und mit welchen er selbst war getröstet" und erquickt worden (Röm. 1, 11. 12), sie lagen ihm am Herzen. Man kann nicht nur so leicht sich losreißen von dem, woran man ein gutes Stück oder gar das Beste von seinem Leben hingegeben hat. Es war ein enges Band der Liebe, welches den Apostel an seine Gemeinden festhielt und sie an ihn. Das sehen wir ja deutlich genug wie aus Anderem (Apostelg. 20, 11—38), so aus allen seinen Briefen. Besonders zart und innig war aber sein Verhältniß gerade zu den Philippern (Phil. 4, 10—17; 1, 3—8). Also nach dieser Seite hin wäre ihm das Abschiednehmen nicht eben so leicht

geworden. Aber das war doch etwas ganz Anderes, als ein fleischlicher Widerwillen gegen das Sterben. Das war kein Hängen an der Welt um irdischen Lebensgenusses willen. Noch viel weniger war es eine Furcht vor Tod und Ewigkeit. Wer wie der Apostel tausendmal um des Bekenntnisses Christi willen dem Tod in's starre Antlitz herzhaft geschaut hat, der hat's gezeigt genug, daß er den Tod nicht fürchtet. Aber jene Bande der Liebe sind stark und die Freude am Werke, das der Herr ihm aufgetragen und darin er ihn so wunderbar gesegnet hatte, die hielten ihn, daß er ganz gerne noch länger in der Arbeit gestanden wäre. Darum ist es ihm aus dem Herzen gesprochen, daß ihm Beides hart anliege, das Scheiden und das Bleiben.

Was aber hätte sonst noch den Apostel hier an die Erde und das Zeitleben binden können? Wahrlich, in der Welt hatte er viel Böses erfahren. Was war sein ganzes Apostelamt und Missionsleben sonst gewesen, als ein Stehen und Gehen unter dem Kreuze? Konnte ja doch der Apostel reden, als sei ihm zu Muthe, wie wenn er durch seine Leiden sogar erstatten müßte, was etwa noch fehlte an den Leiden Christi (Col. 1, 24). Was die anderen Boten Christi erfuhren, das begegnete auch ihm. Wir sind „ein Schauspiel geworden der Welt und den Engeln und den Menschen." „Bis auf diese Stunde leiden wir Hunger und Durst, und sind nackt und werden geschlagen, und haben keine gewisse Stätte, und arbeiten und wirken mit unseren eigenen Händen. Man schilt uns, so segnen wir; man verfolgt uns, so dulden wir's; man lästert uns, so flehen wir. Wir sind stets als ein Fluch der Welt, als ein Fegopfer aller Leute." (1. Cor. 4, 9—13.) Höret ihr, welche Mittheilungen er aus der Erfahrung seines Apostelamtes zu machen hat: „Ich bin dreimal gestäupet, einmal gesteinigt, dreimal habe ich Schiffbruch erlitten, Tag und Nacht habe ich zugebracht in der Tiefe des Meeres, ich habe oft gereiset, ich bin in Fährlichkeit gewesen zu Wasser, in Fährlichkeit unter den Mördern, in Fährlichkeit unter den Juden, in Fährlichkeit unter den Heiden, in Fährlichkeit in den Städten, in Fährlichkeit in den Wüsten, in Fährlichkeit auf dem Meere, in Fährlichkeit unter falschen Brüdern; in Mühe und Arbeit, in viel Wachen, in Hunger und Durst, in viel *Fasten, in Frost* und Blöße, ohne was sich sonst zuträgt, nämlich daß

ich täglich werde angelaufen und trage Sorge für alle Gemeinden." (2. Cor. 11, 23—28.)

Wahrlich, wer also sein Kreuz trägt und dabei Christum im Herzen, dem bietet diese Welt wenig und Todesgedanken können ihm nur zum Trost werden.

Denket daran, unter welchen Umständen der Apostel eben damals an die Philipper schrieb. An der Hand, mit der er vielleicht die Feder führte, lag die Kette, die den Apostel bei Tag und Nacht an den römischen Kriegsknecht fesselte, der ihm keinen Augenblick von der Seite wich. Nach Rom war er gekommen durch die Verfolgung der Juden, seiner eigenen Landsleute. Um ihren Mordplänen zu entgehen, hatte er sich vor römischen Richtern auf den Kaiser berufen. Vor den Kaiser war er gestellt worden, nach langer, gefahrvoller Reise endlich angelangt in der Weltstadt Rom. Der Kaiser aber war Nero, ein Blutmensch, dem es auf Ein oder Eintausend Menschenleben nicht ankam. Und Paulus hatte sogar an Timotheus zu schreiben: „In meiner ersten Verantwortung stund Niemand bei mir, sondern sie verließen mich Alle. Es sei ihnen nicht zugerechnet." (2. Tim. 4, 16.) Und wohl mögen wir denken, daß der Apostel selbst überzeugt war, daß der bedeutendste Theil seiner Arbeit gethan und der Lauf doch bald vollendet sei. Aus diesen „Todesgedanken" heraus schreibt er ja auch: „Ich werde schon geopfert und die Zeit meines Abscheidens ist vorhanden." (2. Tim. 4, 6.)

Nach diesem Allen dürfen wir ja wohl sagen, daß die Welt den Apostel nicht fesseln und ihm darum der Abschied von ihr nicht schwer werden konnte. Er hatte auch keine Welttage gesucht. Dazu kam aber noch etwas ganz Anderes, Und das war noch viel wichtiger. Er wußte nämlich für sich etwas unendlich Besseres. Das war: „Bei Christo zu sein."

Mit diesem Worte spricht der Apostel Alles aus, was er Wünschenswerthes, Herrliches, Seliges sich denken konnte. Mehr wollte er nicht. Weniger aber auch nicht. In dem Worte Christus lag für ihn Alles. Andere mögen ihr Leben an der Welt haben. Er konnte sagen: „Christus ist mein Leben." Wie muß er den Herrn

so lieb gehabt haben! Und nun ist kein Wunder, daß er Lust hat, bei ihm zu sein. Und „das wäre auch viel besser."

Da müssen wir nun daran denken, daß das Wort Christus für den Apostel eben kein bloßer leerer Klang war. Für die Meisten, die doch auch Christen heißen, ist Christus eben auch ein Name, wie viele andere Namen, die sie sonst schon gehört hatten. Sie kennen Christum nicht näher und stehen ihm auch nicht näher. Es ist in ihr Herz nichts eingedrungen; sie haben keine Erfahrung gemacht, wodurch sie auf immer an Christum fest angebunden wären mit Banden des Dankes und anbetender, hingebender Liebe. Bei ihnen ist noch nichts anders, in ihnen noch nichts überwältigt und gründlich der innere Mensch umgestimmt und erneuert worden. Darum steht Christus auch noch nicht groß und herrlich vor ihnen. Und sie machen es nicht wie die Frau im heutigen Evangelium, die sich ernstlich herandrängt, um nur den Saum des Kleides Christi zu berühren und heil zu werden. Sie weichen ihm vielmehr aus, als hätten sie gerade Angst davor, daß „eine Kraft von ihm ausgehe". Die kennen eben den Herrn noch nicht.

War's nicht bei Paulus auch also gewesen? Allerdings, und noch viel schlimmer. War ja der Mann als ein Saulus ein so bitterer Feind Christi gewesen und hatte ja gegen ihn und sein Kreuz und sein Evangelium und seine Gemeinde gar gewaltig geeifert. Auf diese Zeit schaute Paulus aber zurück mit Schmerz. Damals hielt er Christus auch für einen todten Christus. Als aber „es Gott wohl gefiel, daß er seinen Sohn offenbarte in ihm" (Gal. 1, 16), und die Hand und der Geist des Herrn ihn gewaltig ergriff, da merkte er, daß dieser Christus nicht todt, sondern lebendig und lebengebend, ein Erwecker der Todten sei. Da fiel es Paulus wie Schuppen von den Augen. Was ist ihm da im Glauben an Christus die Herrlichkeit eines neuen Lebens aus dem Quell rechtfertigender Gnade Gottes aufgegangen! Das war nun wirklich eine gründliche Umwandlung, eine rechte Bekehrung aller Herzensregungen und alles Denkens und des ganzen Willens zu Christo hin. Nun konnte der Apostel, aus Christi Fülle nehmend Gnade um Gnade und ganz dem Herrn mit *Leib und Seele* sich hingebend, sagen: Nicht mehr ich lebe, sondern

Christus lebet in mir, und was ich noch lebe im Fleisch, das lebe ich im Glauben des Sohnes Gottes, der mich geliebet und sich selbst für mich gegeben hat. Und an ihm war das Wort des Herrn erfüllt: Wer an mich glaubet, von dessen Leibe sollen fließen Ströme des lebendigen Wassers. Darum ist Paulus auch hingegangen und hat mit freudigem Aufthun seines Mundes verkündigt Christum, der um unserer Sünden willen getödtet, aber auch um unserer Rechtfertigung willen auferstanden ist. Und nie hat Jemand Christum gepredigt mit mehr Wirkung. Nie war das Wort vom Kreuze kräftiger, als es sich unter der Predigt des Apostels erwies.

Da ist ja kein Zweifel, daß der Herr mit Paulus war; daß er ihn begleitete mit seiner Gnade und seinem Segen. Er war bei ihm, ob er dort in Philippi redete zum Kerkermeister, oder in Athen stand auf dem Markte, oder dort am Ufer des Meeres niederkniete und betete mit den Aeltesten der Gemeinde von Ephesus, oder stand vor Nero, dem Kaiser, sich zu verantworten; ob sie ihn auch Alle verließen, der Herr „stand bei ihm". Der Herr war bei ihm auch, als er diese Worte unseres Textes schrieb und die Todesgedanken kamen. Galt doch jenes Wort auch dem Paulus: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende!"

Aber jetzt sagt der Apostel doch, er wünsche sich, „bei Christo zu sein". Das ist doch etwas Anderes, etwas unendlich Besseres. Wenn in dieser Welt Christus auch bei uns ist, da ist immer auch viel Anderes da. Da drängt sich immer auch noch Fremdes, Widerwärtiges herein; da hat man mit Menschen zu thun, die vielleicht gar nicht mit Christus und für ihn sind; da ist steter Anlauf, Anfechtung und Störung des Friedens; da hat man mit der eigenen Schwachheit und auch mit den listigen Anläufen des Teufels noch alle Tage zu kämpfen und ist nie frei von Gefahr und Sorge. Ganz anders, wenn wir einmal bei Christo sind. Hier ist Alles noch Stückwerk und voll Fehler, dort ist Vollkommenheit. Hier ist Vieles dunkel, dort werden wir erkennen, gleich wie wir erkannt sind. Hier ist nichts ganz rein, ganz gut, ganz selig; dort aber beim Herrn ist Freude die Fülle und liebliches Wesen zu seiner Rechten immer und ewiglich. Und dort ist die Gemeinde der vollkommenen Gerechten und die heiligen Engel

Gottes allzumal, und dort ist die Wolke von Zeugen, und dort sind sie Alle, die gekommen sind aus Trübsal und Angst, und haben ihre Kleider gewaschen und haben sie helle gemacht im Blute des Lammes, und das Lamm mitten auf dem Throne wird sie weiden und leiten, und Gott wird abwischen alle Thränen von ihren Augen!

Dort, bei Christus, zu sein, dazu hatte Paulus Lust. War's ein Wunder? Nein. Warum nicht? Weil er darin seiner Sache völlig gewiß war und darum wußte, daß er durch das Scheiden von diesem Leben rein gar nichts verlieren, sondern nur gewinnen konnte.

Es ist nichts schlimmer als geplagt zu werden von Zweifeln. Wem nichts gewiß ist, der ist gleich Einem, der Angst hat, daß der Boden unter seinen Füßen jeden Augenblick brechen könne. Der ist unbeständig, unsicher in jedem Schritt und Tritt. (Jacob. 1, 8.) Wer im Glauben nicht fest und unbeweglich ist, wie sollte man erwarten, daß er um seines Glaubens willen viel wagen werde? Es ist ihm alles schwankend und immer plagt ihn der Gedanke wieder, daß Alles auch ganz anders sein könnte und es mit allem Glauben nichts sei. Das ist nun ein großes Uebel. Zwischen den zwei Mächten, Glauben und Unglauben, wird der arme Mann hin und hergeworfen, und kommt zu keiner Ruhe und keinem Frieden. Wer darüber nicht klar ist, wo er eigentlich hin will, der wird nicht weit kommen. Und wer auf's Ungewisse läuft, der wird verirren.

Das war nun nicht so beim Apostel Paulus. Ihm war die Wahrheit des Evangeliums von Christo so gewiß wie der Erdboden unter ihm und der Himmel über ihm. Darum konnte er auch Alles dafür wagen. Darum konnte er sagen, daß er Alles für Schaden achte und für Koth, auf daß er Christum gewinne und in ihm erfunden werde. Es ist doch keine Kleinigkeit, sich um seines Glaubens willen hinauswerfen, schlagen, steinigen, auf alle Art spotten und mißhandeln lassen. Da muß man seiner Sache, seines Glaubens sicher sein, um das und Alles geduldig hinzunehmen und das Leben selbst dafür einzusetzen. Und dabei ist nicht zu vergessen, daß das bei dem Apostel Paulus nicht eine Sache vorübergehender Aufwallung des Gefühls war. Es war nichts weniger als ein Schwärmen. In der größten Ruhe *und Nüchternheit* und Besonnenheit geht er dahin, und zwar von

seiner Bekehrung an bis zum Ende. Niemand konnte klarer sein, als er es war, über das, was er glaubte, dachte und wollte. Niemand konnte mit sich mehr im Reinen sein, als er es war, über das, was die Aufgabe seines Lebens war. Niemand konnte sich mit größerer Ruhe und Ausdauer an das ganz hingeben, was er einmal als das Beste und Wichtigste erkannt hatte. „Ganz war der Mann, wie er begann; ganz, als sein Lebenshauch zerrann."

Dieser Apostel Paulus ist darum dessen auch so vollkommen gewiß, daß er bei Christo sein werde. Wenn Einer irgendwo ausziehen soll und weiß nicht, wo einziehen, so befindet er sich in einer sehr bösen Lage. Paulus wußte, daß er da unten bald werde ausziehen müssen. Er wußte, daß diese Leibeshütte bald zerfallen werde. Aber darüber machte er sich nicht die geringste Unruhe. Er wußte, daß er bei Christo sein werde. Er wußte, daß er habe ein Haus von Gott erbauet, im Himmel, welches ewiglich währet. Da er nun ganz gewiß dessen war, daß er in eine unendlich bessere Heimath einziehen werde, warum hätte er sich nicht freuen sollen des Gedankens des Todes, des Abschieds von hier? Und warum hätte er nicht Lust haben sollen, bei Christo, seinem Herrn, seinem Heiland, seinem besten Freund, und bei ihm in der Herrlichkeit zu sein? Es ist nicht gut, wenn wir den Apostel hierin nicht verstehen können. Wenn man in seiner Glaubensgewißheit und Glaubensfreudigkeit steht, dann weiß man selbst Etwas aus eigener Erfahrung von „der Lust, abzuscheiden und bei Christo zu sein".

Der Meister, von dem Paulus lernte und in dessen Nachfolge er dahin ging, ging ihm voraus eben auch in dieser seligen Gewißheit des ewigen Lebens. Darum sagt er zu seinen Jüngern, die er auf seinen Abschied von ihnen vorbereitete, mit solcher herrlichen Ruhe: „Ich gehe zum Vater." Darum redete er so lieblich und tröstlich von „seines Vaters Hause, in welchem viele Wohnungen sind." Darum bittet er so freundlich für sie: „Vater, ich will, daß wo ich bin, auch die seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebet, ehe der Welt Grund geleget war." Und darum versichert er seinen Jüngern auch: „Wo ich bin, da soll mein Diener auch sein."

Und mit derselben Zuversicht reden die lieben Apostel vom ewigen Leben und von der zukünftigen Herrlichkeit, die Gott geben will und gegen welche alle Leiden der Zeit nicht zu achten sind. Darum sagt Johannes in fröhlicher Hoffnung: „Meine Lieben, wir sind nun Gottes Kinder; und es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden. Wir wissen aber (merket die Zuversichtlichkeit!), wenn es erscheinen wird, daß wir ihm gleich sein werden, „denn wir werden ihn sehen, wie er ist." Dies wirft auch ein Licht auf das Wort: „Bei Christo zu sein."

Auch bei den ersten Christen in den Zeiten der Verfolgung und Trübsal — wie stand bei ihnen das Bekenntniß der Hoffnung des ewigen Lebens so fest! Getrost und muthig starben sie auch den Märtyrertod um dieser Hoffnung willen. Und der Tag des Todes erschien ihnen darum als der rechte Geburtstag. Mit ihnen aber und mit allen Aposteln bekennt die ganze gläubige Christenheit noch heute: „Ich glaube an die Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben."

Das Abscheiden nun haben wir Alle auch vor uns. Ihr, denen das Leben heute lacht, die ihr jugendlich munter umhergehet, die ihr meinet, die Bahn des Lebens liege unabsehbar vor euch, vergesset es nicht, daß alle Herrlichkeit des Fleisches ist wie des Grases Blume auf dem Felde, die am Morgen blühet, schnell abgehauen und bald welk wird und darum lasset mich euch das alte gute Wort zurufen: Gedenke an deinen Schöpfer in deiner Jugend, ehe denn die bösen Tage kommen und die Jahre herzukommen, von denen man sagt, sie gefallen uns nicht!

Und ihr, die ihr drin stehet in des Lebens Mühe und Arbeit und die ihr oft unter der Last und Plage der Tage seufzet und ausrufet: Es ist zu viel, zu viel! — Hütet euch, daß euch der Erde Sorge und der Welt Mühe und das Drängen des Irdischen nicht am Ende gar Alles werde und für etwas Anderes und Besseres und Höheres nicht am Ende gar kein Raum im Herzen und gar keine Zeit im Leben bleibe!

Ihr aber, die ihr drin stehet im Besitz und Genuß der Güter dieser Welt, die ihr saget: „Das Leben ist schön und der Genüsse sind viele und jeder Tag bringt neue Freuden und Ehren" — o vergesset nicht,

daß es „vor Abend anders werden kann als es am frühen Morgen war.“ Die Stunde kommt und kommt vielleicht viel früher als ihr je denket, wo es heißen wird: „Bestelle dein Haus, denn du mußt sterben und wirst nicht lebendig bleiben!“ Seid ihr bereit?

Und ihr, die ihr nach vieler Tage Plage vielleicht schwach und lebensmüde mit zitternden Knieen dem Grabe näher kommt, bald, bald wird der Bote der Ewigkeit euch winken und die Frage gilt auch euch: Seid ihr bereit?

Darum — daß wir einmal abscheiden müssen von hinnen, das ist uns Allen gewiß. Aber: Haben wir auch die selige Gewißheit, mit welcher der Apostel hinausschaut auf's ewige Ziel?

Das müssen wir uns in unseren Zeiten mit besonderem Ernste fragen. Die Menschen halten sich ja heutigen Tages ohnehin so wenig an unsichtbaren Kräften und Gütern. Die Dinge des Geistes sind ihnen so fremd. Es gilt nichts, das man nicht mit den Händen greifen und mit den Augen sehen kann. Die sinnliche, sichtbare Welt, die Sinnlichkeit, das Fleisch, das Geld, der Sinnengenuß, das Irdische ist die große Macht an die sie glauben. Alles Andere ist ihnen ungewiß oder auch gar nicht für sie vorhanden. Sie wollen davon gar nichts hören noch wissen. Was nicht auf den äußerlichen Lebensgenuß zielt, ist ihnen nichts werth. Darum können sie sich auch so gar nicht halten an der Hoffnung des ewigen Lebens. Es soll gar nichts liegen hinter diesem Dasein der Zeitlichkeit. Alles sei aus jenseits des Grabes. Dort ist eben ewige Nacht und Todesstille. Dort ist kein Leben, kein Erkennen, kein Empfinden, kein Wollen mehr. Dort ist kein Gott, kein Licht; auch keine Vergeltung, kein Wohl und kein Weh; es sei darum auch ganz einerlei, wie man hier lebt; oder was man hier ausstreut, Gutes oder Böses, es geht ja von dem Einen so wenig auf als von dem Andern. Dort ist Alles, Alles aus, aus auf ewig. Darum so lang wir da sind, gilt's zu leben — lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!

Lasset mich absehen diesmal von dem Fundament, auf dem eine solche Betrachtung der Welt und des Lebens steht und mit welchem es in der That schlecht bestellt ist. Aber ich frage euch: Sind das tröstliche Gedanken? Kann die Seele sich daran stärken und aufrichten?

Oder wird das ermunternd und stärkend und erhebend auf die Menschen wirken? Liegt darin irgend Etwas, das dem Menschen eine Kraft geben, ihn aus den Banden der Sünde, die Alle fühlen, befreien oder das ihm Liebe zu allem Guten oder Liebe zu seinen Mitmenschen einflößen könnte? Oder — ist denn die Sache so gewiß, daß kein Gott, keine Ewigkeit, keine Vergeltung ist? War denn unser Herr Christus ein Lügner oder ein unklarer Schwärmer, daß er uns sagt von seinem Gehen zum Vater und von des Vaters Haus und von der ewigen Herrlichkeit? Oder waren seine Jünger falsche Zeugen, daß sie uns ihn predigten als den Auferstandenen? Muß denn wirklich kein Gott sein? Oder muß denn Gott sein ein Gott der Todten, weil ungläubige Leute es so haben wollen?

Nein, so lang das Wort noch in Schriften steht fest und unbeweglich; so lang das Wort noch mit gewaltigem Ernst uns in's Gewissen redet und zeugt wider die Sünde; so lang aus diesem Worte uns anwehet ein Geist, der nicht aus der Welt kommt; so lang dieser Geist uns im innersten Herzensgrund antreibt, Werke zu thun, die der Ewigkeit und Gott angehören und „unvergängliche Speise" zu wirken, so lang wollen wir auch freudig bekennen: **Ich glaube an ein ewiges Leben.**

Und dieser Glaube sei auch bei uns **Freudigkeit**, wie er es beim Apostel war. Ihm ist der Gedanke so erquickend, daß seiner **am Ziel** das **Kleinod** wartet; daß ihm seine **Beilage** bewahrt ist; daß eine **über alle Maßen wichtige Herrlichkeit** auch seiner wartet. Und so begreifen wir es recht wohl, daß er **Lust hat, bei Christo zu sein.** Es war das ja keineswegs die Unzufriedenheit eines über den Gang des Lebens mürrischen Gemüthes. Es war vielmehr die Freude eines Kindes, das Aussicht hat, bald aus der Fremde heim zu kommen; es war der ganz natürliche Wunsch eines Freundes bei dem Freunde zu sein, dem er Alles verdankt und bei dem er sich darf auf ewig zu Hause und wohlversorgt wissen.

Vielleicht wir können es nicht leugnen, daß uns beim Gedanken des Todes oft gar unheimlich zu Muthe werden will. Von der Ferne angesehen, da kann man es immer noch leichter nehmen. Aber je schärfer man vor den Tod hintritt, desto ernster wird er. Die Natur wehrt

sich gegen das Sterben. Und doch — ist der Tod nicht eine Erlösung von vielen Uebeln? Ja, wenn er nicht noch größere Uebel bringt! Der Stachel des Todes ist die Sünde, sagt der Apostel. Dort liegt es. Sterben, das ist an sich nichts. Aber das Gericht, das nachher kommt und das Offenbarwerdenmüssen und die Abrechnung und die Auszahlung — das hängt hinten am Tode. Darum will uns unheimlich werden beim Gedanken an das Hinweggehen von hier.

Muß das so sein? Nein, gewiß nicht. Aber der Fehler ist, daß wir Christum noch nicht genug kennen, als den der auch für uns die Sünde ganz überwunden hat und hat sie hinweggethan in seinem Blute und hat uns gerecht gemacht vor Gott dem Vater und damit dem Grabe seine Schrecken und der Hölle den Sieg genommen. Das aber ist sein Ruhm. Den müssen wir ihm ja nicht verkürzen. Das ist seine Gnade und Gabe. Da müssen wir mit aller Demuth, aber auch mit rechtem Vertrauen zugreifen. Das allein vertreibt die Angst des Sterbens und die Schrecken des Todes. Das allein versüßt uns das Scheiden und macht uns das Sterben zu einem Entschlafen. Das allein hilft, daß wir „kein Unglück fürchten, ob wir schon wandeln im finstern Thale; denn Er der Herr ist bei uns und sein Stecken und Stab trösten uns."

Freunde, der Herr war schon lange bei Paulus, ehe Paulus ganz bei ihm war. Das war das Herrliche. Er will aber auch sein bei uns. Denn er hat es uns zugesagt: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!" Daran halten wir uns. Nun wollen wir aber unser Bestes thun, daß er bei uns bleiben kann und uns seine heilige selige Gegenwart gönnen. Und wenn's je Störung geben sollte, oder wenn's in uns oder um uns dunkel werden wollte, oder die letzte Nacht kommen, da wollen wir bitten und flehen: Herr, bleibe bei uns, denn es ist Abend geworden und der Tag hat sich geneiget!

Amen.



